

Mitteilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigiert von
Dr. A. Harricka und Dr. O. Weber.

Einundvierzigster Jahrgang.

2. Heft. 1902.

Der dreißigjährige Krieg in Aussig und
Umgebung.

Von
E. Jahnke.

1618—1630.

Aus den ersten dreizehn Jahren des furchtbaren Krieges, der die Kulturentwicklung Böhmens so verhängnisvoll unterbrach, sind über die militärischen Vorgänge in Aussig und dessen heute mit ihm zu einer Bezirkshauptmannschaft vereinigten Umgebung nur sehr wenige und leider recht inhaltsarme Nachrichten bisher veröffentlicht worden. Diese Spärlichkeit, sowie die Möglichkeit, daß neu austauchende geschichtliche Notizen durch die bisher ermittelten ihre Erklärung finden, werden es rechtfertigen, wenn ich auch diesen Zeitraum bei der Zusammenstellung der Ereignisse berücksichtige, welche mir aus der Gegend von Aussig während des Krieges bekannt geworden sind.

Nur aus den Strafen, die nach dem Siege Kaiser Ferdinands II. über die „Rebellen“ verhängt wurden, erfahren wir, daß neben der Stadt Aussig, in der die Erbitterung der Protestanten sich bereits im Jahre 1617 durch die Ermordung des Primators Johann Schöffler Luft gemacht hatte, der weitaus überwiegende Teil des in der Umgebung begüterten Adels an dem Aufstande gegen das Haus Habsburg beteiligt war. ¹⁾

1) Es wurden wegen Teilnahme an dem Aufstand bestraft: Friedrich von Bila auf Großtschan; Johann Nikolaus Hochhauser von Hochhaus auf Hlinai; Mitteilungen. 41. Jahrgang. 2. Heft.

Die uns überlieferten Urtheile sind leider so summarisch, daß man ans ihnen nicht entnehmen kann, welcher Straftaten sich die einzelnen schuldig gemacht hatten. Nur von einem einzigen der Bestraften wird ausdrücklich angeführt, daß er sich an den Rüstungen gegen den Kaiser beteiligt habe, von Hans Tham von Sebottendorf. Er war eigentlich Untertan des Kurfürsten von Sachsen; aber außer dem Gute Rottwernsdorf bei Pirna besaß er Schönwald in Böhmen und hatte sich daher gemäß dem Aufgebot der Stände vom 27. Feber 1619 durch Stellung des 20. Mannes und in eigener Person an dem Kriege zu beteiligen. Persönlich in den Krieg zu ziehen, untersagte ihm jedoch auf seine Anfrage vom 17. April am 20. desl. Monats der Kurfürst und gestattete ihm nur, die „Pferde, mit denen er der Krone Böhmen zu dienen schuldig sei“, den Ständen zu stellen.¹⁾ Bei dem vom Leitmeritzer Kreise gestellten Contingent (170 Reitern, 600 Mann z. F., 36 Heerwagen), das am 18. April 1619 in Prag einrückte, werden sich also die Leute Sebottendorfs noch nicht befunden haben.

Vom Kriege blieb ja Nordböhmen zunächst ganz verschont; es bedurfte auch keiner militärischen Besatzung, solange die Stände, bezw. der neue König in dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, einen ihnen gutgesinnten Nachbarn erblicken durften. Daß er ein Heer anwarb und von diesem Abteilungen nahe an der Grenze, in Pirna, bequartierte,

Friedrich Hora von Döelowitz auf Hottowitz und Ebersdorf; Albrecht Kefule von Stradonitz auf Sobochleben; Ulrich Kinsky von Wchinitz, dem die Dörfer Waltirsche, Wital, Wittine und Warta gehörten, Oberst in der böhm. Armee († 20. Jan. 1620); von der Familie Kölbl von Geising: Bernhard auf Oberpröblich und Herbitz; Adam, der Besitz in Pröblich hatte, Wilhelm auf Pröblich, Wenzel und seine Brüder auf Böh.-Kahn, Johann Hermann auf Johnsdorf († Ende 1619 oder anfangs 1620), Peter, Otto und Rudolf auf Kulm; Friedrich von Salhausen auf Schwaben; Hans Tham von Sebottendorf auf Schönwald; Wenzel Steinbach von Steinbach auf Bockau. Unbestraft (d. h. begnadigt) blieben: Rudolf von Büнау auf Untertürmiz; Johann Heinrich, Adam und Peter Kautsch von Kautsch auf Obertürmiz und Steben; Wilhelm Kinsky von Wchinitz auf Teplich. — Als unbeteiligt an dem Aufstand erscheinen: Günther von Büнау auf Blankenstein; Hans Abraham von Bock auf Großprießen; Esther Kölbl von Geising (Gefrau des Johann Hermann) auf Schöbriz; Polyxena von Lobkowitz auf Schreckenstein, die allein unter den Gutsbesitzern in der Umgebung Aussigs dem katholischen Glauben angehörte.

1) H.-St.-A. Dresden, Vol. 9170, 10 Buch Unruhen im R. Böhmen, 402, 403.

— Ich gebe das Datum überall nach dem neuen Kalender; wo es zweifelhaft ist, ob die Quelle dieses oder das alte Kalender bietet, mache ich es kenntlich.

hatte noch nichts Beunruhigendes. Als er aber offen für den Kaiser Partei ergriff und dieser ihn am 6. Juli 1620 zu seinem Kommissär gegen Böhmen ernannt hatte, erschien die Umgebung von Aussig zunächst vom Kriege bedroht, und militärische Maßregeln wurden notwendig. Ein kleiner Vorfall vom Jahrmart in Aussig — wohl dem Bartholomäi-Markt Ende August 1620 — kennzeichnet die erbitterte Stimmung über den Kurfürsten, die sich darob der enttäuschten Bevölkerung bemächtigt hatte. Ein auf dem Jahrmart anwesender Nadler aus Brüx machte seinem Unmut vor seiner Verkaufsbude mit den Worten Luft: „Ich wollte, daß dem Kurfürsten von Sachsen der Teufel den Hals bräche, wenn er sich aufs Pferd setzte und fortziehen wollte.“ Einen Weißgerber aus Pirna, der diese Rede hörte, erzürnte die Verunglimpfung seines Landesherrn so, daß er auf den Brüxer losschlagen wollte. Umstehende fielen ihm aber in den Arm, so daß er sich begnügen mußte, zu drohen, er werde den Brüxer „schmeißen“, wenn er ihn in Pirna antreffen sollte.¹⁾

Als in Prag die ablehnende Antwort (vom 27. Aug.) bekannt wurde, die der Kurfürst der böhmischen Gesandtschaft (welcher auch Friedrich von Bila angehörte) zu teil werden ließ, erwartete man den Einmarsch des sächsischen Heeres von Pirna her in Nordböhmen; aber schon am 4. September wußte man in Prag, daß der Kurfürst gegen die Lausitz operiere.²⁾ Trotzdem wurden einige Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Aus Aussig selbst hören wir jetzt von einer „bürgerlichen Wache unterm egl. Rathhaus“, während sonst nur von Wachen unter den Thoren die Rede ist.³⁾ Das „Haus“ (Schloß) Schreckenstein wurde — wohl jetzt erst — mit ständischen Truppen besetzt.⁴⁾

1) Speck, Zur Geschichte der Stadt Pirna im 30jähr. Kriege. (Programm der Realschule zu Pirna, 1889), 47.

2) Zeitschr. d. B. f. Gesch. Schlesiens 21, 308.

3) III. Protocollum, 128 (im Aussiger städt. Archiv): Schreiben des Rates vom 17. Juli 1637, daß 1620 Andreas Butterschneider in der bürgerlichen Wache unterm egl. Rathhaus ohne Ursache nächtlicher Zeit einen Mitwächter mit einem Dolch ermordet und deswegen in Arrest genommen worden sei. B. sei aber entflohen, habe sich „stillschweigend“ durch sein Weib als Einspänniger im Regiment des Herzogs Heinrich Julius von Sachsen (also einem kaiserlichen) „unterhalten“ lassen und habe nach einigen Monaten „sein Leben aufgeben müssen“.

4) Mitt. des Nordb. Grl.-Bl. 15, 141: Am 12. Sept. 1620 weisen die obersten Landoffiziere die Kreishauptleute an, dafür zu sorgen, daß sich die Musketiere auf dem Schreckenstein von ihrem Solde selbst verpflegen sollen. Da am selben Tage 134 Kriegsknechte nach Graupen kamen, wo sie 2 Tage blieben, liegt die Vermutung nahe, daß diese Truppe bestimmt war, das Schloß Schreckenstein zu besetzen. (Protocollum D, 17, des Graupener städtischen Archivs.)

Die Erbitterung der Auffiger gegen den Kurfürsten war nach dessen Einrücken in die Lausitz eine sehr heftige geworden; sie nannten ihn „spöttisch“ einen Mordbrenner, ihr protestantischer „Kaplan“ verstieg sich in einer öffentlichen „Leichpredigt“ sogar bis zu dem Ausdruck: Bluthund. Sie sandten Rundschafter in das sächsische Lager und berichteten das Erfundene nach Prag.¹⁾

Die Folge der kriegerischen Verhältnisse war eine Grenzsperrre, die den Handel lahm legte. Sie wurde von Böhmen eingeleitet, indem gegen Ende September die Ausfuhr von Getreide und Lebensmitteln nach Sachsen (ich gebrauche die heute gebräuchliche Bezeichnung stets für die damals übliche: Meissen) verboten wurde. Ja man beschlagnahmte sogar in Leitmeritz dem Schiffsmann Hans Hengst aus Pirna sein Schiff und das Getreide, das er geladen hatte, obwohl letzteres bereits verzollt war. Infolge dessen erließ der Kurfürst am 25. Sept. ein Verbot der Durchfuhr von Salz durch Sachsen nach Böhmen, und es wurden mehreren Fuhrleuten aus Schönwald vier Fuder Salz, das sie aus Halle geholt hatten, in Pirna mit Beschlagnahme belegt, um den genannten Schiffer schadlos zu halten. Die Grenzsperrre dauerte böhmischerseits bis gegen Ende November, sächsischerseits wurde sie erst im Dezember aufgehoben.²⁾

Als mit der Schlacht auf dem Weißen Berge (8. Nov. 1620) der Widerstand gegen den Kaiser in sich zusammenbrach, da wurden die Erinnerungen an das furchtbare Strafgericht beängstigend lebendig, das die Rebellen im Jahre 1547 betroffen, und den Aufsigern drängte sich das Bewußtsein auf, daß sie den Anspruch auf den ihnen damals verliehenen Ehrentitel einer allzeit getreuen Stadt verwirkt hatten. Um sich, so weit es möglich war, gegen die zu erwartende Strafe zu schützen, nahm die Stadt ihre Zuflucht zu dem noch jüngst so sehr geschmähten Kurfürsten von Sachsen. Kaiserliche Truppen waren schon in nächster Nähe. Der Oberst Albrecht von Waldstein (Wallenstein) stand in Laun und hatte bereits am 16. Nov. Gerhard von Tagis, Hauptmann über ein Fähnlein deutscher Knechte, nach Brüx vorgeschoben; am 21. Nov. erhielt er den Befehl, in die Städte, die sich dem Kaiser ergeben hatten, Garnisonen zu legen. Zu diesem Zweck sandte er Tagis eine Verstärkung von 26 Musketieren zu und befahl ihm, in Aufsig und Leitmeritz Knechte und Reiter zu werben. Waldstein zitierte ferner die Städte und die Ritterschaft des Leitmeritzer Kreises zur Eidesleistung nach Laun. Diese hatten

1) Wollan: Beiträge zu einer Gesch. der Reform. i. B., 48.

2) Speck, a. o. D., 47—49.

aber inzwischen eine Gesandtschaft an den Kurfürsten nach Baugen geschickt. Unter den Gesandten wird auch ein Mathes Bezolt genannt; dies war der Primas von Aussig.¹⁾

Es blieb völlig belanglos, daß der Kurfürst den Bittstellern seinen Schutz und die Erhaltung bei ihrer Religion zusagte und am folgenden Tage, am 28. Nov., Waldstein mitteilte, er habe der Ritterschaft und den Städten Brüx, Leitmeritz und Aussig Schutzbriefe (Salva Guardian) erteilt; denn bereits am 29. Nov. gab der Fürst Lichtenstein sein Mißfallen darüber kund, daß sich die Stände des Leitmeritzer Kreises vom übrigen Lande absondern wollten; er ermahnte sie, sich dem Befehl Waldsteins zu fügen. Um dem Befehl Nachdruck zu geben, rückten anfangs Dezember kaiserliche Truppen im Kreise ein.²⁾ Mit ihnen hielten die Not und das Elend, welche damals eine militärische Besetzung zur Folge hatte, in die Aussiger Gegend ihren Einzug.

Der Zeitpunkt, wann die Soldateska in Aussig einmarschierte, ist uns nicht überliefert; ein Hinweis auf eine militärische Besetzung der Stadt findet sich in den äußerst spärlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit, die sich im städtischen Archiv erhalten haben, erst am 21. Juli 1621, wo „Hans Haymeran Breu von Inselfberg, fürstl. Durchlaucht in Bayern Leutenamt und Proviantverwalter“ erwähnt wird.³⁾ Vielleicht gehörte schon dieser Offizier dem leider nicht näher bezeichneten Regiment hochdeutschen Fußvolks an, von dem ein Kapitän, Hans Friedrich Rösch zum Fuetterhoff, nebst anderen Offizieren und Mannschaften in der Zeit vom 19. Okt. 1621 bis 26. Sept. 1623 in Aussig mehrfach genannt wird, so daß die Annahme nahe liegt, sein Fähnlein sei in der Stadt einquartiert gewesen.⁴⁾ Am 21. Feb. 1622 wird in Aussig auch der Kapitän Hans

1) Bezolt (Bezelt, Bazeit) erscheint zuerst am 27. April 1608 als Gemeindegeldsteuer. Er soll den protestantischen Rat haben einrichten helfen und wird am 4. April 1621 als gewesener Primas bezeichnet.

2) Fontes rer. austr. II, 61, 2, 255—258; Gindeln: Geschichte des 30jährigen Krieges IV, 13.

3) Gerichtsbuch, 389. (Aussiger städt. Archiv.) Der Wielamüller Georg Arnolt wird verurteilt, wegen Beleidigung des Sohns des Leutnants 30 Pfund Wachs zum Gottesdienst in der Pfarrkirche zu geben.

4) Ich gebe den Namen des Kapitäns, der in der Aussiger Taufmatrif in verschiedenen Schreibweisen erscheint, in der Form, in welcher ihn das Gerichtsbuch des Gutes Schöbritz für das Dorf Sähra bietet. Rösch heiratete am 9. Sept. 1625 die Besitzerin dieses Gutes, Esther geb. von Steinbach, verwitwete Köbel von Geising, und scheint einige Eintragungen in das Gerichtsbuch eigenhändig gemacht zu haben. Nach dem Verkauf des Gutes an A. v. Pleisleben i. J. 1628 wanderte Rösch nach Sachsen aus. Im J. 1632 war er sächs. Kapitän.

Heinrich von Kreuz genannt, der später (3. Juni) in Graupen einen Deserteur hängen ließ.¹⁾

Im Mai 1621 fielen wir in der Gegend auch Kriegsvolk unter dem Hauptmann Bleyleben, das zu einem besonderen Zwecke an die Grenze gesandt war. Es sollte den vom Kurfürsten von Sachsen gefangen genommenen, ehemaligen Oberflandrichter Grafen Joachim Andreas von Schlick bei seiner Auslieferung an den Kaiser in Empfang nehmen und nach Prag eskortieren.²⁾ Die Übergabe Schlicks und zweier anderer Gefangener, des Dr. Ambrosius Hademar und des Dr. Abraham Kaul aus Bautzen, erfolgte am 13. Mai in Peterswald. Die Gefangenen wurden vom sächsischen Generalprofosen, den der Schöpfer von Pirna, 50 Reiter und 60 Pirna'sche Defensioner begleiteten, in zwei Wagen dahin gebracht. Bleyleben erwartete sie mit 120 Schützen und 5 Pferden. Da kein Wagen zur Aufnahme der Gefangenen vorhanden war, borgten die Sachsen einen der ihrigen. So ging der Zug nach Auffig und weiter nach Prag, wo Schlick bald darauf (21. Juni) auf dem Schaffot endete. Die beiden Doktoren erlangten erst nach langer Haft ihre Freiheit wieder.

Gegen Ende 1623, wohl als Ersatz für das Kriegsvolk, dem Kapitän Rösch angehörte, rückte in die Auffiger Gegend ein Teil des Kürassier-Regiments des Herzogs Adolf von Holstein ein.³⁾

Nach Graupen kamen die ersten 4 Holsteinischen Reiter am 12. Dez. 1623; ihnen folgten am nächsten Tage 200, von denen am 14. d. 70 Rosse nach Karbitz verlegt wurden. Diese Meldungen machen es möglich, eine ohne Zeitangabe überlieferte Nachricht aus Karbitz zeitlich einzureihen. Darnach rückten dort unvermutet 200 (!) Holsteinische Reiter ein und mußten teils von den Bürgern, teils von der Obrigkeit gepflegt werden. Sie

1) Protocollum D, 20. Außer diesen Kapitänen nennt die Auffiger Taufmatrif in der angegebenen Zeit Leutnants, Fähnriche, Feldwebel, Führer, Korporale, Gefreitkorporale, Gefreite, Musterschreiber, Felscherer, Hofmeister und Aufwärter.

2) Speck, a. o. D. 63, gibt die erschöpfendste Darstellung der letzten Schicksale Schlicks. — Hptm. Bleyleben ist wohl identisch mit dem Oberstwachmeister (Major) Alexander Regnier von Bleyleben, der i. J. 1622 das konfiszierte Gut Sobochleben kaufte.

3) Nach einer Meldung aus Prag vom 19. Mai 1622 waren damals die vom Herzog für den Kaiser im Reich erworbenen 1000 Pferde bereits im Saazer Kreis angekommen. (H., H. und St.-Archiv Wien, Kob. 106, Band 6 b, 99.) Ob sie dann ununterbrochen im Lande blieben, vermochte ich nicht zu ermitteln. Nach dem Folgenden sind die Angaben Wredes (Gesch. der k. u. k. Wehrmacht, 3, 417) über das Regiment nicht ganz zutreffend.

behaudelten die Einwohner sehr übel, jagten sie aus ihren Häusern und „plünderten nach Herzenslust“. Man berechnete den Schaden, den man durch sie erlitt, auf 1000 Rtlr. und zahlte 888 Tlr. nach Auffsig, Leitmeritz, Libochowitz und Brüx, um sich von fernerer Einquartierung zu befreien. Das hatte aber keine dauernde Wirkung, denn „die Hälfte“ der Mannschaft, die in Graupen lag, wurde nach Karbitz verlegt.¹⁾

Der Herzog nahm mit seinem Hofstaate in Auffsig Quartier, jedenfalls schon vor Weihnachten 1623. Er war eifriger Protestant, setzte den „katholischen Pfaffen“ ab und ließ an den Feiertagen seinen eigenen Pfarrer predigen. Den evangelischen Bürgern legte er nur 3, den katholischen aber 12 Reiter ins Haus. Seinen Aufenthalt in Auffsig am 24. Dez. bezeugt auch eine Meldung aus Graupen, von wo in seine Küche wöchentlich 60 Tlr. geliefert werden mußten.²⁾ Am 16. Januar 1624 stand der „hochwürdige, durchlauchtige, hochgeborene Fürst“ in eigener Person in Auffsig Pate, als Hans Ulrich Gork aus München, wohl einer seiner Reiter, einen Sohn Adolf taufen ließ; die Taufe vollzog wohl des Herzogs Pfarrer. Am 22. Jan. finden wir den Herzog in Graupen, von wo er am 24. nach Auffsig zurückkehrte. Wie lange er da blieb, ist unbekannt.

Unter den Holsteinischen Reitern hatte die ganze Umgebung,³⁾ die zu ihrem Unterhalt beizutragen hatte, schwer zu leiden; da die Reiter trotz der Stellung ihres Obersten in religiösen Sachen auch zur zwangweisen Rekatholisierung verwendet wurden, so erhielten sie beim Volk den Namen „Seligmacher“, und man sprach von ihnen als von der „Holsteinischen Kommission“.

1) Protocollum D, 24. Mattauch; Chronik der St. Karbitz, 18 f; wenn es da heißt, daß die Reiter in Karbitz bis Juli „1623“ verpflegt werden mußten, so liegt wohl eine irrtümliche Überlieferung vor. Es wird 1624 heißen müssen.

2) Haus-, Hof- u. Staats-Archiv Wien, Kobex 108, Band 6 b, 334: Bericht aus Prag, vom 6. Jan. 1624; Protocollum D, 24. — Die Auffsigger Taufmatrik nennt am 7. Jan. 1624 den Silberkämmerer des Herzogs Niklas Klas.

3) Gerichtsbuch des Gutes Schöbritz: Zu Martini 1626 bestätigten Richter und Geschworene von Sahra dem Lorenz Glauer aus Zuckmantel den Empfang verfeffener Kontribution, „so auf das Holsteinische Regiment gängen“. — In das Jahr 1624 gehört wohl auch die Meldung bei Moißl (Der pol. Bezirk Auffsig, 194), daß in Kulm Holsteinische Reiter vom 26. Feb. bis 4. April 1621 (!) an 1744 Rtlr. Unkosten machten, wodurch „männiglich in große Armuth und unablegbare Schulden gerathen“. Denn das Werbepatent des Herzogs datierte erst 1. Nov. 1621; vorher konnten die Reiter also nicht in Kulm sein. Auch paßt die Bezeichnung der Reiter als „Seligmacher“ nicht in das Jahr 1621, sondern erst in das Jahr 1624.

Sicher hat auch die Stadt Aussig schwer unter dieser Einquartierung gelitten, aber keine Angabe hat sich darüber erhalten. Es findet sich nur ein Hinweis darauf, daß der Herzog irgend ein Unrecht (wahrscheinlich Pfandrecht wegen nicht bezahlter Kontribution) auf Weine der Stadt erwarb. Anfangs Januar 1625 befand sich nämlich der Aussiger Bürger Salomon Freudenberger von Havelberg in Prag, um einem „Herrn Grafen (wohl dem Oberstlandrichter Grafen von Martiniß) der ganzen Gemeine-Stadt ihre Nothdurft und ganze Verderbnuß“ zu klagen; er benutzte die Gelegenheit um die Erlaubnis zur „Verkaufung der Weine“ zu erbitten. Sie wurde ihm gegeben, jedoch mit der Bedingung, daß er zunächst den Herzog, der mit „dem Rittmeister“ am 17. oder 18. Jan. von Wien nach Prag kommen sollte, ersuchen solle, den Verkauf der Weine zu gestatten; erst wenn der Herzog dies nicht tue, solle ihm der Befehl dazu übergeben werden.

Freudenberger fügte seinem Bericht über diese Unterredung das Postskriptum bei: „Die Sage geht, daß er (der Herzog) in 14 Tagen soll das Land räumen. Es mangelt noch 30.000 (Tr?) an Geld, so können sie ihm ausbezahlen. Gott helfe, daß es bald geschehen möchte!“ Es hat noch länger gedauert, denn aus Graupen zogen die Holsteinischen Reiter erst am 4. März 1625 ab, um 2 Tage später in Leitmeritz abgedankt zu werden ¹⁾

Wie es scheint war Aussig bereits anfangs Januar 1625 frei von Militär, aber eine neue Einquartierung drohte; Don Balthasar Maradas sollte mit 1000 Kürassieren in die Umgebung von Leitmeritz einrücken, Aussig eine halbe Kompagnie Reiter aufnehmen. Vergebens war Freudenberger bemüht, diese Einquartierung abzuwenden. Der Graf tröstete ihn damit, daß die Stadt nur verpflichtet sei, den Soldaten Licht, Holz und Quartier zu geben. Essen und Trinken mußten sich die Reiter selbst von dem Gelde kaufen, das sie wöchentlich aus dem Ertrag des ausgeschriebenen, auf einen Sechsmonat-Sold lautenden Patentes erhielten; die „Foutrage“ sollten die Bauern hergeben. Herr Michna, an den sich Freudenberger auch wandte, erklärte, wie dieser schreibt: „Wenn alle Bürger katholisch wären, die Stunden sollten wir keinen Reiter haben . . . Wenn wir Reiter bekommen, so sollen doch die katholischen Häuser besreiet sein.“ Auf „großes Bitten“ Freudenbergers versprach schließlich Michna, eine

1) Aussiger städt. Archiv, Bericht Freudenbergers an den Rat, Prag, 10. Jan. 1625. — Protocollum D, 29. In dem oben zitierten Kob. 108 des Wiener Archives finden sich zahlreiche Mitteilungen über die Verhandlungen mit dem Herzog von Holstein wegen Abdankung seiner Reiter.

Bittschrift der Stadt im Rate bei der Kammer vorzubringen,¹⁾ natürlich hatte diese Bittschrift keinen Erfolg. Bereits am 19. Jan. 1625 und dann wieder am 24. Feb. verzeichnet die Taufmatrik den Kornet Kaspar Otto von Stralendorf „unterm Rittmeister Haxfeld“ (also in der Schwadron Haxfelds, wie es heute heißen würde) und andere Militärs als in Auffig anwesend; sie gehörten wohl dem Regiment Maradas an.

Am 3. Juni d. J. scheint bereits ein anderes Regiment in Auffig gelegen zu haben; denn an diesem Tage ließ der „ehrensfeste mannhafte Martin Reitmar, unter dem Fürst de Medicis alsdann Baldschen Regiment(s)²⁾ Obersten Leutenant Trommeter“ hier einen Sohn taufen.

Die Reiter, die am 16. Mai 1626 in Ebersdorf Quartier erhielten, weil ihnen ein solches in Graupen verweigert worden war,³⁾ zogen wohl der Armee Waldsteins in Norddeutschland zu. Für diese, die „Armada in Niedersachsen“ fungierte damals der obengenannte Auffiger Bürger und Ratsmann Freudenberger, d. J. kais. Proviantverwalter, als Getreidelieferant. Eine Forderung, die er als solcher stellte, wurde ihm, laut Befehl der böhm. Kammer vom 1. Sept. 1626, mit Grundstücken im Werte von 2000 Schock bezahlt, die flüchtigen protestantischen Auffigern konfisziert worden waren. Wie schwer gerade der Besitz solcher Bürger durch militärische Lasten bedrückt wurde, ergibt die Angabe, daß die Frau des flüchtigen Tobias Wagner, Sibylla, die in Auffig geblieben war, bis zum Jahre 1627 rund 4000 Rtlr. für die Soldateska aufwenden mußte.⁴⁾

Während der Krieg in Norddeutschland tobte und nachdem in Nordböhmen die Gegenreformation in der Hauptsache durchgeführt war, scheinen verhältnismäßig ruhige Jahre den Einwohnern beschieden gewesen zu sein; ich habe nämlich aus der Zeit von 1627 bis 1630 keine Nachricht über militärische Vorgänge in der Auffiger Gegend aufzufinden vermocht.⁵⁾

1) Freudenberger wandte sich, um die Einquartierung von der Stadt abzuwenden, auch an den, wie es scheint sehr einflußreichen und — bestechlichen Sekretarius Heiden. Er versprach ihm ein Faß Wein, bat aber dringend den Rat, ihm bis zum 13. Januar, an welchem Tag die Landesoffiziere bei der böhmischen Kammer sein würden, 2 Fässer zu schicken, um Heiden, falls seine Fürsprache helfe, noch besonders zu belohnen.

2) Brede kennt dieses Regiment nicht. Vielleicht ist das Kürassierregiment des Obersten Leo Coppel de Medicis gemeint, das aber erst 1628 reformiert wurde.

3) Protocollum D, 31.

4) Bilek: Döj. confisk. 1244.

5) Am 27. Mai 1627 befohlen der Präsident und die Kammerräte den Kaiserrechtern in Auffig (Freudenberger) und Leitmeritz (Mullik), sie sollten aus den ihnen anvertrauten Gefällen die 27 Schiffe auf dem Elbstrom antausen, die

Eines nicht militärischen Ereignisses sei aber noch gedacht, das mit dem Gang des Krieges, der Waldstein zum Herzog von Mecklenburg machte, zusammenhängt. Nachdem der seines Landes beraubte Herzog Adols Friedrich von Mecklenburg-Schwerin im Mai 1628 aus seinem Besitze hatte weichen müssen, ging er nach Dresden, um die Vermittlung des Kurfürsten anzurufen. Dieser gab ihm bei der Audienz am 22. Juni den Rat, er solle sich an den Reichsvizekanzler Freiherrn Peter Heinrich von Stralendorf persönlich wenden, dessen Gut Kulm von Dresden leicht zu erreichen war. Adols Friedrich befolgte den Rat sofort. Am folgenden Tage (23.) schon ritt er nach Peterswald, wo er aber hörte, daß Stralendorf noch nicht in Kulm angelangt sei. Er scheint in Peterswald gewartet zu haben, bis ihn Stralendorf selbst am 29. mit einer Kutsche nach Kulm abholte. Am 30. Juni war der Herzog wieder in Dresden. Er verrät uns in seinem Tagebuche über den Verlauf dieses seines Besuches in Kulm leider nichts weiter, als daß ihn Stralendorf „wohl traktirt“ hat.¹⁾

1631.

Mit dem Spätherbst 1631 beginnt für die Auffiger Gegend, wie für Nordböhmen überhaupt, die eigentliche Kriegszeit. Schon der Sommer verlief für die Bevölkerung sehr beängstigend; man hatte sicherlich Kunde von dem siegreichen Vordringen Gustav Adolfs und wußte, daß das alte Freundschaftsbündnis zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen in Brüche zu gehen drohte. Dazu kamen als beunruhigende Vorboten künftiger Feindseligkeiten des sächsischen Nachbarn die Einfälle und Raubzüge, welche von den in Sachsen lebenden Emigranten und Exulanten bis tief nach Böhmen hinein ausgeführt wurden. Zu ihnen gehörte vielleicht auch der Überfall, der am 24. Juni gegen den Richter von Streckenwald verübt wurde. Eine Bande von 10 bis 12 berittenen und bewaffneten Leuten, die zweifellos aus Sachsen kam, überfiel Nachts das Gehöft

nach Erkundigung einer Vertrauensperson zwischen Leitmeritz und Pirna zu verkaufen seien (Leitmeritz 2, Tetschen 11, Schandau 5, Königstein 4, Wildstädt (! Wehlen?) 1, Pirna 4). Die Schiffe sollten nach Randniz gebracht werden und zu einem Brückenschlag über die Moldau unter dem Prager Schloß dienen. (Auffiger städt. Archiv.) Es handelte sich wohl um den Marsch der Armee nach Schlesien.

1) Jahrb. d. V. f. Mecklenb. Gesch., 12, 94.

des Richters, mißhandelte diesen, seine Frau und seinen Sohn (letzteren so, daß er starb) und raubte nach Herzenslust.¹⁾

Vielleicht waren diese Überfälle die Ursache, daß an die Grenze Nordböhmens Truppenabteilungen gelegt wurden. So kamen am 11. Juli 100 Mann vom Regiment z. F. des Obersten Grafen Berthold v. Waldstein auf Neuschloß bei Tepliz;²⁾ in Auffsig lag „den ganzen Sommer über“ ein Kornet Reiter³⁾ unter einem Rittmeister.

Tillys Niederlage bei Breitenfeld (17. Sept.) ließ den Einfall der nunmehr vereinigten Schweden und Sachsen als nahe bevorstehend erscheinen. Um ihn, da er nicht zu verhindern war, wenigstens zu erschweren, beschloß die böhm. Kammer, die über das Erzgebirge führenden Straßen durch Verhaue ungangbar zu machen. Der Befehl hiezu kam am 27. Sept. nach Graupen und zu gleicher Zeit wohl auch an die andern betreffenden Stellen. Auch sächsischerseits hat oder hatte man schon Verhaue angelegt. In welchem Umfang die Maßregel ausgeführt wurde, ergibt ein Bericht des Amtschöfvers Adam Volkmann von Pirna an den Kurfürsten vom 16. Okt., nach dem die Wälder von der Elbe bis Hellenendorf „zur Pragerischen Landstraße“ (also bis Peterswald) verhaue waren; dort gab es aber so wenig Holz, daß man den Ort hatte bloß lassen müssen.⁴⁾

In den letzten Tagen des September oder den ersten des Oktober kamen von den Trümmern der geschlagenen kais. Armee einzelne Teile in die Umgebung von Tepliz; es waren Reste der Musketier-Regimenter des Herzogs Adols von Holstein-Gottorp, der selbst insolge der in der Schlacht erhaltenen Wunden am 19. Sept. gestorben war, und des Obersten Joh. d. ä. Wangler. Letzteres Regiment hatte am 22. Sept. in Leipzig kapituliert; seine kath. Mannschaft durfte aber frei abziehen, nachdem sie geschworen hatte, nicht mehr gegen die Schweden und Sachsen zu kämpfen.⁵⁾

1) Hauptstaatsarchiv Dresden: Lok. 9227, 111. Buch des Kriegswesens, 252, wo sich auch Schriftstücke über andere Einfälle in Böhmen finden. Näheres über den Streckenwalder Überfall in Mitth. des Nordböh. Grf.-Klubs, 23, 146. Das Datum des Überfalls ergibt sich aus einem Schriftstück in Lok. 9227, 110. Buch.

2) Hallwich: Töpliz 33; Prof. R. Knott: Michel Stueler, 23.

3) H.-St.-A. Dresden: Lok. 9226, 108. B., 281.

4) H.-St.-A. Dresden: Lok. 9226, 108. Buch, 225.

5) Nach einer mir von Herrn Pf. Tscherner-Schnanhubel gemachten Mitteilung, wurden am 26. Sept. 1500 kais. Soldaten (wohl vom Reg. Wangler) von Marienberg über Reichenbain, also nach Komotan, von sächs. Militär geleitet. — In Tepliker Akten heißt es: Als das Wanglerische und Holsteinische Regiment 3 Tage und Nächte auf den Dorfschaften dieser Herrschaft gelegen,

Das flüchtige Kriegsvolk rückte von Tepliz zunächst tiefer ins Land; gegen Mitte Okt.¹⁾ kehrten aber, wie angegeben wird, 333 Mann mit Seiten- und Obergewehr zurück. Der Ramm war ihnen inzwischen wieder geschwollen; sie drohten — trotz ihrer Kapitulation bei Leipzig — im Land des Kurfürsten von Sachsen „Revanche“ suchen zu wollen²⁾ Sachsen blieb aber von ihrer Rache verschont.

Von Böhmen schien sich gegen Ende September die Gefahr eines feindlichen Einfalls abgewendet zu haben; Gustav Adolf zog von Leipzig nach Thüringen, der Kurfürst hatte sein Heer unter dem Feldmarschall Joh. Georg von Arnim gegen den kais. Feldmarschall v. Tiesebach entsandt, der von Schlesien aus die Lausitz und Sachsen bedrohte. Aber eben in den Oktobertagen, von denen oben die Rede war, begannen sich die Wolken zu ballen, aus denen das Kriegsungewitter über Böhmen losbrach. Arnim, damals in Uebigau, regte unseres Wissens am 10. Oktober zum ersten Mal in einem Briefe an den Kurfürsten den Plan an, „sich weiter etwas nach Böhmen zu begeben“ und speziell Leitmeritz zu besetzen, um sich der Elbe-Eger-Linie zu bemächtigen. Am 13. Okt. begründete Arnim diesen Plan ausführlicher durch ein Memorial; er wolle Leitmeritz besetzen, um den Feind zu verhindern, die Elbe zu passieren, falls Tiesebach sich nach Böhmen wenden sollte, um von dort entweder in Sachsen einzufallen oder zu Altdringen im Reich zu stoßen.³⁾

Die kais. Armee in der Lausitz und Schlesien hatte tatsächlich eine Bewegung westwärts angetreten. Man war nämlich merkwürdigerweise — wohl wegen der Unterhandlungen des Kurfürsten mit dem spanischen Subdelegierten Paradies — der Ansicht, „daß der Kurfürst nicht mehr als Feind zu behandeln sei“.⁴⁾ Der in Böhmen einrückenden kais. Kavallerie gehörten wohl die Reitertruppen an, die am 17. Okt. im Elbethal erschienen. Zunächst kamen 5 Reiter nach Tetschen, fragten, ob in der Stadt

ehe sie in die Stadt gekommen, laut Abzeichnung vom 4. Okt. 1631, haben sie verzehrt etc. (Die Kenntnis dieser Schriftstücke verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Hofrats Dr. Hallwich in Wien, dem ich dafür auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche.)

- 1) Teplizer Akten: Das Wanglerische und Holsteinische Reg. hat in Tepliz logiert vom 11. Okt. bis 6. Nov.
- 2) Also berichtete ein von Wien auf der Reise nach Dresden begriffener Diener des Grafen Kinsky, Abraham Mittelbach, 2 Dienern des Kurfürsten und diese ihrem Herrn am 14. Okt. S.=St.=M. Dresden: Lok. 9226, 108. B., 213.
- 3) Menez Archiv f. säch. Gesch. 9, 254, 256.
- 4) Kriegsarchiv Wien, 1631, XIII, 18: Brief aus Hennersdorf in der Oberlausitz vom 19. Okt.; Dudik, Waldstein von seiner Enthebung etc., 135.

sächsisches oder kaiserliches Volk liege, und forderten für 150 Pferde, die nachkommen würden, Quartier. Als sie aber gegen den Rat, der sie fragte, woher sie kämen, „trotzige Worte verlauten ließen“, nahm er sie kurzer Hand gefangen und sperrte die Stadt, so daß das nachrückende Gros der Truppe sich in Altstadt einquartieren mußte. Am selben Tage erschienen, elbeaufwärts ziehend, auch vor Auffig zwei Reiterabteilungen, zu 50 und zu 100 Mann. Sie verlangten zunächst in der Stadt, dann in den Vorstädten Quartier. Beides wurde ihnen abgeschlagen; so mußten sie denn weiter auf die Dörfer gehen. Lange sind sie dort nicht geblieben, denn die in Altstadt liegenden Reiter waren bereits am 19. Okt. von dort nach Leipa gezogen und dann in die Lausitz gerückt; sie werden diesen gefolgt sein.¹⁾

Diese Truppenbewegungen blieben dem Kurfürsten von Sachsen nicht unbekannt, denn in seinem Auftrag sandten der Obersorstmeister Christoph von Liebenau in Kunnersdorf bei Rönigstein und der Amtschöffe Volkemann in Pirna Rundschafter²⁾ nach Böhmen aus. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Meldungen den Kurfürsten mitbewogen haben, dem erwähnten Vorschlag Arnims zuzustimmen, denn er that dies erst auf Arnims nochmalige Anfrage ungefähr am 21. Oktober.³⁾ Die genaue Kenntnis, welche der Kurfürst und Arnim durch die Rundschafter über die militärischen Vorgänge in Böhmen und die Stärke, richtiger Schwäche der kaiserlichen Truppen daselbst erhielten, wird bei der Erörterung der Gründe, die Arnim zu seinem Vorgehen veranlaßten, nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Nach diesen Berichten lagen am 22. Oktober in Leitmeritz 300, in Teplitz 400, in Brüx 300 Mann z. F. von den oben genannten Regimentern und zu Auffig das Kornet Reiter, das schon den ganzen

1) H.-St.-A. Dresden: Lok. 9226, 108. Buch, 227, 225. — Auf diese Reiterschar dürfte sich die Angabe in den Teplitzer Akten beziehen, daß an einem nicht bezeichneten Tag des Jahres 1631 dem Rittmeister zu „Bressen“ (Schönpriesen) das Dorf „Buchau“ (Böhm.-Bockau) 6 Stück Rindvieh im Werte von 54 fl. „zur Kommiß“ liefern mußte, daß der Rittmeister dem Hans Treßcher ein Pferd i. W. v. 24 fl. nahm, daß er weitere 2 Pferde mit Beschlagnahme belegte, die mit 7 fl. eingelöst wurden, und daß ihm für 18 fl. Hühner, Butter, Kälber und Eier gegeben werden mußten.

2) Spione waren u. a. ein Diener Georg Bentels in Pirna, der nach Tetschen gegangen war, um seines Herrn Haus zu verwahren, und der Forstknecht Jonas Prosch von Schöna (gegenüber Herrnskretschken), der Soldat gewesen und in Böhmen defakant war.

3) Neues Arch. f. sächs. Gesch., 7, 289; 9, 257.

Sommer über da gestandet.¹⁾ Dieses hatte nunmehr vom Obersten „Goltbert“ (?)²⁾ den Befehl erhalten, nach der Oberlausitz zu ziehen, glaubte aber, es werde sein Winterquartier „da“ (also in Auffsig) erhalten. Noch am 31. Okt. wiederholte Liebenau die obigen Angaben (100 Pferde zu Auffsig) und fügt nur hinzu, daß von den 400 Mann, die zu Teplitz lagen, 100 nach Tetschen gekommen und 50 Mann neuerdings nach „Grbe“ (wohl Klostergrab) gelegt worden seien.³⁾ Er berichtete dem Kurfürsten weiter, das gemeine Volk in Böhmen wünsche, er (der Kurfürst) möge bald dahin kommen, es würde ihm willig zufallen, um endlich Frieden zu erhalten. Die Reiterei — also die Auffziger Garnison — solle „ziemlich die Straßen besuchen“, Straßenraub treiben. Das Fußvolk gehe sehr übel mit den Leuten um, so daß diese erklären, wenn das Militär nicht bald wegkomme, würden sie selbst ihm „die Hälse entzweischmeißen“.⁴⁾ Sie sollten bald erfahren, daß das sächsische Kriegsvolk um nichts besser war, als das kaiserliche.

Von Görlitz aus trat Arnim seinen Marsch nach Böhmen an und meldete dies am 1. November von Löbau dem Kurfürsten. Mit überraschender Schnelligkeit ging er vorwärts; er passierte — wahrscheinlich mit einer besonders leistungsfähigen Truppe dem Gros seiner Armee vorausmarschierend — Schluckenau am 2. Nov.⁵⁾ Am Abend dieses Tages erreichte er, durch „böse“ Wege aufgehalten, Kreibitz. Am frühen Morgen des folgenden Tages (3. Nov.) brach er auf, traf Nachmittags vor Tetschen

1) Am 21. Okt. ließ in Auffsig der reformierte Leutnant Hans (so!) eine Tochter taufen. Gevatter waren u. a. der Rittmeister und dessen Tochter, der Leutnant Linert, die Frau Leutnantin.

2) Ich vermute, daß sich hinter dieser Verballhornung der Name Colloredo's birgt, dessen Kürassier-Reg. 1631 in Schlesien lag.

3) H.-St.-A. Dresden: Lok. 9226, 108. Buch, 281, 350. Der Kundschafter Brosch meldete (21. Okt.), der Bote des Herrn von Bluschwitz (? Wloschkowitz?) habe ihm erzählt, er sei in vergangener Woche in Prag gewesen; es sei „ganz kein geworbenes Volk darin, als der Waldstein hätte ein Kornet Reiter bei sich“.

4) Aus einer Eintragung v. J. 1646 im Auffziger Memorialbuch I, 261, erfahren wir, daß der Auffziger Rath am 16. Okt. 1631 von Frau Magdalena Handlin in Graupen 200 Sch. Gr. geborgt hat. Er brauchte das Geld wohl für die Einquartierung.

5) Dubik, a. o. D. 126, läßt Arnim am 4. Nov. in Schluckenau sein, was unmöglich ist. Diese Angabe bezieht sich vielleicht auf die Plünderung des Orts (Theatrum Eur., 2, 485) durch nachziehende Truppen. — Ich gebe die Daten über den Zug Arnims nach dessen Berichten (H.-St.-Archiv Dresden, Lok. 9271 = N. Arch. f. sächs. Gesch., 9, 262 u. f.).

ein und besetzte am Spätabend die Stadt. Am folgenden Tag (4. Nov.) übergab die Besatzung, 130 Musketiere unter Kapitän de la Marche, das Schloß.¹⁾

Wann das vorrückende sächsische Heer Auffig besetzte, vermochte ich nicht festzustellen. Wenn die Angabe richtig ist, daß die Sachsen bereits am 5. Nov. in Leitmeritz eingerückt seien, so läge es nahe, dieses Datum auch für die Besetzung Auffigs anzunehmen. Aber es scheint mir recht schwerwiegend, daß die Auffiger selbst — wenn auch erst in einem Schriftstück aus dem Jahre 1635 — erklären, daß der Feind „am 6. November allhier in dieses Land“ eingefallen sei, wobei ihnen im Gedanken wohl die Besetzung der Stadt vorschwebte.²⁾ Nach einem zeitgenössischen Bericht „riß“ die Besatzung von Auffig, „100 Reiter“, aus und flüchtete nach Teplitz, als sie die Sächsischen „über den Berg (!über den Marienberg?) herabkommen sah“. Die Sachsen sollen in der Stadt „sehr reiche Beute und von Wein und allerhand Viktualien einen Überfluß“ gefunden haben.³⁾ Dieser Ausdruck läßt auf eine Plünderung der Stadt schließen; denn die Beute und der Überfluß wurde wohl in den Bürgerhäusern gefunden und nicht in kaiserlichen Magazinen, die damals gar nicht existiert zu haben scheinen. Daß die sächs. Soldateska, die sich in sehr schlechtem Zustand

1) Mit diesen Zeitangaben stimmt die Meldung im Protocollum D, 49 („den 4. Nov. ist ein Einfall in Mitternacht von des Churfürsten zu Sachsen Kriegsvolk zu Tetichen geschehen“) dem Sinne nach überein. Die leider nicht bezeichnete Quelle, aus welcher Tomek (Casopis česk. mus., 15, 158) schöpfte, verzeichnet die Einnahme der Stadt zum 4., die des Schlosses zum 5. Nov., wodurch wahrscheinlich die Zeit des Bekanntwerdens der betr. Akte gegeben sein dürfte. — Die vielfach verbreitete Angabe, daß gleichzeitig mit Arnims Einfall ein zweites sächsisches Korps über Peterswald in Böhmen einrückte (so noch bei Rezel Česk.-mor. Kron. 5, 733), ist zweifellos unbegründet und beruht wohl auf einem Mißverstehen einer Angabe in Theatrum Europ. Auf dem linken Ufer der Elbe bei Dresden befanden sich damals beim Kurfürsten nur dessen „zwei Leibregimenter und etlich wenig Kompagnien ander Volk“ (E. Hildebrand: Wallenstein u. s. Verb. mit d. Schweden, 3), und diese rückten trotz der dringendsten Bitten Arnims erst mit dem Kurfürsten in Böhmen ein.

2) III. Protocollum, 16. — Als Tag der Besetzung von Leitmeritz gibt das Graupener Prot. D, 49, den 5. (Mittwoch) an. Lipperts Angabe (Gesch. d. Stadt Leitmeritz 418) „am 15. Nov. an einem Samstag“ ist ersichtlich die irrige Umbatierung einer Angabe nach dem alten Stil, nach welchem der 5. Nov. auf einen Samstag fiel. Arnim selbst rückte erst am 6. Nov. in Leitmeritz ein. Auch ist beachtenswert, daß erst an diesem Tage die kais. Besatzung von Teplitz „wegen des Feindes ersten Einfall“ von dort abrückte (Teplitzer Akten).

3) Theatrum Europ. 2. 485; Rhevenhiller, 11, 1918.

befand, kein Geld, ja nicht einmal Schuhe besaß, sich die größten Ausschreitungen zu Schulden kommen ließ, ergibt sich aus der Angabe Arnims vom 9. Nov., daß er 4 Mann habe hängen und 2 Mann arkebuseren lassen wegen Ungeheuerlichkeiten, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen.

Wohl bald nach der Besetzung Aussigs wurde auch Schloß Schreden-stein mit einer Garnison belegt.¹⁾

Nach Wien, an den kaiserlichen Hof gelangten zunächst ganz unbestimmte Meldungen über die Vorfälle in Nordböhmen. Am 9. Nov. zu Mittag erhielt der Reichsvizekanzler Freiherr von Stralendorf, Besitzer des Gutes Kulm etc., die Meldung, daß etliches Volk „von der schwedischen Armada in Böhmen und vornehmlich auf seinen Gütern eingefallen und sie spoliirt habe“. Es ist nicht unmöglich, daß schon in jenen Tagen eine schwedische Truppe von Sachsen her einen Raubzug nach Böhmen bis gegen Kulm unternommen hat; denn Joachimsthal mußte in jenen Tagen dem König von Schweden huldigen, und jedenfalls vor dem 23. Nov. hat der in schwedischem Dienste als Oberstwachmeister stehende böhmische Emigrant Ulrich Wyszka von Schluniz das Kloster Dfsegg ausgeplündert.²⁾

Während die sächsischen Truppen von Leitmeritz aus sich südwärts im Lande ausbreiteten, kam Arnim am 11. Nov. nach Aussig, wohin ihn der Kurfürst zu einer Zusammenkunft beschieden hatte. Er meldete an diesem Tage seinem kurfürstlichen Herrn, daß seine Truppen nur noch 4 kleine Meilen von Prag ständen; da er deswegen nicht lange von der Armee wegbleiben könne, fragte er an, wie lange er auf den Kurfürsten warten solle. Noch am selben Tage gingen ihm aber „Sachen“ zu, die ihn veranlaßten, den Kurfürsten in zwei gleichlautenden, wahrscheinlich auf verschiedenen Wegen abgeordneten Briefen aufzufordern, er solle so bald als möglich eine Unterredung ermöglichen; die Sachen seien so dringend, daß sie keinen Aufschub leiden könnten, dem Kurfürsten müsse hochviel daran gelegen sein. Daß diese Sachen nicht diplomatischer, sondern militärischer Natur waren, darauf deutet vielleicht hin, daß Arnim auf das dringendste seine nun schon seit 3 Wochen immer wieder erneute Bitte wiederholte, ihm die beiden kurfürstl. Leibregimenter zuzusenden.³⁾ Leider gibt der in seinen Briefen äußerst vorsichtige Feldherr keinen Hinweis, ob diese

1) Bessina: Eccl. s. Viti, 393.

2) S.-St.-M. Dresden, Lof. 9227, 110. Buch, 86, 76. Arch. f. sächs. Gesch., 12, 125.

3) Gaedeke: Wallensteins Verh. mit den Schweden und Sachsen, 119.

Vermutung richtig ist. Wüßten wir, um was es sich bei diesen „Sachen“ handelte, so bestände ein Stück der „Wallenstein-Frage“ nicht.

Waldstein hatte am 10. Nov., wohl noch vor seiner Abreise von Prag, an Arnim mit dessen Trompeter, der ihm einen Brief des sächsischen Feldherrn vom 30. Okt. überbracht hatte, zugleich den Fähnrich Friedrich Ulrich von „Bretzki“ (Brzezski) vom Regiment Graf Trčka und einen eigenen Trompeter abgesandt; sie sollten Arnim den vom Kaiser für seine Person erteilten Paß zu einer Zusammenkunft mit Waldstein und einen Brief des letzteren überbringen, in dem dieser seinerseits um einen Paß und Angabe von Zeit und Ort zu einem „Abocameut“ (Abvocamento, Unterredung) eruchte.¹⁾ Diese Boten haben ersichtlich Arnim in Aussig getroffen. Es besteht nun bekanntlich die Frage, ob sie ihm nur die Schriftstücke überbracht haben, von denen Waldstein in seinen uns bekannten Briefen spricht, und nicht auch geheimgehaltene, hochverräterische Anträge. Der bekannte Ankläger Waldsteins, Jaroslav Sezjma Raschin von Riesenburg, behauptet nämlich, daß Waldstein und Trčka, die Arnim schon vorher aufgefordert hätten, Prag zu besetzen, durch den genannten Fähnrich Arnim haben sagen lassen, daß die kaiserlichen Truppen bereits von Prag „ausreifen thäten“.

Wir scheint es, daß eine Meldung dieses Inhalts nicht die „Sache“ war, von der Arnim so geheimnisvoll spricht. Waldstein konnte Arnim höchstens melden lassen, daß Maradas mit seinen Truppen Prag zu räumen beabsichtige, denn diese verließen Prag erst nach Waldsteins Abreise.²⁾ Von dem Abzug der Truppen aus Prag hat Arnim wohl erst am folgenden Tage (12. Nov.)³⁾ in Aussig in später Nachtstunde Meldung erhalten; denn erst um diese Zeit meldet er dem Kurfürsten — wenn auch in vorsichtiger, so doch ziemlich verständlicher Weise — er habe „so viel Nachricht erhalten, daß sich Prag nicht lange halten kann“. Das veranlaßte ihn auch, nicht erst die Antwort des Kurfürsten auf seine Briefe vom 11. Nov. abzuwarten; sondern er brach am 13. Nov. Morgens früh um 2 Uhr von Aussig auf, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen und auf Prag loszumarschieren.

1) Dudík a. o. D., 146, 150. Die Antwort Arnims dürfte sein Brief vom 11. Nov. sein, dessen Empfang Wallenstein am 13. von Pardubitz bestätigte.

2) Časopis česk. mus. 27, 511.

3) Am 12. Nov. stellte Arnim in Aussig dem Adam von Sternberg für dessen Herrschaft Postelberg eine Salva Guardia aus (S.-St.-A. Dresden, Lok. 10.331, 3. Buch Einnahme derjenigen, so aus Böhmen weichen müssen).

Er ließ bei Auffig Kriegsvolk zurück; es war dies wahrscheinlich nur das Reiterregiment des Obersten Lorenz von Hofkirch. Diesen brachte nämlich Arnim in einem Schreiben an den Kurfürsten am 12. Nov. für seine Verdienste bei der „Otkassion bei Raudnitz“ zu einer Belohnung mit dem Gute Tetschen oder einem andern in Vorschlag. Wir müssen daher wohl annehmen, daß Hofkirch an diesem Tage bei Arnim in Auffig weilte; er war mit seinem Regiment, das noch nicht gemustert war, wohl dahin zurückbeordert worden, um dem Kurfürsten bei dessen bevorstehendem Eintreffen den Fahneneid leisten zu lassen und vielleicht auch, um die Verbindung nach Sachsen zu sichern, denn auf dem Neuschloß bei Tepliz lagen noch immer 100 Mann kais. Truppen vom Waldsteinischen Regiment. Hofkirchs Regiment lag bei Türnitz („Tirnitz“). Dort erfuhr auch der Rittmeister Wilh. von Wigthum, der Arnim den Befehl überbringen sollte, er solle den Kurfürsten in Auffig erwarten, in den Morgenstunden des 13. Ausführlicheres über die Vorgänge in Prag und meldete sie darauf nach Dresden.¹⁾

Dem Regiment Hofkirchs gehörten wohl die Reiter an, die am 12. in Graupen eine Raunzion erpreßten und die in der Nacht zum 13. die Kirche in Mariaschein plünderten. Reiche Schätze werden sie dort wohl nicht vorgefunden haben, denn der Sohn des Besitzers von Sobochleben, Karl Maximilian von Bleileben, hatte „schon bei Annäherung der Feinde“ die „beste fahrende Habe“ seiner Eltern und das „Scheiner Muttergottesbild“ nach Prag geflüchtet, wo letzteres der Obhut der Jesuiten übergeben wurde. Nach Graupener Aufzeichnungen gehörten zu den Reitern, die in Mariaschein plünderten, auch 3 gewesene böhmische Edelleute, unter ihnen der „Hochheuser von Linatz“, wohl einer der Söhne des ehemaligen, nun schon verstorbenen Besitzers von Hlinaï.²⁾

Während die Sachsen damals mehrere Pfarrer (so die von Graupen und Duz) gefangen nahmen und zur Erpressung von Lösegeld nach Tetschen oder Rosamitz (? „Rasentz“) brachten, scheint der von Auffig unbehellig geblieben zu sein; zwar verzeichnet die Auffiger Matrif in den Tagen vom

1) Gaedcke a. o. D., 120 bis 123.

2) Protocolum D 49; Miller: Hist. Mariasch. 59. Als aus der Kirche geraubt werden bezeichnet „2 Kelche und viele andere Sachen“; nur 6 alte Messgewänder und einen alten Wespertmantel sollen die Räuber zurückgelassen haben. Miller (226) weiß auch von der Strafe Gottes zu berichten, die zwei der Räuber noch am selben Tag getroffen haben soll.

5. bis 14. Nov. keine Taufe, aber schon am 15. fanden wieder Tausen statt, je eine aus Auffsig und Radzein.¹⁾

An demselben Morgen, an dem Arnim Auffsig verließ, am 13. Nov., brach der Kurfürst von Sachsen aus seiner Residenz auf, um nach Böhmen zu ziehen. Ihn begleiteten seine 2 Leibregimenter, je eines zu Pferd und zu Fuß, und einige Kompagnien anderes Volk, die in Dresden gelegen hatten.²⁾

In Pirna überreichten ihm die dort lebenden Exulanten aus Auffsig ein Besuch, er möge ihnen zu ihrem früheren Besitz wieder verhelfen.³⁾ Über Berggießhübel gelangte der Kurfürst nach Peterswald, wo er übernachtete, und am Freitag, den 14. Nov., um 3 Uhr Nachmittag zog er in Auffsig ein. Wie sein ihn begleitender Geheimer Rat Dr. Joh. Timaeus berichtet, haben ihm Abgeordnete des Rats die Schlüssel zu den Staditoren „fast kniende unterthänigst überantwortet“⁴⁾. Daß der Kurfürst nicht ohne große Gewissensbedenken den Einsall in das Erbland des Kaisers vollzogen hatte, ergibt die Anfrage, die er noch an diesem Tage von Auffsig aus an seine Räte und seinen Oberhospprediger Hoß über die Berechtigung seines Vorgehens richtete. Natürlich fielen die Antworten zustimmend aus.⁵⁾ Am Abend desselben Tages um 8 Uhr überbrachte der Rittmeister v. Wangenheim dem Kurfürsten einen Brief Arnims, in dem dieser wegen der geringen Stärke seines Heeres nochmals dringend um Zusendung der Leibregimenter bat; der Kurfürst antwortete umgehend, er werde morgen nicht nur die Regimenter nach Leitmeritz senden, sondern sich selbst dahin versügen.⁶⁾

Ehe er am folgenden Tage (15. Nov.) von Auffsig aufbrach, musterte er das Regiment Hofkirchs, der selbst in Auffsig sich aufhielt, während die Reiter in den Quartieren (auf den Dörfern) sich befanden, in denen

1) Protocollum D 49. Hallwich (Töplitz, 338, ohne Angabe der Quelle) nennt unter den gefangen genommenen Pfarrern auch den von Karbitz, Simon Schemelius; aber von diesem wird ausdrücklich gesagt, er sei vor den Sachsen ins Erzgebirge geflüchtet, wo er später durch Mörderhand seinen Tod fand (Mattauch, a. v. D., 22).

2) Hildebrand, a. v. D., 2. — Christian Hechel, „Hist. Nachr., was Pirna widerfahren“, 7, sagt, daß den Kurfürsten begleitet haben: 6 Kornette Reiter, 8 Fahnen Fußvolk und 200 Mann vom Pirnaer Defensionsvolk. Letzteres dürfte aber erst später in Böhmen eingerückt sein.

3) Mitth. d. B. f. Gesch. v. Annaberg, 3, 79.

4) H.-St.-M. Dresden, Kopial 916, I, 123.

5) Ebenda, Lok. 9227, 110. Buch, 22, 23, 39.

6) Gaedese, a. v. D. 124.

Arnim sie gelassen hatte. Da der Kurfürst das Regiment komplett besaß, nahm er es in Eid und Pflicht, ließ die Kornette an die Stangen schlagen und dem Obersten den Mustermonat auszahlen.¹⁾ Dann trat er mit seinem „Komitat und Volk“ den Vormarsch an, kam aber nicht weiter als bis Lobositz, weil das Volk und die Pferde wegen der „überaus bösen Wege“ sehr ermüdet waren. Dort erhielt er am folgenden Tage (16. Nov.) die Meldung von der Besetzung Prags.

In Aussig war am 15. auch die sächsische Artillerie eingetroffen, die auf der Elbe befördert wurde, aber wegen ungünstigen Windes nur langsam vorwärts gekommen war. Der Feldzeugmeister Oberst Johann Melchior von Schwalbach hatte dem Zeugleutnant am 13. den Befehl zugeschickt, er solle mit der Artillerie in Tetschen bleiben; den Befehl erhielt der Leutnant aber erst in Aussig. Er wandte sich daher an den Kurfürsten um eine Ordre, und dieser verfügte, daß das Zeug zunächst in Aussig bleiben sollte, forderte aber Arnim sofort auf, Bestimmung über dasselbe zu treffen, da die zugehörigen Pferde nicht in Aussig bleiben könnten (wohl wegen Mangels an Futter), sondern anderswo einquartiert werden müßten. Die Artillerie ist, wie es scheint, dann nach Leitmeritz geschafft worden. — In Aussig hielt sich auch noch einige Tage Hofkirch auf, mindestens bis zum 17. Nov., um auszuruhen und mit seinen Reitern „Richtigkeit zu treffen“.²⁾

Schon mit Arnim waren einzelne der böhmischen Emigranten nach Böhmen gekommen; hinter dem Kurfürsten her zogen sie in Scharen ins Land. Auch von den ehemals in der Umgebung Aussigs begüterten Adligen kehrten einige zurück und bemächtigten sich ihres ehemaligen Besitzes.³⁾

1) Ebenda 125. Protocollum D, 49, bringt für die Musterung das richtige Datum, Knott a. o. D., 23, nennt den 14. Nov.

2) Reiterei finden wir noch am 19. Nov. in der Gegend; an diesem Tage verlangten 250 Reiter Quartier in Graupen, das aber eine Salva Guardia (Schutzwache) von Hofkirch erkaufte und sie daher abwies. Protocollum D, 49.

3) Die Angaben über sie sind mehrfach unklar und einander widersprechend. Bestimmt besaß sich unter den Zurückgekehrten Rudolf von Bünau, der einst die Güter Tetschen und Untertürmiz besaßen, die beide ihm noch nicht voll bezahlt waren. (Über sein Verhältnis zum Gute Tetschen steht die Mitteilung bei Bilek a. o. D. 53 in Widerspruch zu den Angaben von C. v. Weber, Aus 4 Jahrhunderten 1, 42. Hier heißt es, daß die Herrschaft Tetschen zunächst vom Kurfürsten in Administration genommen wurde, später aber der Streit mit dem Grafen Thun, der sich gegen Ende des Jahres in Aussig aufhielt, durch einen Akkord beendet wurde.) R. von Bünau nahm auch für seinen Vetter Günther von Bünau dessen ehemaliges Gut Blankenstein (Schönpriesen) in Besitz, ließ es „ausrauben“ und das Vieh nach Meißen

Es scheint, daß auch dieser Anhang der sächsischen Armee sich arge Ausschreitungen gegen die Bewohner längs des Weges hat zu Schulden kommen lassen und dadurch zu Repressalien gereizt hat; denn der schwedische Resident in Dresden Laurens Nicolai (Nilsson Tungal) schrieb am 24. Nov., er habe dem Kurfürsten nach Böhmen nachreisen wollen, sei aber an der Grenze umgekehrt, da die Bauern in Häufen jeden, der nicht Widerstand leisten könne, beraubten und niedermachten.¹⁾

Daß die sächsischen Befehlshaber gleich nach der Einrückung in Böhmen das Land systematisch auszusaugen begannen und ihre Beute in die Heimat sandten, ergibt sich aus einem Befehl, den der Kurfürst bereits auf seinem Zug gegen Prag, aus Budin am 18. Nov., seinem Hausmarschall sandte; er ordnete nämlich an, dieser solle aus den Tageszetteln der Dresdener Torschreiber feststellen, was täglich aus Böhmen auf der Elbe an Wein, Getreide, Vieh u. a. in Dresden ankommt, und ihm darüber an jedem Sonntag berichten. Daß der Kurfürst selbst Unterschiedliches aus Böhmen nach Dresden zu senden hatte, beweist der Paß, den er in Prag am 23. Nov. für 84 Pferde und 19 Wagen ausstellte, die er nach Dresden sandte.²⁾ Zu der Ausbeutung der Bevölkerung gesellte sich bald auch eine regelrechte Steuererhebung. Vom 1. Dezember ab hatten die von den Sachsen besetzten Gegenden eine Geldkontribution zu zahlen, mit deren Einhebung zurückgekehrte Emigranten als Kommissäre betraut wurden. Als solche walteten im Leitmeritzer Kreise Wolf von

treiben (Mitt. d. V. f. Gesch. d. D. i. B. 14, 21). Auch Wilhelm Dionys Kekule von Stradonitz, der nach seinem Onkel Albrecht Sobochleben hatte erben sollen, es aber nicht erhielt, da es konfisziert wurde, kam nach Böhmen zurück. Wenzel d. j. Kölbl von Geising bemächtigte sich seines ehem. Gutes Oberpröblich; auch sein Vater Bernhard, von dem er das Gut übernommen, soll zurückgekehrt sein (Rezel, a. o. D. 738). Die Brüder Joh. Heinrich und Peter von Kautsch (der dritte Bruder war in schwedischem Dienst bei Magdeburg gefallen) plünderten die ihnen noch nicht ganz bezahlten Güter Dbertürmitz und Dubitz. Wenzel Steinbach von Steinbach wird das jetzt seinem Sohn Erasmus Jaroslaw gehörende Gut Počau wohl unbehelligt gelassen haben, als er nach Böhmen zurückkam, sondern sich seinen andern früheren Gütern zugewendet haben. Auch H. Gh. Kösch scheint Schöbriß und Kaubern besetzt zu haben. (Vierteljahrsschr. f. Wappenk., 30, 115). — Von protestantischen Pfarrern, die nach Böhmen zurückkehrten, wird aus der Umgebung Auffigs nur einer bekannt, Heinrich Roth, ehemals in Karbitz, der aber erst am 31. Jän. 1632 aus Geising wieder dahin kam.

1) Hildebrand, a. o. D., 4.

2) H.-St.-A. Dresden, Lof. 927, 110. Buch, 62.

Salhausen, Alexander Kapler von Sullowitz und Joh. Mostnik, der ehemalige Leitmeritzer Stadtschreiber.¹⁾

Die in Böhmen eingerückte Armee des Kurfürsten — Waldstein hatte sie am 18. Nov. auf 6—7000 Mann, darunter nicht über 1500 bis 2000 Reiter geschätzt — erwies sich bald als zu schwach für ihre Aufgabe; daher befahl der Kurfürst am 23. Nov. seinem Hofmarschall, dem Obersten Bernhard von Starschedel, es sollten die entlassenen Musketiere der Defensionsfähnlein wieder „beschafft“ und ungesäumt nach Aussig geschickt werden. Starschedel speziell sollte anordnen, daß 2 Fähnlein seines Regiments (je 200 Mann) nebst Befehlshabern nach Aussig marschierten und dort weitere Befehle erwarteten. Ebenso sollte der Oberst J. M. von Schwalbach je 200 Musketiere von Pirnaer (Oberstleutnant H. G. Speeth) und vom Freiburger Defensionsfähnlein, und Oberst Dietrich von Starschedel 6 Fähnlein (1200 Musketiere) seines Defensionsregiments nach Aussig stellen.

Die Einquartierung und Verpflegung dieser in Böhmen einrückenden Landmiliz machten dem damaligen Kommandanten von Aussig, Daniel Knorr, Hauptmanu im Schwalbachischen Regiment z. F., die größten Schwierigkeiten. Als am 1. Dez. Hptm. Hans Heinrich von Heinitz, Kommandant des einen Fähnleins des B. von Starschedel, vor dem schon 3 Fähnlein in Aussig eingerückt waren, daselbst einmarschierte, erklärte ihm Knorr zunächst, er könne ihm und seiner Mannschaft kein Quartier geben, weil er dazu keine Ordre habe, war aber schließlich bereit, ihm einige Häuser in den Vorstädten, die zum größten Teil mit Kranken belegt waren, anzuweisen. Da aber Heinitz dies nicht annahm, wies Knorr ihm für seine Person in der Stadt, für die Soldaten aber in den nächst gelegenen Dörfern Quartiere an. Noch schlimmer erging es dem Hptm. Hans Sigmund Bادهorn, dem Kommandanten des Freiburger Fähnleins, der an Stelle Speeths auch das Pirnaer befehligte. Er konnte „kein Quartier, ja auch nicht im geringsten weder Hafer, Heu, noch Stroh um Bezahlung in der Stadt und auf eine Meile Wegs herum“ erlangen. Auch er verlegte seine „Knechte“ auf die Dörfer und bat sofort seinen Obersten um Anweisung anderer Quartiere, da die Einwohner die bisher eingerückten 6 Fähnlein weder aufnehmen, noch unterhalten könnten.

Am 3. Dez. erging aus Prag an Heinitz und Bادهorn der Befehl, über Lobositz, Budin, Welwarn nach Prag zu marschieren; wann die

1) In der Literatur finden sich auch die Namen anderer Kommissäre für den Kreis, so Georg Krzinezky von Konau, Friedrich von Bila.

andern mobilisierten Fähnlein dahin abrückten, ist mir unbekannt.¹⁾ Mit diesem Defensionsvolk hat wohl das sächs. Heer die Stärke von 9700 Mann erreicht, von der Arnim am 13. Dez. spricht,²⁾ als er wegen dessen Schwäche das Kommando niederlegen wollte.

Fast gleichzeitig mit dem Tage, an welchem diesem schwachen Heere Waldstein, wenn vorläufig auch nur interimistisch, als Feldherr der kaiserl. Truppen gegenübergestellt wurde (am 15. Dez.), verließen der Kurfürst und Arnim die sächsische Armee. Am 16. Dez. reisten sie von Prag ab. Der Kurfürst ging über Welwarn und Budin nach Leitmeritz, wo er wohl am 19. angekommen ist; Arnim finden wir in diesen Tagen in der Gegend westlich von der Elbe, um die dort stehenden Truppen zum Widerstand gegen die nunmehr schon von Pilsen her vorgehenden Kaiserlichen vorzubereiten. Bereits am 19. hielt Arnim den Weg über Auffsig, den der Kurfürst nach Dresden einschlagen wollte, für gefährdet und riet am folgenden Tage seinem Herrn sogar, lieber über Teitschen zurückzugehen, jedenfalls aber einige Kavallerie und 300 Musketiere bei sich zu behalten. Doch scheinen sich die diesen Warnungen zu Grunde liegenden alarmierenden Meldungen nicht im vollen Umfang bestätigt zu haben, denn am 21. konnte Arnim von Laun aus dem Kurfürsten melden, er könne nun wieder „in Gottes Namen“ den Weg auf Auffsig nehmen, da sich der Feind wieder zurückbegeben habe.³⁾

Nachdem der Kurfürst am 22. Dez. von Leitmeritz aus seiner Armee mitgeteilt hatte, daß er und Arnim sich nach Dresden begeben würden und nunmehr der Feldzeugmeister und Oberst von Schwalbach das Oberkommando führen werde, zog er — wie es scheint noch an diesem Tage —

1) H.-St.-A. Dresden, Lok. 9227, 110 Buch, 63, 112, 113. In Graupen marschierten noch am 5. und 7. Dez. Defensioner nach Teplitz durch.

2) H.-St.-A. Dresden, Lok. 9271, 198. Davon lagen etwa 5000 Mann in Prag, 1500 zu Leitmeritz. Das Freiburger Fähnlein war noch am 5. Jan. 1632 in Prag und hat damals um seine Heimsendung (ebenda, Lok. 9227, 111. Buch, 145).

3) Forschungen z. dtsch. Gesch. 21, 145. Mit der Bedrohung der Rückzugslinie der Sachsen durch die Kaiserlichen dürfte die Verlegung von sächsischen Reiterabteilungen nach Graupen zusammenhängen. Am 20. Dez. kamen 250 Reiter dahin und blieben bis 25. Morgens, am folgenden Tage rückte neuerdings 100 Reiter dort ein und blieben bis zum 28. (Protocollum D, 50). Daß die erstere Truppe, wie es heißt, nach den Sechsstädten, d. i. in die Oberlausitz, gezogen sei, halte ich für unwahrscheinlich; sie wird einen Plankenschutz für den Kurfürsten gebildet haben, wenn sie nicht etwa gar einem seiner Leibregimenter angehörte, die ihn begleiteten. Mit dieser Zusammenziehung von Truppen bei Graupen wird es wohl auch zusammenhängen, daß am 27. Dez. die kais. Besatzung von Neuschloß bei Teplitz den Posten ausgab. (Teplitzer Akten.)

nach Auffig, wo er jedenfalls am 23. bereits war.¹⁾ Arnim traf da wieder mit ihm zusammen und legte ihm dringend nahe, sein Heer durch neue Werbungen zu verstärken. Zu diesem Zweck gestattete der Kurfürst durch eine „Ordonanz“ vom 24. Dez. sämtlichen Obersten z. R. u. z. F. ihr Traktament in solchem Umfang aus den Quartieren zu erheben, als wenn sie komplette Regimenter hätten; dafür sollten sie verpflichtet sein, diese mit guten und tüchtigen Soldaten so zu ergänzen, daß sie die Regimenter „gegen ein Viertel in der Zahl“ stärker, als sie gemustert worden waren, ins Feld führen könnten.²⁾

Wohl am ersten Weihnachtsfeiertage, am 25. Dez., verließen der Kurfürst und Arnim Auffig und trafen am 26. wieder in Dresden ein.³⁾

Die Herstellung einer regelmäßigen postalischen Verbindung mit seiner Armee in Böhmen war eine der ersten Einrichtungen, die der Kurfürst daheim traf. Das Interesse, das eine Feldpost in damaliger Zeit beanspruchen darf, wird es rechtfertigen, wenn ich etwas ausführlicher auf ihre Einzelheiten eingehe. Am 27. Dez. teilte der Kurfürst den Obersten Hans Georg Grafen zu Solms und Freiherrn von Hofkirch mit, daß er eine reitende Post von Dresden nach Prag angeordnet habe. Je 3 Reiter würden nach Peterswald, Auffig und Welwarn gelegt; sie hätten die Briefe Tags und Nachts weiterzubefördern. Für die nicht eiligen Berichte solle wieder eine Fußpost — eine solche war 1625 eingerichtet worden und wohl infolge der Kriegswirren eingegangen — „angelegt“ werden. Laut dem „Reglement für die Fußpost“ vom 29. Dez. befohl der Kurfürst dem Botemeister Christian Hauptvogel in Dresden 4 Boten zu halten, von denen je einer zu Hellendorf oder Peterswald, Salesl und Martinowes (bei Budin, „Mertendorf“) stationiert werden und wöchentlich 1 $\frac{1}{2}$ Taler erhalten solle. Hauptvogel soll den Boten in Dresden am

1) Am 22. Dez. stellte der Kurfürst in Leitmeritz den beiden Vettern Heinrich von Taube, von denen der eine sein Oberkammerer, der andere sein Kammerjunfer war, eine Salva Guardia für das Gut Sobochleben, „so ganz ledig und ohne Lehnserben abgestorben“ ans. Daß A. R. von Bleileben das Gut erworben hatte, wurde also nicht berücksichtigt. Die von Taube forderten sogar am 17. Feb. 1632 von Rösch die Abtretung der Güter Schöbriß und Großfaudern (Wierteljahrsschr. f. Wappenk., 30, 115).

2) H.-St.-A. Dresden, Lok. 9227, 110. Buch, 231, 246 bis 250. Am 24. Dez. ordnete der Kurfürst in Auffig auch die Verhältnisse der Güter Dfsegg, Schwarz und Klostergrab, die er in seine Verwaltung genommen und auf welche der schwedische Oberst Paul Kapler von Sullowiz, Felix Kapler und der Graf Wilhelm Rinský Ansprüche erhoben hatten. (Ebenda, Lok. 10.833 N 461.)

3) Zmer: Verhandl. d. Schweden, 1, 77.

Montag und Freitag, Elias Thim in Prag den seinigen am Sonntag und Mittwoch zu Mittag abfertigen. Dem Botenmeister wurden zum Unterhalt der Boten 100 Taler angewiesen, die übrigen Kosten sollten durch eine Gebühr für Privatbriefe gedeckt, ein Überschuß unter Hauptvogel und Thim geteilt werden. Frei befördert mußten werden die Briefe des Kurfürsten, seiner Räte, Hofoffiziere und der hohen und niederen Befehlshaber (freiwillige Gaben waren gestattet); jedoch sollten die Eximierten nicht Briefe von Privaten in die ihrigen einschlagen.¹⁾

Zu einem, wie es scheint, aus den letzten Tagen des Jahres 1631 datierenden „Verzeichnis“ lagen damals von den sächs. Truppen im Leitmeritzer Kreise der Oberst und Generalzeugmeister J. W. von Schwalbach mit der Artillerie und 4 Fähnlein seines Regiments z. F., sowie die beiden Leibregimenter des Kurfürsten, je eines zu Fuß und zu Roß.²⁾ Da es heißt, daß diese beiden Regimenter den Kurfürsten nach Dresden begleitet haben, so haben wir ihr Einrücken in ihre Quartiere nicht vor dem 27. Dez. anzusetzen. Den Obersten von Taube finden wir am 29. Dez. in Dux; er beschwerte sich an diesem Tage beim Kurfürsten, daß ihm Schwalbach und die Kommissäre keine Winterquartiere anwiesen. Der Hauptmann Sebastian Langhans von Schwalbachs Regiment wolle Bilin, das ihm (Taube) als Garnison angewiesen sei, nicht verlassen, bevor Schwalbach es angeordnet habe. Daraufhin teilte der Kurfürst Taube am 31. Dez. mit, Schwalbach habe ihm berichtet, er werde die zu Auffig liegenden 2 Fähnlein „aus gewissen Ursachen“ von dort abfordern und habe dem Hptm. Langhans befohlen, mit seinem Fähnlein von Bilin nach Auffig zu rücken.³⁾

1) H.-St.-A. Dresden, Lok. 9227. 110. Buch, 257, 258, 260. Am 1. Jan. 1632 meldet Schwalbach dem Kurfürsten, er habe „die Posten gnädigst anbesohlener Mäßen bestellt“.

2) Ebenda, Lok. 9271, 212. Nach einem andern ebenfalls undatierten Verzeichnis, das vor den 16. Febr. 1632 datieren muß, lag in dem Kreise das Reg. z. F. des Obersten Gustavus Löser. (Ebenda, Lok. 9227, 110. Buch, 160. Löser kommandierte wohl das Leibregiment z. F.) Das Leibregiment des Kurfürsten zu Roß führte Oberstleutnant Dietrich von Taube; es sollte 6 Kornette mit 600 Pferden haben. (Theatr. Eur., 2, 401).

3) Schuster und Franke: Gesch. der sächs. Armee, 39. — H.-St.-A. Dresden, Lok. 9227, 110. Buch, 277, 278.

1632.

Die Verhandlungen, die Waldstein mit dem Kurfürsten von Sachsen angeknüpft hatte, um mit ihm zu einem Sonderfrieden zu gelangen, hatten auch nach seiner erfolglosen Zusammenkunft mit Arnim in Kaunig (30. Nov. 1631) ihren Fortgang genommen. Mitte Jänner 1632 suchte sie der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der soeben aus dem kaiserlichen Dienst ausgeschieden war, fortzuspinnen. Von Prag kam er, wohl über Aussig, am 15. Jänner in Dresden an. In einer Audienz, die er beim Kurfürsten hatte, erklärte er, ohne sich aber auf besondere Vollmacht zu berufen, Waldstein habe ihm aufgetragen, dem Kurfürsten zu sagen, er (Waldstein) würde es gerne sehen, daß es „einsmals zu einem allgemeinen sicheren Frieden gelangen möchte“. Erfolg hatte der Herzog keinen. Er verließ Dresden bereits am 18. Jänner wieder.¹⁾

Ebenso ergebnislos verlief die Zusammenkunft, die Waldsteins Schwager und Vertrauter, Graf Adam von Tercza, mit Arnim in Aussig hatte. Bereits am 26. Dezember v. J. hatte Waldstein dem sächsischen Feldherrn geschrieben, er werde, da er selbst seines leidenden Zustands halber nicht neuerdings mit ihm zusammenkommen könne, Tercza als seinen Bevollmächtigten zu ihm senden. Ein Monat verstrich, ehe das geschah. Tercza reiste mit 2 Kutschen und einigen berittenen Dienern von Chlumez über Prag nach Aussig, Arnim kam dort „per posta“ an.²⁾

Die Unterredung der beiden fand am 28. Jänner statt. Sie ist insofern ein denkwürdiges Ereignis, weil dabei kaiserlicherseits ein Anerbieten gemacht wurde, das, zu richtiger Zeit zugestanden, vielleicht dem Kriege ein Ende bereitet oder doch eine andere Wendung gegeben hätte. Tercza erklärte nämlich, der Fürst von Eggenberg habe Waldstein mitgeteilt, der Kaiser wünsche dringend einen allgemeinen Frieden und sei bereit, um diesen zu erzielen, das Restitutionsedikt vom 6. März 1629 aufzuheben, die Inhaber ehemals geistlicher Güter in den Staud wie vor Erlassung des Edikts zu restituieren.³⁾ Von diesem Angebot hat Arnim

1) H. St. A. Dresden: Lok. 9227, 114. Buch, 25; Lok. 9243. Letzterem Sammelbande sind die auf das Jahr 1632 bezüglichen Angaben entnommen, für die ich im Folgenden keine Quelle angebe.

2) Irmer: a. o. D. 1, 115. Der Kurfürst mußte, um Arnim zu der „eilenden Reis in Böhmen“ absenden zu können, am 26. Jänner von Leipzig aus Reinhard von Taube um 2 Pferde ersuchen. (H. St. A. Dresden: Lok. 9227, 114 Buch, 105.)

3) L. v. Ranke: Geschichte Wallensteins, 159.

dem schwedischen Residenten Nikolai in Dresden, der ihn nach seiner Rückkehr auszuhorchen suchte, nichts gesagt, sondern nur mitgeteilt, Waldstein habe anfragen lassen, ob Kursachsen zu Friedensverhandlungen geneigt sei, worauf er erklärt habe, die Frage befremde ihn, da Waldstein wisse, daß nicht der Kurfürst von Sachsen, sondern der König von Schweden darüber zu entscheiden habe. Treczka habe nur noch erwähnt, daß der Friedländer die „Generalschaft“ nur auf 3 Monate angenommen und Werbepatente auf mehr als 70.000 Mann ausgegeben habe. Beim Abschied habe Arnim zu Treczka öffentlich gesagt, „es wäre ihm leid, daß er, bisher des von Friedlands Diener (A. war unter W. Oberst und Feldmarschall), nun ein Feind werden müßte“. Diese Rede sei „nicht gleich von einem jeglichen aufgenommen und interpretiert worden“, was bei ihrer wohl absichtlichen Unbestimmtheit begreiflich ist. Nikolai war sich klar, daß ihm Arnim nicht alles mitgeteilt hatte. Letzterer muß Treczka auch einen Vorschlag über die Fortführung der Friedensverhandlungen gemacht haben, denn am 10. Feber berichtete ihm Wallenstein, er habe diesen an den Kaiser gelangen lassen.¹⁾

Worüber in Auzsig nicht verhandelt worden zu sein scheint, das war ein Waffenstillstand zwischen den sächsischen und kaiserlichen Truppen, der ja auch dem Friedländer damals nicht passen konnte.²⁾

Während dieser, zumeist in Znaim weilend, ein gewaltiges Heer „aus dem Boden stampfte“, wurde der nördliche Teil Böhmens von den Sachsen bis auf das Mark ausgefogen. Schon am 1. Jänner 1632 berichtete Schwalbach dem Kurfürsten, die Bewohner des Landes seien bereits sehr erschöpft, viele seien geflüchtet, so daß ihre Wohnungen wüst stehen; daher komme die Kontribution nicht in Gang, Reiter und Knechte lamentierten.³⁾ Zumal die Not der „Artilleriepersonen“ lag Schwalbach am Herzen. Um die Schwierigkeiten der Verpflegung zu vermindern, schickte er (vor 4. Jänner) den größeren Teil der Artilleriewagen von Leitmeritz

1) Ermer: Verhandlungen 1,115; Arnim 155.

2) Treczka hatte seinem Schwager Wilhelm Kinsky Mitteilung über seine Verhandlung mit Arnim gemacht. Als nun Kinsky am 27. Feber mit dem Obersten von Taube in Tepliz zusammentam und dieser sich über das Vorgehen der Kaiserlichen gegen Schlackenwerth und Saaz beklagte, da es gegen den Waffenstillstand („Anstand“) verstoße, erwiderte Kinsky „ungesehenet und lachend“, bei der Unterredung in Auzsig sei von einem Waffenstillstand keine Rede gewesen, Treczka habe dazu auch keinen Auftrag gehabt.

3) S. St. A. Dresden: Lok. 9227, 110. Buch, 260. In einem Bericht vom 3. Feber teilt Schwalbach mit, die Kommissäre hätten in der Zeit vom 1. Dez. bis 31. Jänner an Kontribution nur 5012 Rtlr. eingenommen. Er beklagt sich, daß er nicht das Verzeichnis der Restanten erhalten könne; von den

zurück. Da Schwalbach über die Not seiner eigenen Leute klagte, ging die Ausraubung des Landes, über die Freund und Feind ihren schneidendsten Hohn und Spott ausgoßen, nicht von ihm aus, sie war in der Hauptsache das Werk einzelner oder der einzelnen Obersten. Abgesehen davon, daß diese das Traktament für ihre Regimenter nicht nach deren wirklichem Stand, sondern nach dem, auf den das Werbepatent lautete, aus den Quartieren erheben durften, mußten sie sich ihre eigene Besoldung zc. selbst verschaffen. Das öffnete der Raubgier den weitesten Spielraum. Die Beute, Getreide, Wein und andere Sachen, wurde nach Sachsen geschafft, um dort verfilbert zu werden. Solange die Elbe gefroren war, gingen die Transporte mit dem Raub über das Erzgebirge. So hören wir, daß der sächsische Oberstkämmerer über 250 Scheffel Getreide durch seine Leute nach Schöwald hatte bringen lassen, ebenso der Oberst von Taube einen „stattlichen Vorrath“, den er „zu seiner Kontribution und an Geldes statt“,¹⁾ angenommen hatte. Beide kamen um diese Sendungen, als am 27. Feber um 3 Uhr Nachmittags auf dem Rittergute in Folge eines Kaminbrandes Wohnhaus, Ställe, Scheunen, Malz- und Brauhaus in Asche gelegt wurden.²⁾

Am 1. März sandte der Kurfürst an Schwalbach den Befehl, er solle kein Getreide mehr aus Böhmen abführen, sondern alles an einem wohlverwahrten Ort zusammenbringen lassen, um so die Verpflegung der Armee zu sichern; demzufolge ordnete Schwalbach, wie er am 5. März berichtet, die Anlage von Provianthäusern in Auffig und Leitmeritz an, in die das Getreide und Mehl vom flachen Lande gebracht werden sollte. Die Anfuhr war aber „gar schlecht“, da, wie die Kommissäre berichteten, wenig Getreide auf dem Lande vorhanden war; es war eben schon alles nach Sachsen geschafft, sagte der General-Kriegskommissär am 9. März.

Erkennungsmitteln, die er angeboten, werde kein Gebrauch gemacht. Er könne es nicht einmal dahin bringen, daß die Kommissäre das Getreide aus den verlassenem Gütern und die Schaber von den Feldern einholen lassen, obwohl er Wagen dazu zur Verfügung gestellt habe.

- 1) Bares Geld scheint allenthalben gefehlt zu haben; denn am 12. März beschwerte sich der Amtsverwalter J. Harnisch von Tetschen, daß ihm der Kaiser Richter zu Auffig den Zoll „mit lauter Zetteln“ bezahle (S. St. A. Dresden, Lof. 10791).
- 2) Vom Obersten von Löser heißt es, er habe im Schlaner Kreis, in Melnik und an anderen Orten etliche 1000 Scheffel Getreide und mehr als 300 Faß Wein zusammengebracht. (Bericht des General-Kriegskommissärs von Schleinitz vom 28. Feber).

Wie schonungslos die Räubereien ausgeführt worden waren, ergibt ein zweifellos aus den ersten Tagen des März datierender Bericht der drei Kommissäre des Leitmeritzer Kreises. Die vornehmsten Örter des Kreises, so erklären diese, seien durch Abführung des Getreides dermaßen verüdet, daß in denselben nichts mehr vorhanden sei. In manchen Dörfern sei wenig oder gar kein Samengetreide geblieben. Das „Gütel“ Großpriesen, das 40 Untertanen besitze, habe einen Vorrat von etlichen Hundert Scheffeln Getreide, vielen Fässern Wein und gebackenem Obst gehabt; das sei alles weg, so daß kein Scheffel Samengetreide, kein Schaf, kein Rind unverkauft geblieben sei. Ja sogar Tische, Bänke und Mobilien seien weggeführt worden. Vom Gute Schwaden heißt es, daß es „durch Abnehmung des Zug-, Rind-, Schaf- und anderen Viehes, wie nicht weniger des Getreidichs und anderer Mobilien in äußersten Ruin gesetzt“ worden sei.¹⁾ Ähnlich hat es in Schönpriesen ausgesehen. Zumal nachdem die Elbe eisfrei geworden war (nach 3. Feber), hatte die Ausfuhr der Beute große Ausdehnung angenommen. Die Anwohner des Flusses, so schreiben die Kommissäre, könnten erzählen, „daß es mit Verwunderung zu hören, wie viele die Schiffe mit allerhand Proviant hinuntergegangen“. Auch 3 Geschütze, die von Neuschloß bei Teplitz nach Leitmeritz gebracht worden waren, und was von Prag an Beute nach Leitmeritz geschafft worden war, gingen zu Wasser nach Dresden.

In Auffig war die Änderung in der Besatzung nicht in dem Umfange durchgeführt worden, wie sie Schwalbach Ende Dezember v. J. in Aussicht gestellt hatte, denn wir finden den Hauptmann Knorr, einen alten, versuchten Soldaten, wie ihn Schwalbach nennt, noch am 20. Feber dort. Rannmehr sollte Knorr Auffig verlassen. Der Kurfürst befahl nämlich, daß Schwalbach die 300 Mann des Leibregiments z. F., die bisher in Melnik gelegen waren, durch 2 Kompagnien seines Regiments ablösen lassen solle. Schwalbach sagte die Ausführung des Befehls am 20. Feber zu. Ob er ihm tatsächlich nachgekommen, wissen wir nicht; denn Schwalbach geriet durch ihn in große Verlegenheit, da er mit den 4 Kompagnien seines Regiments Auffig, Neuschloß bei Teplitz, Tetschen und Auscha besetzt halten sollte.²⁾ Da er die Kompagnie von Auscha nicht abberufen konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als den in Tetschen liegenden

1) Mitt. d. Nordböh. Erz.-Bl. 22, 194.

2) Die Kompagnien waren am 5. März: Hauptmann v. Staupitz, 183 Mann (davon 32 frank), Hptm. Knorr, 212 Mann (15 kr.), Hptm. Rudolf v. Bünau, 196 Mann (16 kr.), Hptm. Langhans 175 Mann (12 kr.), insgesammt 766 Mann. Schwalbach hatte auch ein Werbepatent erhalten, aber nicht geworben.

Hauptmann von Staupitz anzuweisen, mit seinen Leuten auch Auffig und Neuschloß zu besetzen. Da dies für die Kompagnie „fast zu viel“ war, machte Schwalbach dem Kurfürsten am 24. Feber den sonderbaren Vorschlag, er solle den Antrag Rinskys annehmen, der sich erboten hatte, Neuschloß mit seinen Leuten zu besetzen. Der Kurfürst ging darauf natürlich nicht ein und befahl am 27. Feber von Torgau aus, Schwalbach solle Neuschloß mit der Kompagnie von Staupitz oder „in anderem Wege“ sichern. Schwalbach hatte sich in seiner Verlegenheit auch an den Oberst von Taube in Teplitz gewandt und ihn aufgefordert, er solle sich mit seinen Teplitzer Kompagnien „etwas näher gegen Auffig logieren“. Taube lehnte dies aber ab, da, wie er am 26. Feber dem Kurfürsten schrieb, bei Auffig „alles ansgezehret und zumal für die Pferde wenig Fourage vorhanden ist“; in Auffig selbst sei „ganz nichts zu leben“. Auch dürfe er die Pässe nicht ungeschützt lassen. Schwalbach, der am 3. März sich endlich entschlossen hatte, den Hauptmann Knorr von Auffig nach Melnik zu kommandieren, ließ nun, wie er am 5. März dem Kurfürsten meldet, eine Kompagnie Fußvolf (die Lossische), die bis dahin in Altenberg gewesen, Auffig besetzen.

Die Schwächung der die Rückzugslinie der Sachsen deckenden Truppen war um so empfindlicher, da sich bereits in den letzten Tagen des Februar das Vordringen der Kaiserlichen in Teplitz bemerkbar machte. Wohl von Saaz her, dessen sich die Kaiserlichen am 23. Feber bemächtigt hatten, versuchten diese das bei Teplitz liegende Regiment Taubes zu unruhigen, „ihm eine Mascarata zu bringen“ und besetzten in der Nacht zum 27. Feber ein eine Meile von Bilin liegendes Dorf.¹⁾ Taube war eben erst von Dresden über Klostergrab (26. Feb.) nach Teplitz zurückgekehrt; er hatte die Ausrüstung für seine neugeworbenen 5 Kompagnien holen wollen, dies aber wegen starken Schneefalls und schlechter Wege nicht tun können. Er war über den „Alarm“ so bestürzt, daß er schleunigst seinen Regimentssekretär mit allen Schriftstücken nach Auffig sandte. Zwar zogen sich die Kaiserlichen, als ihnen Taubes Reiter entgegenrückten, zurück, Taube ersuchte aber Schwalbach sofort um Verstärkung, worauf dieser den Befehl gab, daß 50 Musketiere von der Auffiger Besatzung zu Taube abrücken sollten. Mehr waren in Auffig nicht zu entbehren;²⁾ es mangelte eben allenthalben an Volk.

1) Es handelte sich also noch nicht um eine Überrumpelung von Teplitz (Hallwich, Töplitz 341).

2) Bericht Schwalbachs an den Kurfürsten vom 27. Feber.

Taube hat sofort auch (27. Feb.) den Kurfürsten, er möge die drei Pässe Klostergrab, Mittelzinnwald und Graupen mit je 100 Musketieren, wenigstens vom Defensivvolk, besetzen lassen, womit am 1. März der Kurfürst den Oberstleutnant Speeth in Pirna beauftragte. Am 28. Feb. begab sich Taube mit einer entsprechenden Anzahl Wagen nach Peterswald, wohin der General-Kriegskommissär die Ausrüstung für seine neu-geworbenen Reiter aus dem Dresdener Zeughause auf 8 oder 9 Wagen, begleitet von 50 oder 60 Musketieren, an diesem Tage absandte.¹⁾

Am 29. nahm er die Sendung in Empfang. Um ihren Transport zu sichern, hatte er, wie es scheint, seine ganze verfügbare Truppe in Bewegung gesetzt, so daß man in Graupen glaubte, die Feinde verließen schon das Land. Während er selbst sein Hauptquartier in Schönwald hatte (am 29.), standen sein Bruder Klaus, der unter ihm als Rittmeister diente, und der Rittmeister Lorenz Fürstenauer in Streckenwald und Ebersdorf und der Rittmeister Hans Wilh. Buchner „unter dem Paß“, d. h. wohl in Marschen unter dem Geiersberger Paß. Da Taube am 1. März die Meldung erhielt, daß die Kaiserlichen von Saaz ans Brüz „anfallen“ wollten, so erbat er sich von Speeth Verstärkung; dieser schickte ihm 200 Musketiere. Mit diesen und den 50 Musketieren, die die Waffensendung begleitet hatten, rückte Taube am 2. März von Schönwald gegen Brüz ab,²⁾ dessen Besatzung er verstärkte.

Am 4. März war er schon wieder in Tepliz und berichtete von dort, daß er zur Sicherung Sachsens die Pässe besetzen und verhauen lassen wolle, bis auf den Geiersberg, den er mit Fußvolk (wohl bereits am 2. März mit Musketieren, die ihm Speeth gesandt hatte) gesichert habe und offen lassen wolle, da er ihn zu seiner „Retirada“ gebrauchen müsse. Bereits auf seiner Expedition nach Schönwald hatte er diesen Paß als einen „wackeren“ erkannt, den Musketiere gegen eine große Macht verteidigen könnten und der ihm den Vorzug bot, daß er von Tepliz in 1½ Stunden zu erreichen ist. Schon am 1. März hatte Taube in Aussicht genommen, die Verteidigungsfähigkeit des Passes noch zu verstärken und sich daher von Dresden einen Baumeister erbeten. Als solcher wurde ihm Sebastian König zugesandt, dessen Bau Taube am 6. März bei einer Revision der Pässe besichtigte.

1) Es waren 271 Arkebuser-Rüstungen, 361 Bandelier-Rohre, 2 Zentner Birschpulver, 4 Zentner geschrotenes Blei.

2) Mit diesen aus den Akten sich ergebenden Tagesdaten stimmen die Angaben bei Knott, a. o. D. 24, überein, wo die Stärke der gegen Brüz rückenden Truppe als „an 1000 Mann“ angegeben wird.

Da damals die Kaiserlichen schon bis nach Dux streiften — am 5. März hatten 6 kaiserliche Soldaten einen sächsischen dort gefangen genommen¹⁾ — war es für Taube dringend nötig, daß er in 4 Kompagnien des Reiterregiments Herzog Ulrich von Holstein, die damals (vor 4. bezw. 6. März) in Klostergrab einrückten, Verstärkung erhielt und daß endlich, am 8. März, seine eigenen 5 neugeworbenen Kompagnien (insgesamt 504 Arkebusiere) vom Gen.-Kriegskommissär in Tepliz gemustert wurden. Am 15. finden wir bei Taube in Dux den Obersten von Klizing, der von Zwickau dahin gekommen war und an diesem Tage den Kaiserlichen das Schloß Rotenhaus abgenommen hatte, wobei ihm ein reicher Getreidevorrat, 5500 Strich allerlei Getreide und 660 Strich Hafer in die Hände fielen. Taube und seine Regimentskommissäre bewogen Klizing zu dem Versprechen, das „harte Getreide“ dem „gemeinsamen Proviantwesen zum Besten“ nach Auffig schaffen zu lassen, weil, wie Taube am 18. März schreibt, „selbiger Ort gar nichts proviantiret“ und niemand anderer als er allein von seinem Getreide, das er anstatt bares Geldes bei der Kontribution angenommen habe, an 300 Scheffel dahin geschafft habe. Am 19. März gelang es auch Taube außer 180 Strich Hafer für das Holsteinische Regiment 40 Strich Korn von Rotenhaus nach Dux zu schaffen; ob diese letztere geringe Getreidemenge und weitere nach Auffig gekommen sind, vermochte ich nicht zu ermitteln.

Inzwischen war der Bau auf dem Geiersberg-Baß fertig gestellt worden, so daß ihn Taube am 24. März besichtigen konnte.

Aus den nun folgenden Wochen sind mir nur äußerst spärliche Nachrichten über die Vorgänge in der Umgebung Auffigs bekannt geworden. Am 3. April bedrohten bereits 3000 Kroaten Tepliz, so daß der Kommandant von Auffig dringend um Zusendung von ein par Hundert Musketieren vom Defensionsvolk bat, um großes Unglück zu verhüten. Die bis dahin auf den Dörfern zerstreut liegenden sächsischen Truppen scheinen nun alle bei Tepliz zusammengezogen worden zu sein, denn am 5. April heißt es, daß der Rittmeister, der bis dahin in Mariaſchein gewesen, sich in Turn befinde, und in Graupen lag nur eine Schutzwache, die marodierende Reiter bis Ebersdorf verfolgte.²⁾

Wenige Tage nachdem Waldstein das Amt eines „General-Capo der kaiserlichen Armaden“ endgültig übernommen hatte, kam Arnim von seinem

1) Am 12. März berichtete der Amtsverwalter J. Harnisch in Tetschen, daß die Kroaten den Verwalter von Ofegg verjagt haben, der sich nach Altenberg flüchtete. (H. St. A. Dresden, Lok. 10791.)

2) Forsch. z. dtſch. Geſch. 21, 178; Knott, a. o. D., 24.

Gute Boizenburg wieder zu der sächsischen Armee in Böhmen zurück. Über Saïda langte er am 20. April in Brüx an. Seine Hauptaufgabe war, die Armee so gut wie möglich aus Böhmen zu führen; diesem Zwecke dienten seine Verhandlungen mit Waldstein bzw. dessen Beauftragten, dem Obersten Ernst Georg von Sparr, und seine mehrfachen Reisen zum Kurfürsten. Schon von Brüx aus, an einem nicht angegebenen Tage, schreibt er dem Kurfürsten, er werde „morgen“ gegen Mittag in Schönwald eintreffen. Der Kurfürst muß damals die Absicht gehabt haben nach Böhmen zu kommen; Arnim schreibt ihm daher, er werde in Tepliz „so gar sicher nicht logiren,“ Auffsig wäre sicherer. Die Reise unterblieb. Arnim ging dann selbst nach Dresden und ist von dort, wohl über Peterswald oder Schönwald, nach Tepliz gereist; am 16. Mai berief er Sparr zu einer Unterredung, die am folgenden Tage in Laun stattfand. Am 20. war Arnim wieder in Tepliz. Am folgenden Tage traf er zu Nakoniz mit Waldstein zusammen. Über Laun reisend, ging er dann mit dem Oberst Klizing nach Dresden, um dem Kurfürsten persönlich Bericht zu erstatten (22. Mai). Von dort begab er sich nach Leitmeriz, wohin inzwischen alle sächsischen Regimenter bis auf die beiden in Prag liegenden sich zusammengezogen hatten. Nachdem auch letztere zu ihm gestoßen waren und Waldstein Prag besetzt hatte (25. Mai), hielt Arnim eine neue Unterredung mit dem Kurfürsten für notwendig, wohl um ihm darzutun, daß er nicht im Stande sei, gegen die Übermacht Waldsteins, dessen Heer er auf 30.000 Mann schätzte, eine Schlacht zu wagen; denn die sächsische Armee zählte damals nur 4800 Reiter und 7450 Mann Fußvolk. Von letzterem kamen aber die Besatzungen in Leitmeriz (1500 M.), Auffsig (600 M.) und auf den beiden Gebirgspässen (Geiersberg und vielleicht Klostergrab, 200 M.) für eine Schlacht nicht in Betracht. So finden wir denn Arnim am 2. und 3. Juni in Pirna.¹⁾ Am Abend des 4. um 8 Uhr kam er auf der Rückreise in Auffsig an. Da er hier die Meldung erhielt, daß „der Feind schon aufgebrochen“ sei, d. h. wohl, daß die Armee Waldsteins schon aus Prag ausmarschiere, ersuchte er den Kurfürsten, die Regimenter Wolfersdorf und Starschedel, das des Obersten Steinau und die Lehensperde sofort vormarschieren zu lassen. Auch begann er schon den Rückzug seines Heeres vorzubereiten, indem er den Bau einer Brücke bei Auffsig anordnete, wozu er 12 starke Schiffe aus Dresden verschrieb.²⁾

1) Mitt. d. V. f. Gesch. d. D., 17, 161 ff.; Irmer: Verhandlungen 1, 171, 189; Gaedeke, a. o. D., 131.

2) H. St. A. Dresden, Lof. 9271, 126; Forsch. z. d. Gesch. 21, 201.

Lange Raft hat Arnim in Auffig nicht gehalten, denn bereits am frühen Morgen des 5. um 2 Uhr, kam er in Leitmeritz an und ordnete nunmehr, nachdem er einen Kriegsrat abgehalten, für den folgenden Tag den Rückmarsch der Armee nach Auffig an. Die Bagage unter dem Generalwagenmeister und den Troß sandte er sofort (noch am 5.)¹⁾ auf dem rechten Ufer der Elbe gegen Auffig, wo sie den Fluß auf der Brücke überschreiten sollten.

Schon in der Nacht zum 6. Juni (Sonntag nach Pfingsten) führte er das Heer und die Artillerie bei Leitmeritz auf das linke Elbeufer, verbrannte hinter sich die Brücke und marschierte nach Auffig. Zu seinem Schrecken fand er dort die Schiffbrücke nicht gebaut, da die Schiffe aus Dresden nicht eingetroffen waren. Da er wußte, daß kaiserliche Truppen schon bei Leitmeritz standen, war er über das Schicksal der Bagage sehr besorgt und besürchtete, daß aus dem gleichen Grunde Offiziere und Mannschaften „sehr schwierig“ werden würden, zumal sie, oft schon vertriebt, immer noch keine Zahlung erhalten hatten. Auch im Westen schienen die Kaiserlichen schon weit vorgerückt zu sein, da die Besatzungen von Neuschloß und vom Brügger Schloß „viel Losungen mit Stücken“ (Signalgeschüsse) abgaben.

Trotzdem meinte er am Morgen des folgenden Tages, am 7., sich noch einige Zeit in Böhmen halten zu können, ja er fragte sogar brieflich beim Kurfürsten an, wann er ihn in Auffig erwarten solle, und bat, wie schon tags vorher, um Zusendung der Verstärkung, „damit er dem Feind ein wenig wieder entgegen gehen könne“. In seiner Absicht wurde er auch nicht wankend, als er erfuhr, daß der Generalwagenmeister mit der Bagage „ganz bis auf Dresden“ (wohl nur bis Pirna) durchgegangen war,²⁾ und als wegen Ausbleibens der Soldzahlung die Offiziere und Soldaten „murrten und stumpften“. Als aber die (übrigens unbegründete) Meldung einlief, daß „der Feind mit seiner ganzen Armee im Anzuge sei“ und auch der Hauptmann von Staupitz berichtete, daß die Kaiserlichen mit 12 Stücken gegen das Tetschener Schloß vorgiengen, da berief Arnim wiederum einen Kriegsrat der Obersten, und dieser sah das einzige Mittel, um das Heer zu retten, im sofortigen Rückzug in das Land des Kurfürsten.“³⁾

1) Das Datum a. St. geben Rhevenhiller, 12, 21 und Theat. Cur. 2, 595, letzteres mit einem Druckfehler (20. anstatt 26. Mai).

2) Nach dem der Schilderung Rhevenhillers u. zu grunde liegenden Bericht, ist ein Teil der Bagage über Auffig zurückgezogen.

3) H. St. A. Dresden, Lof. 9271, 135—138.

Diesem Beschluß entsprechend brach Arnim, wohl noch am 7., mit der Armee von Auffsig auf und zog¹⁾ über Peterswald aus Böhmen gegen Pirna. Der Abzug, bei dem, wie ein sächsischerseits veröffentlichter Bericht besagt, von den Kaiserlichen „kaum etliche wenige Troß und Kranke, so liegen blieben, ertappet worden“, vollzog sich fluchtartig; denn Arnim ließ in Auffsig den im Provianthaus lagernden Vorrat „an Mehl und etwas Getreidig“ zurück. Um sich dafür eine Schadloshaltung zu sichern, nahm er den Kaiserrichter Salamon Freudenberger von Havelberg und den Bürgermeister Adam Focke „armata manu mit Gewalt“ mit.²⁾ Die Abziehenden sollen die Stadt geplündert und zum Teil in Brand gesteckt haben.³⁾

Während uns die Nachricht erhalten ist, daß in und bei Teplitz bereits am 9. Juni Montecuculis Regiment z. F., Holkes Kürassiere und die Kroaten des Markus Corps (gewöhnlich Korpus genannt) lagen, fehlt

1) Hallwich: Töplitz, 345, sagt: in der Nacht zum 8. Juni.

2) III. Protocollum, 152. Die beiden wurden zunächst nach Pirna gebracht, von dort am 18. Juni dem Hauptmann Wolf Meurer, Bevollmächtigten des Obersten von Löser, übergeben und nach Dresden überführt (H. St. A. Dresden, Lok. 9228, 115 Buch, 231). Sie wurden so lange gefangen gehalten, bis sie zur Bezahlung des in Auffsig gelassenen Proviant's eine Obligation über 3000 Rtlr. unterschrieben. Diese hat den Auffsigern noch lange Sorge bereitet. Der Kurfürst hat sie nämlich dem genannten Löser zediert, und dieser forderte i. J. 1634, kurz ehe die Sachsen Böhmen verließen, deren Auslösung, da sie angeblich unter dem Stadtsiegel ausgestellt und mit Gemeindegütern hypotheziert war. Das anerkannten aber die Auffsigern nicht, sondern antworteten Löser, der damals Generalwachtmeister war, am 17. Sept. 1634, die beiden Aussteller der Urkunde hätten ihnen erklärt, daß sie die Obligation mit ihren privaten Brieffiegeln versichert und ihren Privatbesitz als Hypothek verschrieben hätten. Löser hat diesen Brief vielleicht gar nicht mehr erhalten, denn er fiel am 23. September bei Bittau in einem Zweikampf mit dem Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Seine Erben verfolgten die Sache aber weiter, und der Kurfürst von Sachsen, damals schon wieder Freund des Kaisers, unterstützte sie. Im Jahre 1639 forderte nämlich die böhmische Kammer die Stadt zur Begleichung der Obligation auf. Daraufhin erklärte der Rat, weder die Aussteller der Urkunde, noch ein Bürger hätte sich des von den Sachsen zurückgelassenen Proviant's angemast, dieser sei vielmehr von kaiserlichen Soldaten aufgebraucht worden; auch sei unerweislich, daß der Rat die Obligation durch das Stadtsiegel anerkannt habe (III. Protoc., 1., 152). Wie die Sache geendet, bleibt unbekannt.

3) Sonnwend: Gesch. v. Auffsig, 71, leider ohne Quellenangabe. Sicher ist die Angabe irrig, daß Auffsig von den Sachsen „schließlich bis zum Grund niedergebrannt worden sei“ (Rezel, a. o. D., 5, 734). Die Auffsigern sagen dies in keinem der Schriftstücke, in denen sie das Elend ihrer Stadt schildern.

uns über die kaiserlichen Truppen, welche in die Umgebung Auffigs einrückten, eine direkte Angabe; es war wohl der Oberst Gotthard von Scherffenberg, denn es heißt, ohne nähere Zeitbestimmung, der Oberst „Schaffenberger“ sei mit seinem ganzen Regiment (3. F.) in der Stadt einquartiert worden und habe aus dem von den Sachsen zurückgelassenen Mehl für die Soldaten Brot backen lassen. Wohl zugleich mit ihm ist in Auffig als Kriegskommissär der Graf von Thun (welcher?) eingetroffen; bei ihm holten sich am 12. Juni Vertreter von Graupen Befehl über die Lieferungen, die sie für die Soldateska zu leisten hatten.¹⁾

Das sächsische Heer lagerte nach dem Abzug aus Böhmen bei Pirna; Arnim hielt sich am 9. und 10. Juni in Berggießhübel auf. Von dort sandte er Parteien (Streifkorps) aus, um über die Bewegungen der kaiserlichen Truppen Nachricht zu erhalten; man glaubte, daß Waldstein, dessen Hauptquartier damals in Brosan war, gegen Auffig ziehe.²⁾ Doch dieser plante anderes und setzte seine Bemühungen fort, den Kurfürsten zum Abschluß eines Separatfriedens zu bewegen. Oberst von Sparr war daher am 10. in Peterswald, wo ihn am folgenden Tage Arnim aufsuchte. Die Botschaften, die Sparr überbrachte, stachen merkwürdig von einander ab. Im Namen Waldsteins mußte er erklären, dieser glaube, da der Kurfürst sich zu keiner Zusammenkunft mit ihm bequeme, nunmehr annehmen zu müssen, daß man den Frieden nicht wolle, und hoffe nun auf das Glück der Waffen. Vom Grafen Michna von Weizenau übermittelte Sparr aber die denkwürdige Erklärung, Waldstein sei bereit ein Blanket auszustellen, auf dem der Kurfürst seine Friedensbedingungen niederschreiben solle; sie würden gewährt werden.³⁾

Wie eine Ankündigung des ablehnenden Bescheides durch den Kurfürsten sieht es aus, daß die sächsische Soldateska, kaum daß Sparr (am 12.) die Rückreise angetreten hatte, wieder feindlich die Grenze überschritt, am 12. das Dorf und die Kirche Schönwald, am folgenden Tag das Dorf Ebersdorf plünderte; in letzterem wurde sogar der Einwohner Mathes Teufel erschossen und andere Einwohner verwundet.

1) III Protoc., 1; Knott, a. v. D., 25.

2) S. St. A. Dresden, Lof. 9228, 115 Buch, 169, 197; Lof. 9271, 142, 145. Nach Aussage eines Kundschafers, den der sächs. Oberst F. W. Bixthum von Eckstädt vor dem 16. nach Auffig und Leitmeritz geschickt hatte, stand damals in letzterer Stadt der Oberst Hannibal Burggraf zu Dohna mit 500 Mann Fußvolk und je 1 Kompagnie Dragoner und Reiter. Die Elbe war in diesen Tagen so klein, daß man durchmarschieren konnte. (Ebenba, 9228, 219.)

3) Mitt. b. V. f. Gesch. d. D. 17, 177, 178.

Waldstein hatte nur einen sehr zahmen Protest dagegen; er ließ sich am 15. durch Sparr bei Arnim beklagen, „daß egliche des churfürstlichen Volks um Auffig den Bauern das Vieh wegtreiben“. 1)

Schon am 18. Juni finden wir Sparr wieder in Auffig auf dem Wege zu Arnim, der sich an diesem Tage aber bereits in Baugen befand, Sparr schickte ihm mit einem Trompeter, den 2 Reiter begleiteten, den Brief Waldsteins nach, worin dieser einen Paß verlangte zu Verhandlungen die „dieser Sache“ eudlich einen rechten Anfang oder ein rechtes Ende bereiten sollten. Den Trompeter traf am 19. eine Partei, die Oberst Bizthum aus Gersdorf gegen Peterswald abgesandt hatte. Da Bizthum Bedenken trug, ihn nach Dresden zu lassen, hielt er ihn bei sich zurück und über sandte das Schreiben Waldsteins dem Kurfürsten. 2)

Erst jetzt, nachdem die sächsische Armee abgezogen war, scheinen kaiserliche Truppen bis hart an die Grenze vorgeschoben worden zu sein; sie kündigten sich dem feindlichen Nachbar sogleich durch Überfälle an. Am Nachmittag des 22. Juni um 4 Uhr stürten Reiter, die aus Peterswald kamen, in gewalttätigster Weise ein Tauffest bei dem Müller im Hammergut Kleppisch bei Hellendorf; sie führten nicht nur den Vater des Täufelings, sondern auch den amtierenden Pfarrer Joh. Phil. Moehler aus Markersbach und dessen Sohn gebunden als Gefangene weg. 3)

Die Kaiserlichen machten sich nun endlich auch daran, die Sachsen aus der Ruine Geiersberg zu vertreiben. In der Nacht zum 24. Juni Morgens um 2 Uhr rückte die Besatzung von Auffig vor die Trümmerburg und nahm sie nach hartuäckigem Kampfe, in dem die Sachsen 13 Tote und 16 Gefangene verloren, unter letzteren angeblich auch 2 Oberste. (?) 4)

Nachdem Waldstein mit dem Gros der Armee gegen Eger und Generalleutnant Maradas in die Lausitz abgezogen waren, befehligte die zurückgebliebenen Truppen von Leitmeritz aus G. F. W. M. Frhr. Nikolaus von Desfours. Er sandte fleißig Parteien aus, um aus Sachsen Kundtschaft einzuziehen. Daran war die Besatzung von Auffig, deren Stärke von sächsischer Seite das eine Mal auf 800, ein anderes Mal auf 400 Mann geschätzt wurde, lebhaft beteiligt. Diese Streifereien wurden dadurch erleichtert, daß alle Straßen über das Gebirge von Peterswald bis

1) Ebenda, 17, 180; Silbebrandt, a. o. D. 13; Knott, a. o. D. 25.

2) H. St. A. Dresden: Lok. 9271, 179.

3) Ebenda, Lok. 9228, 115. Buch, 290, 291.

4) Knott, a. o. D., 25.

Gichwald ganz offen, ohne Verhauue waren.¹⁾ Die Einwohner der sächs. Grenzgebiete litten schwer darunter. Am 30. Juli überfielen 100 Soldaten der Auffziger Besatzung, je 50 Reiter und Dragoner, das dem Rudolf von Bünan gehörende Städtchen Lauenstein und „plünderten und raubten“. Als sich ihnen endlich das alarmierte Landvolk entgegenstellte, zogen sie sich gegen den „Kninizer Berg“ zurück, drohten aber bald wiederzukommen; tatsächlich wurde am 2. August Fürstenwalde überfallen und ein Angriff auf Lauenstein versucht.²⁾

„Plündern und Rauben,“ das war damals die Losung der Soldateska in Feindes- und Freundesland. So viel Elend und so viele Greuel sich auch hinter den Meldungen von diesen Gewalttaten bergen mögen, im allgemeinen entspricht die Anwendung, die man in damaliger Zeit von diesen Worten machte, nicht den Begriffen, die wir heute damit verbinden. Wäre dies der Fall, so hätte der furchtbare Krieg nicht so lange währen können; denn solches „Plündern und Rauben“ hätte zur baldigen gänzlichen Entvölkerung führen müssen. Sehr häufig birgt sich hinter den beiden Worten nur ein verhältnismäßig zahmer Rohheitsakt, ein belangloser Diebstahl, der von dem Betroffenen, ihn natürlicher Weise schmerzhaft Empfindenden außerordentlich übertrieben dargestellt wurde. Wäre es anders, so hätten die Kaiserlichen sicherlich nicht im Zeitraum von etwa 8 Wochen nicht weniger als dreimal Lauenstein zum Ziel ihrer Angriffe machen können.

Denn als Dessours den Befehl erhielt, den Einfall Holckes in Sachsen durch Streifereien zu unterstützen und er „täglich“ Parteien und Rundschafter dahin entsandte, da war Lauenstein wieder eines der ersten Ziele seiner Leute. Bereits am 26. August hat Rudolf von Bünan den Amtsverwalter Dam. Müller von Bernack in Altenberg um Hilfe, da der Feind in den nächsten Tagen das Städtchen wieder zu überfallen gedenke. Tatsächlich scheint der Überfall erfolgt zu sein und sich auf diesen ein leider undatierter Bericht zu beziehen, der über den Verlauf einer solchen Affaire folgendes Bild entwirft: Ein Teil der Auffziger Besatzung, der auf 500 Mann z. R. und z. F. geschätzt wurde, fiel früh Morgens um 5 Uhr „seiner alten Gewohnheit nach raußer“. Die von den Defensionern

1) Es werden folgende Pässe genannt: Der Kninizer Berg (Kninix, also über Kollendorf, ist wohl identisch mit dem „Kamizer“ Berg), der Kolmener Berg (Kulm), der von Bschochleben (Sobochleben, Geiersberg), der Graupener Berg und der in Gichwald.

2) Kriegsarchiv Wien, 1632, VI, 32; S. St. A. Dresden, Lof. 9244, 114, 115; Knott, a. o. D. 25.

gestellte „äußerste Wache“ wurde geworfen und zerstreut, sodann Lauenstein „mit Ungestim angefallen, mit Schießen, auch Sengen und Brennen nichts unterlassen“. Nachdem die Kaiserlichen 7 Scheuern und 11 Häuser „weggesengt“, wurden sie von den Bürgern mit Schießen vertrieben, wobei sächsischerseits nur ein Mann tot blieb, während die Angreifer außer ziemlich viel Verwundeten, wie „für gewiß berichtet wird“, 10 Tote gehabt haben sollen, von denen 4 auf dem Plage blieben. Auf dem Rückzug nach Auffig „plünderten“ die Kaiserlichen dann Peterswald, Streckenwald und Kollendorf, indem sie „das Vieh und alles“ dort mitnahmen.

Zweifellos kam von Auffig auch die Truppe, die am 11. Sept. Delfen plünderte, so daß sich dessen Besitzer R. von Bünau an den Rat von Dippoldiswalde um Hilfe wandte.¹⁾

Gegen den 20. September plante der in Auffig liegende Rittmeister mit seinen 400 Mann ein neues Unternehmen; er beabsichtigte den „Paß von Pirna“ einzunehmen. So berichtete wenigstens den Bürgern von Gottleuba ihr Witbürger Hans Büschel, den sie als Rundschafter zu seinem Bruder, dem Richter von Peterswald, gesandt hatten; dieser wollte es erfahren haben, als er am 19. in Auffig Kommiß, d. i. Proviant, abgeliefert hatte. Zugleich hatte der Rittmeister den Richtern in Schönwald und Streckenwald befohlen, sie sollten die Bewohner von Gottleuba, Berggießhübel und Lauenstein fragen, ob sie sich „ergeben“ wollten, sonst würden sie mit Feuer und Schwert verderbt werden. Zur Ausführung seines Plans ist der Rittmeister nicht mehr gekommen, denn er mußte, wie der in Gottleuba stehende bestellte Jurier Hans Hartmann berichtete, am 20. September Auffig verlassen, um nach Schlesien zu rücken.²⁾

Damals erfolgten bedeutende Truppenverschiebungen in Nordböhmen. Da der Einfall Holckes in West-Sachsen Arnim nicht von Schlesien abgezogen hatte, sandte Waldstein Gallas mit einem Korps nach Schlesien; diesem sollten nun Verstärkungen nachrücken. Auch Holcke wurde ihm nachgesandt. Er rückte am 24. September über die damals Hochwasser führende Elbe in Leitmeritz ein. Schon war er gegen Glaz auf dem Marsche, als er am 26. den vom 22. datierenden Gegenbefehl Waldsteins

1) H. St. A. Dresden, Lof. 9244, 39, 41, 49, 81.

2) Ebenda 101, 104. An dem Überfall auf Lauenstein, Altenberg und Geising am 21. Sept. war die Auffiger Besatzung also nicht beteiligt, wie man auch aus Hartmanns Angabe schließen muß, daß die Angreifer von Altenberg (also Zinnwald) her in Sachsen einfielen (Knott, a. o. D., 25).

erhielt, sofort wieder nach Sachsen zurückzukehren, worauf er noch am selben Tage sich nach Teplitz begab. In einem Schreiben von dort sagt er, daß er 5 Savellische Kompagnien (Reg. z. F. Herzog Friedrich von Savelli) in Auffsig und auf dem Neuschloß bei Teplitz zurücklasse; diese müssen außerordentlich herabgekommen gewesen sein, denn Holcke erklärt, sie seien nicht mehr zu reformieren.¹⁾

Einen Monat später wurde es um Auffsig wieder militärisch lebhaft. In Auffsig kamen, wie der Bürgermeister Martin Hauptmann von Schandau nach Dresden am 30. Oktober berichtete, 2 Schiffe mit Munition an und Schildwachen wurden „bis an Tetschen“, das noch von den Sachsen besetzt war, aufgestellt. Von Prag wurden Schiffe und Flöße flußabwärts geschafft, wie man annahm, zu einem Brückenschlag bei Auffsig.²⁾ Es waren das Vorbereitungen für den Marsch, den Gallas, welchen Waldstein hinter Holcke her nach Sachsen geschickt hatte, nunmehr wieder nach Schlesien machen sollte. Gallas kam über Frauenstein, Niklasberg am 12. November mit seinem Heer bei Dux an. Während er sich in den nächsten Tagen in Hermsdorf i. S. aufhielt, entschied das Kriegsglück auf dem Schlachtfelde von Lützen am 16. Nov. gegen Waldstein. Es hatte keinen Zweck, daß Gallas, der am 19. wieder in Dux war, jetzt nochmals wieder in Sachsen einrückte; er kam nur bis Freiberg, kehrte am 23. dort um und marschierte am 24. wieder in Böhmen ein.

Ihm auf dem Fuße folgte die bei Lützen geschlagene Armee. Waldstein kam am 25. nach Frauenstein, am 27. nach Teplitz, wo er bis zum 1. Dezember blieb, um sich dann nach Prag zu begeben.

Schon am 26. Nov. begann — wie es scheint — der Einmarsch des Kriegsvolks in die Umgebung von Auffsig; es war damals bereits so kalt, daß die Elbe stark mit Eis ging. Die Truppenmassen lagerten von Teplitz bis Auffsig so dicht, daß ein Bote, den Christoph von Liebenau (vor dem 29.) von Kunnersdorf nach Leitmeritz sandte, um zu erkunden, wie es dort mit der Brücke beschaffen sei, nicht durchkommen konnte. Das Volk hauste, wie der Bote berichtete, „übel mit den Lenten“.³⁾

1) Kriegsarchiv Wien: 1632, IX, 224, 229. Holcke sagt von sich, er nehme zwei Scherffenbergische und 1 Waldsteinische Kompagnie mit sich. Die Teplitzer Akten verzeichnen tatsächlich, daß auf der Herrschaft Teplitz die Hauptleute Wbismayr und Huz vom Scherffenbergischen Regiment lagen und vom Savellischen Regiment der Oberstleutnant Salomo de Lamotti und die Hauptleute Battali und Riedesel.

2) H. St. A. Dresden, Lot. 9244, 14.

3) Ebenda, 26, 30, 55, 59.

Die Kaiserlichen bezogen nun ihre Winterquartiere. Nach Auffig kamen Teile des von dem Obersten Corpes geführten Kroaten-Regiments; der Oberst selbst scheint in Graupen Quartier genommen zu haben. In Auffig führte ersichtlich der Rittmeister Falkendorf dieses Regiments das Kommando; denn am 2. Dezember befahl er den an der böhmischen Grenze gelegenen sächsischen Orten Lauenstein, Fürstenau, Fürstenwalde, Börnersdorf, Delsen und Hellendorf ihm nach dem von Waldstein in Nürnberg am 19. September 1632 ausgegebenen Patent über Proviantlieferungen (publ. von den Kreishauptleuten zu Leitmeritz am 26. Sept.) Korn, Hafer, Heu, Stroh, Fleisch, Salz und Bier nach Auffig oder nach Schönwald an den dortigen Richter zu liefern. Kämen sie dieser Anforderung nicht nach, so werde mit Feuer und Schwert gegen sie vorgegangen werden. Die Leute fragten beim Amtschösser Volkmann in Pirna an, was sie tun sollten, und erhielten den Bescheid, die Zuschrift des Rittmeisters unbeachtet zu lassen. Dieser Weisung sind sie wohl nachgekommen. Eine Folge davon dürfte es gewesen sein, daß am 6. Dez. „Krabaten“ das Dorf Delsen „anzündeten“ und um 10 Uhr Vormittag „start“ vor Gottleuba rückten. Sie wurden jedoch von der Bürgerschaft des letzteren Städtchens vertrieben. Am 10. Dez. fielen dann wieder 60 Kroaten z. R. in Hellendorf ein] und „zerschmissen“ alles, da sie wenig mitzunehmen fanden.¹⁾

Diese verschiedenen Raubzüge sind wohl nicht von Auffig allein, wo nach Volkmanns Bericht 2 Rittmeister lagen, ausgegangen, sondern auch von den umliegenden Dörfern, die, wie wir annehmen müssen, alle mit Kriegsvolk belegt waren. Nicht einmal der einflußreiche Reichsvizekanzler von Stralendorf hatte es durchzusetzen vermocht, daß sein und seines Bruders „geringes Gürtel Colmb“ (Kulm), das schon von den Sachsen „spolirt und verderbt“ und im Sommer erst wieder „etwas angebauet“ worden war, vor der Einquartierungslast bewahrt blieb. Er hatte sich am 4. Dez. von Wien aus deswegen an Waldstein gewandt, indem er an einen schwülstigen Glückwunsch zur „Victorj (bei Lützen!), dergleichen unter Christen in zweihundert Jahren fast nicht vorgegangen“, das Ersuchen anknüpfte, Waldstein möge verfügen, daß das Gut Kulm, auf dem die leidige „Insektion“ (Pest) noch stark grassiere, zum wenigsten „von wirklicher Einlogierung der Soldaten befreiet“ werde. Waldstein antwortete aber am 12. Dez. ablehnend; er könne das Gut, da es an der meißnischen Grenze liege, nicht mit der „wirklichen Einlogierung“ verschonen, er

1) H. St. A. Dresden, Hof. 9244, 132, 133, 144, 161.

habe aber dem General Holke aufgetragen, eine Salva Guardia dahin zu legen.¹⁾

Zu den Kroaten in Auffsig kamen zu einer nicht angegebenen Zeit auch Teile des deutschen Regiments z. F. des Obersten Rehraus und dieser selbst. Ihm waren die östlich von der Stadt liegenden Dörfer der Herrschaft Tepliz Böhmischockau, Meischlowitz, Luschwitz und Kleintschochau zugewiesen. Außer barem Gelde und Fleisch (zusammen i. W. von 700 fl.) mußten ihm nach Auffsig geliefert werden: je 60 Schock (!) Weizen und Korn, 120 Sch. Hafer, 200 Ztr. Heu, Hühner, Eier, Butter, 8 Kälber, 4 Kinder. Auch 2 Pferde nahm er in Böhmischockau weg. Zur Eintreibung der Kontribution erschienen Leute seines Regiments zu wiederholten Malen dort und bereiteten dadurch Unkosten in der Höhe von 60 fl., außerdem nahmen sie in Meischlowitz 15 Kinder, 2 Pferde, in Luschwitz 20 R., 4 Ps., in Kleintschochau 6 R. weg. Insgesamt wird der Schaden, der aus diesen Lieferungen erwuchs, auf 2135 fl. bewertet.²⁾ Ähnliche Lasten werden alle Dörfer der Umgebung zu tragen gehabt haben.

1) Kr. N. Wien. Die Kenntnis dieser beiden Schriftstücke verdanke ich der Liebesswürdigkeit des Herrn Hofrats Dr. Hallwich.

2) Teplitzer Akten; berechnet wurde 1 Sch. Weizen mit 3 fl., Korn 2 fl. 20 kr., Hafer 1 fl. 30 kr., 1 Ztr. Heu 30 kr., 1 Kind 9 fl., 1 Kalb 2 fl., 1 Pferd 30 oder 15 fl.

(Fortsetzung folgt.)

Adalbert Stifter.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alois Raimund Hein.

V.

(Fortsetzung.)

Der Freiherr war in einem Dorfe im Hinterwalde zur Welt gekommen, dessen Kirchenglocken ihm das Unmutigste und Lieblichste dächten, „was es nur auf Erden geben kann“. (Erinnerung an Oberplan.) Sein Vater trieb einen Handel mit Flachs und Linnen und war einer der angesehensten Bürger. Nachdem derselbe aber eines plötzlichen Todes gestorben war, verfiel das Vermögen, welches er sich errungen hatte, und der Junge kam in eine entfernte Lehranstalt, wo er sich durch Erteilung von Privatunterricht forthelfen mußte. Nach Beendigung seiner Vorstudien fuhr er mit anderen Studenten auf einem Schiffe der großen Stadt zu, um sich dort der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen und seine Lieblingswissenschaften, Mathematik und Naturlehre zu betreiben. Da er sich durch freundliches Benehmen und gediegenern Ernst allenthalben beliebt gemacht hatte, wurde er in höhere Kreise gezogen und endlich mit der Erziehung zweier Kinder vornehmer Abkunft, eines Knaben und eines Mädchens, betraut. Das Mädchen hieß Mathilde, war „feiner als die Rosen an dem Gartenhause“ ihrer Eltern, bescheiden, klug, anmutig und den Spielen der Jugend abhold. Auf Spaziergängen, wobei man die jungen Leute immer allein ließ, entstand allmählich eine süße Traulichkeit zwischen Lehrer und Schülerin, wie das so häufig geschieht, wenn „das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft“ ist. Die Szenen, die sich daraus entwickeln, sind von so außerordentlicher, unübertrefflicher Schönheit der Schilderung, daß es gestattet sein möge, des Freiherrn eigene Worte folgen zu lassen:

„Eines Tages Nachmittags standen wir drei (Risach, Mathilde und der Knabe Alfred) an dem Ausgange des langen Laubenweges, der mit Neben bekleidet ist und zu dem Obstgarten führt. Mathilde und ich standen ganz allein an der Mündung des Laubganges, Alfred war unter den

Bäumen damit beschäftigt gewesen, einige Täfelchen, die an den Stämmen hingen und schmutzig geworden waren, zu reinigen, dann las er abgefallenes, halbreifes Obst zusammen, legte es in Häufchen und sonderte das bessere von dem schlechteren ab. Ich sagte zu Mathilden, daß der Sommer nun bald zu Ende sei, daß die Tage mit immer größerer Schnelligkeit kürzer werden, daß bald die Abende kühl sein würden, daß dann dieses Laub sich gelb färben, daß man die Trauben ablesen, und endlich in die Stadt zurückkehren würde. Sie fragte mich ob ich denn nicht gerne in die Stadt gehe.

Ich sagte, daß ich nicht gerne gehe, daß es hier gar so schön sei, und daß es mir vorkomme, in der Stadt werde alles anders werden.

Es ist wirklich sehr schön, antwortete sie, hier sind wir alle viel mehr beisammen, in der Stadt kommen Fremde dazwischen, man wird getrennt, und es ist, als wäre man in eine andere Ortschaft gereist. Es ist doch das größte Glück, jemanden recht zu lieben.

Ich habe keinen Vater, keine Mutter und keine Geschwister mehr, erwiderte ich, und ich weiß daher nicht, wie es ist.

Man liebt den Vater, die Mutter, die Geschwister, sagte sie, und andere Leute.

Mathilde, liebst Du denn auch mich? erwiderte ich.

Ich hatte sie nie Du genannt, ich wußte auch nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, es war, als wären sie mir durch eine fremde Macht hineingelegt worden. Kaum hatte ich sie gesagt, so rief sie: Gustav, Gustav, so außerordentlich, wie es gar nicht auszusprechen ist.

Mir brachen die heftigsten Tränen hervor.

Da flog sie auf mich zu, drückte die sanften Lippen auf meinen Mund, und schlang die jungen Arme um meinen Nacken.

Ich umfaßte sie auch, und drückte die schlanke Gestalt so heftig an mich, daß ich meinte, sie nicht loslassen zu können. Sie zitterte in meinen Armen und seufzte.

Von jetzt an war mir in der ganzen Welt nichts teurer, als dieses süße Kind.

Als wir uns losgelassen hatten, als sie vor mir stand, erglühend in unsäglicher Scham, gestreift von den Lichtern und Schatten des Weinlaubes, und als sich, da sie den süßen Atem zog, ihr Busen hob und senkte: war ich wie bezaubert, kein Kind stand mehr vor mir, sondern eine vollendete Jungfrau, der ich Ehrfurcht schuldig war. Ich fühlte mich beklommen.

Nach einer Weile sagte ich: Teure, teure Mathilde.

Mein teurer, teurer Gustav, antwortete sie.

Ich reichte ihr die Hand und sagte: Auf immer, Mathilde.

Auf ewig, antwortete sie, indem sie meine Hand faßte.

In diesem Augenblicke kam Alfred auf uns herzu. Er bemerkte nichts

Die große Erregung hatte sich ein wenig gelegt, und wir gingen in das Haus. Ich ging aber nicht mit Mathilden zu ihrer Mutter, wie ich sonst immer getan hatte, sondern, nachdem ich Alfred in sein Zimmer geschickt hatte, schweifste ich durch die Büsche herum und ging immer wieder auf den Platz, von welchem ich die Fenster sehen konnte, innerhalb welcher die teuerste aller Gestalten verweilte. Ich meinte, ich müsse sie durch mein Sehnen zu mir herausziehen können. Es war erst ein Augenblick, seit wir uns getrennt hatten, und mir erschien es so lange. Ich glaubte, ohne sie nicht bestehen zu können, ich glaubte, jede Zeit sei ein verlorenes Gut, in welchem ich das holde, schlanke Mädchen nicht an mein Herz drückte. Ich hatte früher nie irgend ein Mädchen bei der Hand gefaßt als meine Schwester, ich hatte nie mit einem ein liebes Wort geredet oder einen freundlichen Blick gewechselt. Dieses Gefühl war jetzt wie ein Sturmwind über mich gekommen. Ich glaubte sie durch die Mauern in ihrem Zimmer gehen sehen zu müssen mit dem laugen, kornblumenblauen Kleide, mit den glanzvollen Augen und dem rosenherrlichen Munde. Es bewegte sich der Fenstervorhang; aber sie war nicht an demselben; es schimmerte an dem Glase, wie von einem rosigen Angesichte; aber es war nur ein schiefes Hereinleuchten der beginnenden Abendröthe gewesen. Ich ging wieder durch die Büsche, ich ging durch den Weinlaubengang in den Obstgarten; der Weinlaubengang war mir jetzt ein fremdwichtiges Ding, wie ein Palast aus dem fernsten Morgenlande.

Ich ging durch das Haselnußgebüsch zu dem Rosenhause, es war, als blühten und glühten alle Rosen um das Haus, obwohl nur die grünen Blätter und die Ranken um dasselbe waren. Ich ging wieder zu unserm Wohnhause zurück und ging auf den Platz, von dem ich Mathildens Fenster sehen mußte. Sie beugte sich aus einem heraus, und suchte mit den Augen. Als sie mich erblickt hatte, fuhr sie zurück. Auch mir war es gewesen, da ich die holde Gestalt sah, als hätte mich ein Wetterstrahl getroffen. Ich ging wieder in die Büsche. Es waren Flieder in jener Gegend, die eine Strecke Rasen säumten, und in ihrer Mitte eine Bank hatten, um im Schatten ruhen zu können. Zu dieser Bank ging ich immer wieder zurück. Dann ging ich wieder auf ein Fleckchen Rasen und sah gegen die Fenster. Sie beugte sich wieder heraus. Dies taten wir unge-

zählte Male, bis der Flieder in dem Rot der Abendröthe schwamm, und die Fenster wie Rubinen glänzten. Es war zauberhaft, ein süßes Geheimnis miteinander zu haben, sich seiner bewußt zu sein, und es als Blut im Herzen zu hegen. Ich trug es entzückt in meine Wohnung.

Ich schlief in der ganzen Nacht kaum einige Augenblicke. Ich freute mich schon auf den Morgen, an dem ich sie wieder sehen würde. Wir trafen alle in dem Speisesaale zu dem Frühstück zusammen.

Ein Blick, ein leichtes Erröten sagte alles, sie sagten, daß wir uns besaßen, und daß wir es wußten. Den ganzen Morgen brachte ich mit Alfred im eifrigen Lernen zu. Gegen Mittag, als Gräser und Laubblätter getrocknet waren, gingen wir in den Garten. Mathilde flog mit einem Buche, in dem sie eben gelesen hatte, aus dem Hause, sie eilte auf uns zu, und wir tauschten den Blick der Einigung. Sie sah mich innig an, und ich fühlte, wie meine Empfindung aus meinen Augen strömte. Wir gingen durch den Blumengarten und durch den Gemüsegarten auf den Weinlaubengang zu. Es war, als hätten wir uns verabredet, dorthin zu gehen. Mathilde und ich sprachen gewöhnliche Dinge, und in den gewöhnlichen Dingen lag ein Sinn, den wir verstanden. Sie gab mir ein Weiblatt, und ich verbarg das Weiblatt an meinem Herzen. Ich reichte ihr ein Blümchen, und sie steckte das Blümchen in ihren Busen. Ich nahm ihr das Papierstreifchen, welches als Merkmal in ihrem Buche steckte, und behielt es bei mir. Sie wollte es wieder haben, ich gab es nicht, und sie lächelte und ließ es mir. Wir kamen in das Haselgebüsch, durchstreiften es und traten vor die Rosen des Gartenhauses. Sie nahm einige welke Blätter ab, und reinigte dadurch den Zweig. Ich tat das nämliche mit dem Nachbarzweige. Sie gab mir ein grünes Rosenblatt, ich knickte einen zarten Zweig und gab ihr denselben. Sie wendete sich einen Augenblick ab, und da sie sich wieder uns zugewandt, hatte sie den Rosenzweig bei sich verborgen. Wir gingen in das Gartenhaus, sie stand an dem Tische, und stützte sich mit ihrer Hand auf die Platte desselben. Ich legte meine Hand auch auf die Platte, und nach einigen Augenblicken hatten sich unsere Finger berührt.

Sie stand wie eine feurige Flamme da, und mein ganzes Wesen zitterte. Im vorigen Sommer hatte ich ihr oft die Hand gereicht, um ihr über eine schwierige Stelle zu helfen, um sie auf einem schwanken Stege zu stützen, oder sie auf schmalem Pfade zu geleiten. Jetzt fürchteten wir, uns die Hände zu geben, und die Berührung war von der größten Wirkung. — Wir gingen wieder in das Haus, und wir gingen, ehe wir zu dem Mittagessen gerufen wurden, zu der Mutter. Nachmittag war kein

Spaziergang. Die Eltern gingen nicht, nur ich schling Alfred und Mathilden keinen vor. Ich nahm ein Buch eines Lieblingsdichters, las sehr lange, und feurige Tränen, wie heiße Tropfen, kamen öfter in meine Augen. Gegen den Abend spielte Mathilde in dem Zimmer der Mutter auf dem Klaviere sehr ernst, sehr schön und sehr ergreifend.

Es begann nun eine merkwürdige Zeit. In meinem und Mathildens Leben war ein Wendepunkt eingetreten. Wir hatten uns nicht verabredet, daß wir unsere Gefühle geheim halten wollen; dennoch hielten wir sie geheim, wir hielten sie geheim vor dem Vater, vor der Mutter, vor Alfred und vor allen Menschen. Nur in Zeichen, die sich von selber gaben, und in Worten, die nur uns verständlich waren, und die wie von selber auf die Lippen kamen, machten sie wir uns gegenseitig kund. Tausend Fäden fanden sich, an denen unsere Seelen zu einander hin und her gehen konnten, und wenn wir in dem Besitze von diesen tausend Fäden waren, so fanden sich wieder tausend und mehrten sich immer. Die Lüfte, die Gräser, die späten Blumen der Herbstwiese, die Früchte, der Ruf der Vögel, die Worte eines Buches, der Klang der Saiten, selbst das Schweigen waren unsere Boten. Und je tiefer sich das Gefühl verbergen mußte, desto gewaltiger war es, desto drängender loberte es in dem Inneren.

Auf Spaziergänge gingen wir drei, Mathilde, Alfred und ich, jetzt weniger als sonst; es war, als scheuten wir uns vor der Anregung. Die Mutter reichte oft den Sommerhut und munterte auf. Das war dann ein großes, ein namenloses Glück. Die ganze Welt schwamm vor den Blicken, wir gingen Seite an Seite, unsere Seelen waren verbunden, der Himmel, die Wolken, die Berge lächelten uns an, unsere Worte konnten wir hören, und wenn wir nicht sprachen, so konnten wir unsere Tritte vernehmen, und wenn auch das nicht war, oder wenn wir stille standen, so wußten wir, daß wir uns besaßen, der Besitz war ein unermesslicher, und wenn wir nach Hause kamen, war es, als sei er noch um ein Unsägliches vermehrt worden. Wenn wir in dem Hause waren, so wurde ein Buch gereicht, in dem unsere Gefühle standen, und das andere erkannte die Gefühle, oder es wurden sprechende Musiktöne hervorgesucht, oder es wurden Blumen in den Fenstern zusammengestellt, welche von unserer Vergangenheit redeten, die so kurz und doch so lang war. Wenn wir durch den Garten gingen, wenn Alfred um einen Busch bog, wenn er in dem Gange des Weinlanbes vor uns lief, wenn er früher aus dem Haselgebüsch war als wir, wenn er uns in dem Inneren des Gartenhauses allein ließ, konnten wir uns mit den Fingern berühren, konnten uns die Hand reichen, oder konnten gar Herz an Herz fliegen, uns einen Augenblick halten, die

heißen Lippen an einander drücken und die Worte stammeln: Mathilde, Dein auf immer und auf ewig, nur Dein allein, und nur Dein, nur Dein allein!

O ewig Dein, ewig, ewig, Gustav, Dein, nur Dein, und nur Dein allein!

Diese Augenblicke waren die allerglücklichsten.

So war der tiefe Herbst gekommen. Wir hatten in dem Reste des Sommers ein äußeres nicht vermisst. Mathilde und Alfred hatten immer weniger verlangt, in die Nachbarschaft zu fahren, und so war es gekommen, daß auch die Eltern weniger fuhren, und daß auch Fremde weniger zu uns kamen. Wenn sie aber da waren, wenn auch Alfred an den Spielen und Ergötzungen der Kinder teilnahm, so war Mathilde doch teilnahmsloser als je. Sie hielt sich ferne, wie eine, die nicht hieher gehört. Auch in ihrem körperlichen Wesen war in dieser kurzen Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Sie war stärker geworden, ihre Wangen waren purpurner, ihre Augen glänzender geworden. Der späte Herbst war endlich dem Beginne des Winters gewichen; wir gingen in die Stadt

Die Eltern Mathildens fingen nun an, sie in vorzüglichere Stoffe zu kleiden, als sie bisher getan hatten, und wenn sie mit edlen Gewändern angetan vor mir stand, kam sie mir fernher und näher, fremder und angehöriger vor als sonst.

Eines Tages, als ich über die Treppe unseres Hauses, welches nur von unserer Familie allein bewohnt wurde, herabging, um einen Freund zu besuchen, begegnete mir Mathilde. Sie war mit der Mutter an das Haus gefahren, die Mutter war in dem Wagen sitzen geblieben, sie aber sollte hinaufgehen, um irgend etwas zu holen. Sie war in schwarze Seide gekleidet, ein seidenes Mäntelchen war um ihre Schultern, und aus dem Hute mit dem grünen Flore sah das blühende, durch die Kälte erfrischte Angesicht hervor. Da wir uns hinter einer Biegung der Treppe begegneten, wurde sie dunkelglühend. Ich erschrak und sagte aber: O, Mathilde, Mathilde, Du himmelvolles Wesen, alle streben sie nach Dir, wie wird das werden, o, wie wird das werden?

Gustav, Gustav, antwortete sie, Du bist der trefflichste von allen, Du bist ihr König, Du bist der Einzige, alles ist gut und herrlich, und Millionen Kräfte sollen es nicht zerreißen können.

Ich ergriff ihre Hand, ein glühender Kuß, nur einen Augenblick gegeben, aber mit fest aneinandergedrückten Lippen, bekräftigte diese Worte. Ich hörte ihre Seide die Treppe emporrauschen, ich aber ging die Stufen

hinunter. Da ich unten die gläserne Doppeltür der Treppe geöffnet hatte, sah ich den Wagen stehen. Hinter den Fenstern desselben saß freundlich die Mutter Mathildens und sah mich an. Ich grüßte sie ehrerbietig und ging vorüber. Ich ging nun nicht mehr zu dem Freunde, den ich hatte besuchen wollen

Im ersten Frühlinge fuhren wir wieder wie im vorigen Jahre nach Hainbach. Es war wieder die Veranstaltung getroffen, daß Mathilde, Alfred und ich in einem Wagen fuhren. Alfred saß wieder neben mir und schmiegte sich an mich. Mathilde saß gegenüber. Und so konnten wir uns zwei Tage lang mit den Augen der Liebe ungehindert ansehen, und konnten mit einander sprechen. Und wenn wir auch von gleichgiltigen Dingen redeten, so hörten wir doch unsere Stimme, und in gewöhnlichen Dingen zitterte das tiefe Herz durch. Jene zwei Tage waren die glücklichsten meines Lebens.

Auf dem Lande begann nun wieder ein Leben, wie es im vergangenen Jahre gewesen war

Am liebsten wurde uns der Weinlaubengang. Er war ein Heiligtum geworden, seine Zweige sahen uns vertraut an, seine Blätter wurden unsere Zeugen, und durch seine Verschlingungen bebte manches tiefe Wort und wehte mancher Hauch der unergründlichsten Glückseligkeit. Fast ebenso lieb war uns das Gartenhaus. Manchen Flug der Wonne deckte es mit seinen schützenden Mauern, und es umgab uns wie ein stiller Tempel, wenn wir alle drei eintraten, und zwei Gemüther wallten.

Wir gingen oft an diese beiden Orte. Die Verbindungsfäden wuchsen tausendfach, Mathilde wurde stets noch herrlicher, sie wurde von anderen immer heißer begehrt, aber ihre Seele schloß sich nur fester an die meinige.“

Der Freiherr erzählt nun weiter, wie ihn trotz der Seligkeit, in die er durch die Liebe Mathildens versetzt wurde, das Bewußtsein drückte, seine Gefühle vor den Eltern des Mädchens geheim halten zu müssen, und wie er eines Tages, „da eben die Rosenblüte war“, im Einvernehmen mit Mathilden zu dem Entschlusse kam, der Mutter alles mitzuteilen, und sie um ihr gütiges Vorwort bei dem Vater zu bitten. Das geschieht denn auch, aber zum Unglücke beider. Die Eltern, um das Wohl ihres Kindes besorgt, verweigern ihre Zustimmung und verlangen — wenigstens für eine Zeit — die Lösung des Bundes.

Bewunderungswürdig ist nun, wie Stifter, so nahe ihm das Herzensglück des unschuldsvollen jungen Paares zu stehen scheint, mit eiserner Objektivität und vollkommenster Unparteilichkeit der Mutter des Mädchens

die überzeugendsten Worte gegen den in Reinheit und Innigkeit beschlossenen Liebesbund in den Mund legt:

„Mathilde ist noch ein Kind. Sie ist lebhaft, sie hat ein Gefühl von ihrer Seele Besitz nehmen lassen, welches ihr angenehm ist, und welches wahrscheinlich diese ihre ganze Seele erfüllt. Soll das Gefühl nun fort dauern, immer fort, bis wir sagen können, daß sie Braut sei? Wenn es fort dauert, wird es nicht peinigende Stunden bringen, da es nicht so bald in seinen natürlichen Abschluß gelangen kann, und Zweifel, Ungebuld, Vorwärtstreiben, Unmut und Schmerz in seinem Gefolge führen? . . . Und wie, wenn die Neigung des einen schwindet, und das andere trostlos ist? oder wenn sie in beiden ermattet und eine Leere hinter sich läßt? Ihr werdet beide sagen, das sei bei Euch nicht möglich. Ich weiß, daß ihr jetzt so fühlt, ich weiß, daß es bei Euch vielleicht auch nicht möglich ist; allein ich habe oft gesehen, daß Neigungen aufhörten und sich änderten, ja daß die stärksten Gefühle, welche allen Gewalten trotzen, dann, da sie keinen andern Widerstand mehr hatten als die zähe, immer dauernde, aufreibende Zeit, dieser stillen und unscheinbaren Gewalt unterlegen sind. Soll Mathilde — ich will sagen, Eure Mathilde — dieser Möglichkeit anheim gegeben werden? Ist ihr das Leben, in das sie jetzt mit frischer Seele hinein sieht, nicht zu gönnen? Es ist größere Liebe, auf die eigene Seligkeit nicht achten, ja die gegenwärtige Seligkeit des geliebten Gegenstandes auch nicht achten, aber dafür das ruhige, feste und dauernde Glück desselben begründen. Das, glaube ich, ist Eure und Mathildens Pflicht.“

Risach wird durch diese innigen, klaren, gütigen und überwältigenden Worte, deren innere Berechtigung er nicht abzuleugnen vermag, überzeugt, daß er dem Willen der Eltern das Verlangen und das Glück seines Herzens opfern müsse und erwidert:

„Was ihr mir an Gründen gesagt habt, wird sehr richtig sein, ich glaube, daß es wirklich so ist, wie Ihr sagt; allein mein ganzes Innere kämpft dagegen, und wenn das Gesagte noch so wahr ist, so vermag ich es nicht zu fassen. Erlaubt, daß eine Zeit hierüber vergehe, und daß ich dann noch einmal durchdenke, was ich jetzt nicht denken kann. Aber eins ist es, was ich fasse. Ein Kind darf seinen Eltern nicht ungehorsam sein, wenn es nicht auf ewig mit ihnen brechen, wenn es nicht die Eltern oder sich selbst verwerfen soll. Mathilde kann ihre guten Eltern nicht verwerfen, und sie ist selber so gut, daß sie auch sich nicht verwerfen kann. Ihre Eltern verlangen, daß sie jetzt das geschlossene Band auflösen möge, und sie wird folgen.“

Aber in Mathilden kommt das leidenschaftliche Weib zum Durchbruch. Bei der Eröffnung, welche ihr Gustav vor dem Gartenhause macht, und in der er sie beschwört, dem Willen der Eltern gemäß das Band mit ihm zu lösen, gerät sie in namenlose Erregung. Sie ist von der Wahrheit und von der Berechtigung des sie erfüllenden Innenlebens so tief durchdrungen, daß sie alles als falsch und widersinnig zurückweisen muß, was sich ihrer reinen Neigung als Hindernis in den Weg stellen will; für sie gibt es keine Pflicht, deren Einsprache die Stimme des Herzens übertönen könnte oder dürfte. Sich schrankenlos ihrem leidenschaftlichen Schmerze überlassend, ruft sie heftig aus:

„Du mußt nicht hierher kommen und den Auftrag übernehmen, mit mir das Band der Liebe, das wir geschlossen hatten, aufzulösen. Du mußt sagen: Frau, Eure Tochter wird Euch gehorsam sein, sagt ihr nur Euren Willen; aber ich bin nicht verbunden, Eure Vorschriften zu befolgen, ich werde Euer Kind lieben, so lange ein Blutstropfen in mir ist, ich werde mit aller Kraft streben, einst in ihren Besitz zu gelangen. Und da sie Euch gehorsam ist, so wird sie mit mir nicht mehr sprechen, sie wird mich nicht mehr ansehen, ich werde weit von hier fortgehen; aber lieben werde ich sie doch, so lange dieses Leben währt und das künftige, ich werde nie einer anderen ein Teilchen von Neigung scheuken und werde nie von ihr lassen. So hättest Du sprechen sollen, und wenn Du von unserem Schlosse fortgegangen wärest, so hätte ich gewußt, daß Du so gesprochen hast, und tausend Millionen Ketten hätten mich nicht von Dir gerissen, und jubelnd hätte ich einst in Erfüllung gebracht, was Dir dieses stürmische Herz gegeben. Du hast die Treue gebrochen, die ich fester gewähnt habe, als die Säulen der Welt und die Sterne an dem Baue des Himmels . . .

Dieses Herz ist jung an Jahren, aber es ist reich an Großmut; alles, was in ihm lebte, habe ich dem Geliebten hingegeben, es war kein Gedanke in mir als er, das ganze künftige Leben, das noch viele Jahre umfassen konnte, hätte ich wie einen Hauch für ihn hingeopfert, jeden Tropfen Blut hätte ich langsam aus den Adern fließen und jede Faser aus dem Leibe ziehen lassen — und ich hätte gejauchzt dazu. Ich habe gemeint, daß er das weiß, weil ich gemeint habe, daß er es auch tun würde. Und nun führt er mich heraus, um mir zu sagen, was er sagte. Wären was immer für Schmerzen von außen gekommen, was immer für Kämpfe, Anstrengungen und Erduldungen; ich hätte sie ertragen, aber nun er — er —! Er macht es unmöglich für alle Zeiten, daß ich ihm noch angehören kann, weil er den Zauber zerstört hat, der alles band,

den Zauber, der ein unzerreißbares Aueinanderhalten in die Jahre der Zukunft und in die Ewigkeit malte. Du hättest es nicht unternehmen müssen, mich zur Zerreißung unserer Liebe bewegen zu wollen, es soll, wenn hundertmal Pflicht, Dir nicht möglich gewesen sein. Darum kann ich Dir jetzt nicht mehr glauben, Deine Liebe ist nicht die, die ich dachte, und die die meinige ist. Ich habe den Vergleichspunkt verloren und weiß nicht, wie alles ist. Wenn Du einst gesagt hättest, der Himmel ist nicht der Himmel, die Erde nicht die Erde, ich hätte es Dir geglaubt. Jetzt weiß ich es nicht, ob ich Dir glauben soll, was Du sagst. Ich kann nicht anders, ich weiß es nicht, und ich kann nicht machen, daß ich es weiß. O Gott! daß es geworden ist, wie es ward, und daß zerstörbar ist, was ich für ewig hielt! wie werde ich es ertragen können?"

So wendet sich Mathilde von Gustav ab, den sie ihrer ferneren Neigung nicht für würdig hält; am nächsten Morgen, da er das Schloß verläßt, weigert sie sich, ihn noch einmal zu sehen. Jetzt war er verödet, wie er „früher nie verödet gewesen war“. In den Felsklüften seines Heimatsortes weint er seinen Schmerz aus und sänftigt die verzehrende Gewalt seiner stürmischen Empfindungen. Sodann kehrt er in die Stadt zurück und widmet sich mit außerordentlichem Fleiße den Staatsdiensten. Er wird von Stufe zu Stufe befördert, auf einen verantwortungsvollen Posten gestellt, vielfach ausgezeichnet und zuletzt in den Freiherrnstand erhoben. Jeder Versuch indeß, sich Mathilden wieder zu nähern, bleibt erfolglos, und er erhält die unzweideutigsten Beweise, daß sie ihn verachte; endlich heiraten beide ohne Liebe und Neigung, und trüben dadurch den Nachklang ihrer heiligsten Gefühle. Niemand bleibt diese Tat ein Vorwurf bis zu seinem Lebensende, „weil es nicht nach den reinen Gesetzen der Natur ist, obwohl es tausendmal und tausendmal in der Welt geschieht“.

Erst am Abende ihres Lebens, nachdem der Freiherr sich längst von den Staatsgeschäften, in denen er nie eine volle Befriedigung finden konnte, zurückgezogen und im Asperhose ansässig gemacht hatte, kommen die beiden vereinsamten, stark gealterten und fast leidenschaftslos gewordenen Menschen wieder zusammen und knüpfen das Band der sich stets treu gebliebenen Herzen auch äußerlich wieder fest. Von der ehemaligen heißen, ungestümen Liebe ist ihnen nur mehr ein gemäßigter, friedfamer Rest geblieben; das silberne gewordene Haar hat das einst stürmische Verlangen genügsam gemacht.

Aber so beruhigend, so sänftigend der Nachsommer dieser halbausgebrannten Herzen den Leser berühren möge, und so sehr er auch geneigt sei, sich der leise umflorten Glücksstimmung dieser Dichtung willig anzu-



vertrauen, bricht doch oft erschütternd wie im Widerstreite gegen die deutliche Absicht des Werkes eine unverhehlbare, tiefe Schwermut durch.

Von ergreifender Wirkung ist die Erzählung Nisachs, worin er das späte Zusammentreffen zwischen sich und Mathilden schildert:

„Als ich schon ziemlich lange hier (auf dem Asperhofs) gewesen war, meldete man mir eines Tages, daß eine Frau den Hügel herangefahren sei, und daß sie jetzt mit einem Knaben vor den Rosen, die sich an den Wänden des Hauses befinden, stehe. Ich ging hinaus, sah den Wagen, und sah auch die Frau mit dem Knaben vor den Rosen stehen. Ich ging auf sie zu. Mathilde war es, die einen Knaben an der Hand haltend und von strömenden Tränen überflutet die Rosen ansah. Ihr Angesicht war gealtert, und ihre Gestalt war die einer Frau mit zunehmenden Jahren.

Gustav, Gustav, rief sie, da sie mich angeblickt hatte, ich kann Dich nicht anders nennen als Du. Ich bin gekommen, Dich des schweren Unrechtes willen, das ich Dir zugesügt habe, um Vergebung zu bitten. Nimm mich einen Augenblick in Dein Haus auf.

Mathilde, sagte ich, sei begrüßt, sei auf diesem Boden, sei tausendmal begrüßt, und halte dieses Haus für Deines.

Ich war mit diesen Worten zu ihr hinzugetreten, hatte ihre Hand gefaßt und hatte sie auf den Mund geküßt.

Sie ließ meine Hand nicht los, drückte sie stark, und ihr Schluchzen wurde so heftig, daß ich meinte, ihre mir noch immer so teure Brust müsse zerspringen.

Führe mich in das Haus, sprach sie leise.

Ich führte Mathilde in das Wartezimmer und bot ihr einen Sitz an. Als sie sich in die weichen Kissen niedergelassen hatte, nahm ich ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz. Sie weinte fort; aber ihre Tränen wurden nach und nach linder. Ich sprach nichts. Nachdem eine Zeit vergangen war, quollen ihre Tropfen sparsamer und weniger aus den Augen, und endlich trocknete sie die letzte mit ihrem Tuche ab. Wir saßen nun schweigend da, und sahen einander an. Sie mochte auf meine weißen Haare schauen, und ich blickte in ihr Angesicht. Dasselbe war schon verblüht; aber auf den Wangen und um den Mund lag der liebe Reiz und die sanfte Schwermut, die an abgeblühten Frauen so rührend sind, wenn gleichsam ein Himmel vergangener Schönheit hinter ihnen liegt, der noch nachgespiegelt wird. Ich erkannte in den Bügen die einstige prangende Jugend.

Gustav, sagte sie, so sehen wir uns wieder! Ich konnte das Unrecht nicht mehr tragen, das ich Dir angetan habe.

Es ist kein Unrecht geschehen, Mathilde, sagte ich.

Ja, Du bist immer gut gewesen, antwortete sie, das wußte ich, darum bin ich gekommen. Du bist auch jetzt gut, das sagt Dein liebes Auge, das noch so schön ist wie einst, da es meine Wonne war. O, ich bitte Dich, Gustav, verzeihe mir!

O, teure Mathilde, ich habe Dir nichts zu verzeihen, oder Du hast es mir auch, antwortete ich. Die Erklärung liegt darin, daß Du nicht zu sehen vermochtest, was zu sehen war, und daß ich dann nicht näher zu treten vermochte, als ich hätte näher treten sollen. In der Liebe liegt alles. Dein schmerzhaftes Zürnen war die Liebe, und mein schmerzhaftes Zurückhalten war auch die Liebe. In ihr liegt unser Fehler und in ihr liegt unser Lohn.

Ja, in der Liebe, erwiderte sie, die wir nicht austrotten konnten. Gustav, ich bin Dir trotz allem treu geblieben, und habe nur Dich allein geliebt. Viele haben mich begehrt, ich wies sie ab; man hat mir einen Gatten gegeben, der gut aber fremd neben mir lebte, ich kannte nur Dich, die Blume meiner Jugend, die nie verblüht ist. Und Du liebst mich auch, das sagen die tausend Rosen vor den Mauern Deines Hauses, und es ist ein Strafgericht für mich, daß ich gerade zu der Zeit ihrer Blüte gekommen bin."

In der weihewollen Stille, mit welcher uns diese Dichtung umfängt, wirkt selbst der gedämpfte Laut des nur schüchtern seine Geltung heischenden Herzens mit ergreifender Mächtigkeit. Mathilde, welche die heiter entsagende Ruhe des Freundes ihrer Jugend in tausend heimlichen Seelenkämpfen nicht voll hatte erringen können, bricht doch einmal in die lange mühsam zurückgehaltene Klage um das verlorene Glück ans: „Es war fast gegen Abend, erzählt Heinrich, als ich mich in einer Stube des Erdgeschosses, deren Fenster auf die Rosen hinausgingen, befand, um mir vorläufig die ganze Gestalt des Gitters, die außen zu sehr von den Rosen verdeckt war, zu entwerfen. Da ich in meine Arbeit vertieft war, dunkelte es vor dem Fenster, wie wenn die Laubblätter vor demselben von einem Schatten bedeckt würden. In diesem Augenblicke ertönte durch das geöffnete Fenster klar und deutlich Mathildens Stimme, die sagte: Wie diese Rosen abgeblüht sind, so ist unser Glück abgeblüht. Ihr antwortete die Stimme meines Gastfreundes, welche sagte: Es ist nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Gestalt"

Überaus treffend bemerkt Emil Kuh zu dieser Stelle, daß die kleine, dürftige Scene in der Klosterstille des „Nachsommers“ eine so erschütternde Wirkung übe, „wie in einem reich dotierten Roman die Entwicklung einer Krise“.

Mathilde empfiehlt ihren Knaben Gustav der Fürsorge Nisachs, damit ihn dieser mit Liebe leite und erziehe, wie er einst Alfred mit Liebe geleitet und erzogen hatte. Ihre Tochter Natalie behält Mathilde für sich; sie bringt später um der Nachbarschaft Nisachs willen den Sternenhof an sich, und nun beginnt jenes eigenartige und seltsame Nebeneinanderleben, jener sanfte, feierliche Nachsommer der geläuterten Herzen, von dem Nisach sagt: „Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen, gewitterartigen Liebe, die den Mann zu dem Weibe führt, als stille, durchaus aufrichtige, süße Freundschaft austritt, die über alles Lob und über allen Tadel erhaben ist, und die vielleicht das Spiegelklarste ist, was menschliche Verhältnisse aufzuweisen haben. Diese Liebe trat ein. Sie ist innig ohne Selbstsucht, freut sich, mit dem anderen zusammen zu sein, sucht seine Tage zu schmücken und zu verlängern, ist zart und hat gleichsam keinen irdischen Ursprung an sich.“

In diesem Nachsommer der Gefühle und durch ihn zu einer idealen Klarheit erhoben reißt die Liebe Heinrichs und Nataliens ihrem Abschlusse entgegen. Im Sternenhofe findet die Verlobung, im Asperhofe die Vermählung des schönen, guten Paares statt, und drei einander an Edelsinn ebenbürtige Familien treten durch diese Verbindung in dauernden, innigen und freundschaftlichen Verkehr. Ein bedeutender Wohlstand sichert beständige Sorgenfreiheit, die Pflege der Landwirtschaft und die Verwaltung der Güter geben praktischem Verständnis und gesundem, nützlichem Wirken Halt und Spielraum, die erhabenen Segnungen der Kunst und der Wissenschaft leiten ein höheres Streben idealen, unvergänglichen Zielen entgegen.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der drei stattlichen Bände von zusammen fast tausendvierhundert Druckseiten, welche Stifter stets und gewiß auch mit Recht für das Hauptwerk seines Lebens gehalten hat; wiederholt gibt er der Meinung Ausdruck, daß diese Dichtung, welche eine zu große Tiefe besitze, um von dem gegenwärtigen Geschlechte ganz erfaßt werden zu können, viel gewisser eine Zukunft haben müsse, als alles, was früher von ihm veröffentlicht worden sei. „Wenn einst die Studien, die in ihrer Zeit waren, so schreibt er im Juni 1865 an Heckenast, mit dem Vergehen der Zeit vergangen sein werden, werden sie des Nachsommers willen gekauft werden. Ich erlaube mich jetzt an dem Reinen, das in ihm ist. Das Buch macht mir den Eindruck, daß ihm ein

Leser nicht hätte fehlen sollen: Goethe." Der Nachsommer steht nach seiner Ansicht auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien; von einer sittlich schönen Absicht ausgehend, sei er unausgesetzt bestrebt gewesen, alles Tiefe, Vornehme, Starke, Geistige, Reine und Einfache, das während der Arbeit sein Gemüt erfüllte, in den Hauptgestalten des Buches, in dem alten Freiherrn, in den beiden Frauen und in dem Naturforscher zu verkörpern. Durch den Adel seiner Dichtung selbst emporgehoben und den Niederungen des Alltags entrückt, war er zu jener Zeit gegen jede häßliche Berührung von außen noch empfindlicher als sonst: „Mich widert alles Gemeine so an, daß ich ihm aus dem Wege gehen muß, und wo ich es nicht kann, mich unglücklich fühle.“ In der Form stets die Ruhe und die Einfachheit der Antike anstrebend, konnte er „nicht in gewöhnlichen Novellen- und Taschenbuch- und Liebesphrasen fortschlendern“.

Tatsächlich ist diese Dichtung kein Unterhaltungsbuch, sie ist ein Buch der Erbauung. Sie muß also auch mit jener Ruhe und Sammlung gelesen werden, welche die wahrhafte und gründliche Vertiefung in ein Erbauungsbuch zur Voraussetzung hat. Eilfertige, zerstreute, an starke Mittel gewöhnte und dieselben fordernde Leser werden nicht leicht geneigt sein, den langen und manchmal auch beschwerlichen Weg mitzuwandern, zu dessen Versüßung der Dichter in schroffer Absichtlichkeit nicht das Mindeste beiträgt. Er ist gegen das Blendende und Glänzende in den Werken der neueren Richtung so erbittert, daß er das funkelnde Gesimmer, mit dem die anmutige, freudig jauchzende Muse die Arbeiten seiner eigenen Jugendzeit umgoldete, wie sündhafte Leichtfertigkeit bereut, und die leuchtenden, kräftigen Farben, an denen seine Palette von Anbeginn so überreich ist, hartherzig entschlossen wegwischt, um nur ja nicht zu ihrem Gebrauche verleitet zu werden. So malt er nun in der ängstlichsten Zurückhaltung eine mattschimmernde Zauberwelt, in welcher die gebrochenen Halbtöne, von klarem Licht umflutet, ganz allein herrschen, und an keiner Stelle ein herzhafter, mächtig wirkender Pinselstrich das Auge des sinnenden Wanderers fesselt. Auch das seiner Natur nach derbe Wesen der Landwirtschaft zeigt uns, so oft seiner gedacht wird, immer nur die anmutige, behaglich verklärte Seite; nach Art der Schäferpoesie schwimmt das stille Glück des Hirten und des Ackerbauers in rosenroten und blaßblauen Schillertönen. Mühsal und Beschwerde, Schweißgeruch und mutlose Ermattung scheinen in den gesegneten Gefilden, in welche der Dichter uns geleitet, nicht wie sonst im Leben von der Bezwingung der Natur unzertrennlich zu sein. Sollte das Dorfkind in der vieljährigen Schreibtscharbeit wirklich vergessen haben, daß der Ackerbau nicht mit dem Samentuch des Sämanns und dem

blumengeschmückten Erntewagen allein abgetan ist, und daß dazu auch der Pflug und die Egge, der Misthaufen und das Fauchesaß gehören? — Gewiß ist, daß wir, so sehr auch der Landmann im Vordergrund der Erzählung steht, durch beißenden Stallgeruch nicht ein einziges Mal an die Wirklichkeit erinnert werden. Und so wie die Feldfrüchte fast allein zu sprießen, zu wachsen, zu gedeihen und ungemessenen Ertrag zu liefern scheinen, vollzieht sich auch die geistige Entwicklung ruhig aufsteigend; das Erziehungswerk erfährt weder von innen noch von außen auch nur die allergeringste Störung. In diesen fruchtbaren Feldern gibt es keine Hagelschläge, in diesen gläubigen Seelen gibt es keine Erschütterungen. Heinrich horcht begierig den Lehren, die ihm freigebig gespendet werden und bewahrt sie dankbar in seinem Gemüte; er weiß, wie viel sie ihm frommen und da ihn unausgesetzt das Streben nach Vervollkommnung erfüllt, so regt sich keine Begier in ihm, und selbst die läßlichste Sünde bleibt seinem reinen Herzen fremd. Stifter sagt an einer Stelle des Nachsommers, der Mensch sei „nicht zuerst der menschlichen Gesellschaft wegen da, sondern seiner selbst willen“. Diese Anschauung wird in dem ganzen Werke beharrlich festgehalten. Alle Personen, welche er uns in demselben vorführt, genießen das Glück, nur um ihrer selbst willen da sein zu dürfen. So irdisch der Dichter zu gestalten wünscht, verwandelt sich gerade dadurch seine Welt in ein exträumtes Elfenreich.

Denn da alle Menschen dieser Dichtung darin übereinstimmen, nur um der Erreichung des Höheren willen da sein zu wollen, dieser paradiesische Zustand sich aber auf die Allgemeinheit nicht ausdehnen läßt, ohne den Fortbestand der Gesellschaftsordnung in Frage zu stellen, so müssen wir an willfähige Heinzelmäunchen denken, die ungesehen in nächtlicher Stille die gemeinen, aber unentbehrlichen Geschäfte des Erdendaseins besorgen. Selbst das einzige Handwerk, dessen Erwähnung geschieht, die Kunstschreinerei, wird so geschildert, daß die damit Beschäftigten nur der Glücksempfindung leben, Schönes gestalten zu dürfen, wobei der zu besiegende Widerstand des Stoffes gar nicht in Frage kommt. Ein einziger von all diesen Menschen arbeitet wirklich im Gesellschaftsgetriebe mit anderen und für andere, der Kaufmann; wir lernen aber die Art seines Geschäftes, welches Stifter nur flüchtig erwähnt, nicht kennen, und erfahren bloß, daß er von allen übrigen wegen seiner angestregten Tätigkeit so lange bemitleidet wird, bis er beschließt, sich in den wohlverdienten Ruhestand zu begeben und das zwischen dem Asperhose und dem Sternenhofe liegende Landgut anzukaufen. Die Mühen und Sorgen des Lebens bleiben uns verhüllt, ja es entsteht in uns die Täuschung, als ob sie gar nicht bestünden; viel-

mehr führt uns diese behagliche, irdische Pilgersfahrt von einem Lebensgenuß zum anderen, und da diese Genüsse die höchsten, die reinsten, die geistigsten sind, so könnte uns leicht die trügerische Hoffnung umschmeicheln, daß die Verallgemeinerung eines durchaus und ausschließlich die erhabenste Befriedigung in sich bergenden Zustandes nicht nur wünschenswert, sondern auch erreichbar wäre. Eine wie unermessliche Kluft zwischen Stifter und Feinse sich auch austut, so finden wir im Nachsommer doch im Grunde nichts anderes als Ardinghellos Glückseligkeitsinseln vom bacchantischen ins religiös-sittliche übertragen. — Stifter beschuldigt sich in seinen Briefen oft selbst, daß er in den Geschäftsdingen des Lebens völlig unwissend sei; aber diese Unwissenheit ist nicht etwa ein unverschuldetes Verhängnis; sie wird im Gegenteile eifrig vor dem störenden Eindringen der ungewollten Erkenntnis behütet und gleichsam als auszeichnende Eigenschaft eines geistig Höherstehenden mit Stolz betont. Er nimmt für sich und die Gestalten seiner Phantasie die Ausnahmstellung in Anspruch, von welcher er im Nachsommer sagt, daß „bei Menschen, die bestimmt sind, ganz Ungewöhnliches in einer Richtung zu leisten, sich die Anlage bis in die feinsten Fäden ihres Gegenstandes ausspricht und zu ihm hindrängt, während sie in anderem bis zum Kindlichen unwissend bleiben können. So hat Gott es auch manchen gegeben, daß sie dem Schönen nachgehen müssen und sich zu ihm wie zu einer Sonne wenden, von der sie nicht lassen können. Es ist aber immer nur eine bestimmte Zahl von solchen, deren einzelne Anlage zu einer besonderen großen Wirksamkeit ausgeprägt ist. Ihrer können nicht viele sein, und neben ihnen werden die geboren, bei denen sich eine gewisse Richtung nicht ausspricht, die das Alltägliche tun und deren eigentümliche Anlage darin besteht, daß sie gerade keine hervorragende Anlage zu einem hervorragenden Gegenstande haben.“ — Diese ungeheure Masse der Durchschnittsmenschen aber hat für Stifter so wenig anziehendes, daß ihr Wesen und ihre Schicksale ihm keiner näheren Beachtung wert erscheinen. Hat der Dichter in allen seinen Werken etwas so vornehm ausschließendes, als ob der vierte Staud mit seinen Leiden und Freuden nur im Fabellande zu finden wäre, so ist der Nachsommer mehr noch als alle übrigen eine durchaus aristokratische Dichtung, von welcher unerbittlich ausgeschlossen bleibt, wer nicht wohlhabend und unabhängig ist und wer nicht zum Orden der Ritter vom Geiste gehört.

Der Nachsommer gibt uns ein Bild des feinsten, durchgeistigten Wohllebens. Der vom Dichter beabsichtigte Lehrzweck, das Streben nach einem höheren Lebensinhalte zu erwecken, dürfte bei dem gutgearteten Teile der Besitzenden bis zu einem gewissen Grade erreicht werden; der

arme Schlucker aber, welcher in saurer Arbeit jedem Tage mühevoll den Hungerbissen abringen muß, wird mit den schönen Mahnungen und mit den verlockenden Daseinsbildern wenig anzufangen wissen.

Stifter, der immer anregen, fördern, erheben, beglücken, reinigen will, hat sich in der Wahl des Mittels vergriffen und den Roman zu einem Lehrbuch gemacht; noch dazu bloß zu einem Lehrbuch für Bemittelte oder solche, die gewiß sein dürfen, es zu werden. Die Millionen der anderen Sterblichen erfahren kein Wort des Trostes; für sie hat der Dichter an der reichbesetzten Tafel auch nicht das unterste Plätzchen frei gehalten; bei den von ihm veranstalteten „Pfungstfesten der Herzen“ rechnet er nicht auf die Teilnahme der Massen. Drängen sie sich doch herzu, um — frierend und darhend, wie sie sind — von außen durch die blinkenden Fenster in den Lichterglanz der vornehm behaglichen Räume zu schauen, so haben sie die erlittene Enttäuschung mit sich und ihrem Gott auszumachen. — Nun kann allerdings die Beschränkung auf einen ihm besonders zusagenden Kreis keinem Dichter zum Vorwurfe gemacht werden, aber da Stifter selbst die Erwartung ausspricht, daß es ihm gelungen sei, seine Erzählung auf eine „breite Lebensgrundlage“ zu stellen, so hat er durch die Art der Anlage seines Buches Wünsche erregt, deren Erfüllung ihm völlig ferne lag.

Der Leser, welcher selbst den Liebhabereien ergeben ist, die allmählich das Empfinden des Dichters so umstellt haben, daß seine Phantasie auch am Schreibtische sich von diesem Banne nicht frei machen kann, wird mit vielem Vergnügen seine stillen Neigungen abgezeichnet sehen mit all ihren Wonnen und Schmerzen, mit all ihren Umständlichkeiten und mühseligen Berrichtungen, mit all den gelinden An- und Aufregungen, welche Erwartung, Zuversicht, Erreichen und Mißlingen im Gefolge haben, er wird sich durch das seinem eigenen Wesen und Wirken verwandte Treiben gefesselt fühlen und wohl auch aus mancher der verschwenderisch mitgetheilten Belehrungen Nutzen ziehen; der aufmerksame, wißbegierige, ausdauernde Leser wird trachten, sich in dieser Welt, auch wenn sie seinen eigenen Ansichten und Bestrebungen fremd ist, einzuleben, der Geist der Dichtung wird ihm durch das harmonische Zusammenstimmen der nur scheinbar nebensächlichen Außendinge, welche einen durchaus wesentlichen Teil der dargestellten Beziehungen und Vorgänge ausmachen, doppelt klar werden, und seine Seele wird durch die tiefste, reinste, inuigste Erbauung belohnt sein; der hastige, nervöse, stoffgierige Leser jedoch, dessen Gemüt vielleicht niemals das Entzücken empfunden hat, welches das Erwerben und Bestimmen eines kostbaren Gemäldes, das Ordnen einer in beharr-

lichem Fleiße ausgebrachten altertümlichen Sammlung, das eigenhändige Polieren einer mühevoll wiederhergestellten, in staubigem Gerümpel entdeckten Schnitzerei oder das sehnsüchtig erwartete Ausblühen einer lange und aufopferungsvoll gehätschelten, seltenen Pflanze zu bereiten vermag, wird das Buch unwillig zur Seite legen, welches von seinen zerstreuten Sinnen mehr Geschlossenheit verlangt, als sie aushalten können, und so über dem Unbehagen an der arscheinend spröden Schale auch den köstlichen, gehaltreichen Kern der Dichtung verlieren.

Diese Umstände erklären die Verschiedenheit der Aufnahme, welche dem Hauptwerke Stifters zuteil geworden ist. Haben schon die „Studien“ und die „Bunten Steine“ sehr verschiedenartige Beurteilungen erfahren, so gehen die Meinungen über den „Nachsommer“ bis zum schreienden Widerspruch auseinander. Da es aber die scharfsinnigsten und besterleuchteten Geister sind, deren Behauptungen an Gegensätzlichkeit bis zum Äußersten reichen, so ist wohl deutlich, daß Stifter zu jenen Dichtern gehört, welche beim Leser einen ganz besonderen Grad von Geneigtheit, von verständnisvoller Bereitwilligkeit, ja von seelischer Verwandtschaft voraussetzen. Stifter ist ein Schriftsteller, welchem man mit dem Verstande nicht gerecht werden kann, man muß ihn nachzuempfinden vermögen. Wie hätte es sonst geschehen können, daß Friedrich Heibel über den „Nachsommer“ verächtlich sagte, man müsse „demjenigen die polnische Krone versprechen, der im Stande sei, die Erzählung zu Ende zu lesen“, während ein so moderner und scharfsinniger Deuter, wie Friedrich Nietzsche, in seinem Werke „Menschliches, Allzumenschliches“ diese Dichtung „mit Goethes Schriften, Lichtenbergs Aphorismen, dem ersten Buche von Jung-Stillings Lebensgeschichte und Kellers Leuten von Selbwyl“ zu dem wenigen rechnet, was von deutscher Prosa wert sei, „immer und immer wieder gelesen zu werden“; wie hätte es geschehen können, daß einer der Beurteiler an dem Werke „die übernaive Art, menschliche Verhältnisse darzustellen, den kühlen, starren Optimismus, und die schleppende, in papierenes Pathos getauchte Form der Darstellung“ heftig tadelt, indes ein anderer begeistert ausruft: „Es sind etliche Wunderlichkeiten in dieser Erzählung, aber sonst ist Alles eitel Sonnenschein an ihr, schlichte Größe, erhabene, beseligende Harmonie. Stifter, dieser Schilderer des edlen Behagens, war einer der feinsten und zartesten Geister, die es gegeben, und eine solche feinsinnige Hoheit durchzittert seine Dichtung, wie wir sie nirgends mehr zu finden wissen. Jede Beschränkung ist hier im Unrecht. Überall noch stehen Stifters Altäre, und viele von denen, die uns heute köstlich dünken, wird er überleben. Seiner Feinempfindsamkeit wegen

möchte man ihn beinahe einen Modernen nennen. Aber er ist mehr, weit mehr. Er ist ein Ewiger!" —

Der Kreis zartfinniger Denker, welcher mit Stifter in näherem Verkehr lebte, hat das Werk gleich nach seinem Erscheinen mit vollem, freudigem Verständnisse aufgenommen. So wurde Aprent davon „mächtig und in seinem edelsten Wesen ergriffen“; er fand den „Hauch des Ganzen erhaben“ und nannte das „bewunderungswürdige Buch“ eine „Tat“, von der es sicher sei, daß sie „fortzeugend wirken“ müsse. In der Familie des Grafen Neverteira empfing man den Dichter mit Entzücken; man fand kein Ende, von dem Ganzen zu sprechen und seine Schönheit, sowie „die Feinheit und Reinheit des Einzelnen zu erörtern.“ Heckenast aber schrieb dem Freunde, es sei ihm „durch den Nachsommer für seine irdische Zukunft gleichsam ein neues Licht aufgegangen, dessen Glanz neue und edlere Lebenszwecke beleuchtet“. Der Dichter selbst wird, als seine Nichte Josefine das Buch im stillen Abendkreise vorliest, mächtig von dem Zauber seiner eigenen Worte ergriffen, und die Wirkung bleibt im ganzen unvermindert, als er nach Jahren die Lektüre des Buches wieder vornimmt, wenn er auch zugeben muß, daß „hie und da Längen in ihm sind“, und daß er bei einer neuen Auflage „manches ein wenig ändern und manches kürzen würde“. Zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er an einen Studenten, der sich, wie so viele Jünglinge und Jungfrauen, durch die „Studien“ begeistert, brieflich an ihn gewendet hatte: „Sie scheinen als junger Mann dem Romantischen oder Musikalischen in der Dichtung (wenn ich mich so ausdrücken darf) holder zu sein als dem Klaren und Bildnerischen. Ich hoffe, daß, wenn Sie älter sind, auch der Nachsommer mit seinen vielen Fehlern, besonders dem der Weitschweifigkeit, doch noch Gnade vor Ihnen finden wird,“ und ein anderes Mal sagt er: „mehr als die Studien könnte ich den Nachsommer zum Lesen empfehlen, aber man darf kein zu junger Leser sein, da das Buch eine gereifere Frucht längeren Lebens ist.“ Auf das höchste entzückt es ihn, die Spuren eines Manues aufzufinden, welcher die Ideen des Nachsommers in die Wirklichkeit überträgt: „Es ist der Wechselr Schaup aus Wien, der die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirtschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Bräuhäuser baut und durch seine Wohltaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten, der sich einen netten Nachsommer macht, irgendwo zu finden.“

Stifters alte Neigung zur Reflexionspoesie tritt im Nachsommer nicht so stark hervor, wie in seinen früheren Werken; mit den zunehmenden

Jahren bestrebt er sich mehr und mehr, die ihn erfüllenden Ideen in dem Gesamthalte des Werkes zu verkörpern, statt sie als geflügelte Worte seinen Helden in den Mund zu legen; trotzdem enthält auch diese Dichtung Weisheitsprüche voll des tiefsten Gehaltes. Es sei mir gestattet, einige Beispiele anzuführen:

„Das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geister kommt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was diese Wissenschaft enthalten wird.“

„Weil die Menschen nur ein einziges wollen und preisen, weil sie, um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich.“

„Die Jugend sieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, diese verhüllen die Mängel und ersetzen das Abgängige. Sie dichtet in das Kunstwerk, was im eignen Herzen lebt. Daher kommt die Erscheinung, daß Werke von bedeutend verschiedener Geltung die Jugend auf gleiche Weise entzücken können und daß Erzeugnisse höchster Größe, wenn sie keine Widerspiegelung der Jugendblüte sind, nicht erfaßt werden können.“

„Die man gebildet nennt, sind überall gleich; das Volk aber ist ursprünglich.“

„Wer sich in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den ist es sehr schwer, Werke des Altertums zu verstehen; sie erscheinen ihm meistens leer und langweilig.“

„Wo der bare Hochmut auftritt, der alles Gewesene verwirft und aus sich schaffen will, dort ist es mit der Kunst wie auch mit anderen Dingen in dieser Welt aus und man wirft sich in das bloße Leere.“

„Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind so geworden, daß zur Befriedigung unserer stofflichen Bedürfnisse ein sehr großer Aufwand gehört. Daher werden junge Leute, ehe sie sich selber bewußt werden, in Laufbahnen gebracht, die ihnen den Erwerb dessen, was sie zur Befriedigung der angeführten Bedürfnisse brauchen, sichern. Von einem Berufe ist da nicht die Rede. Das ist schlimm, sehr schlimm, und die Menschheit wird dadurch immer mehr eine Herde.“

„Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein.“

Eine schon in den bunten Steinen auftretende Eigentümlichkeit der Schreibweise ist, außer der bereits erwähnten, absichtlich auf die Spitze getriebenen Schmucklosigkeit, die Verdoppelung mancher Ausdrücke oder

Redewendungen, wodurch der Dichter eine gesteigerte Wirkung hervorzu- bringen bestrebt ist. Er sagt, wie alte Leute oft zu tun pflegen, manchen Satz zweimal, damit er tiefer haften: „ich weiß, ich weiß“, „ich gebe es Dir, ich gebe es Dir am liebsten“, „Gott segne Dich, mein Sohn, Gott segne Dich auf Deinem Wege“, „ja, das sind Worte, sagte sie, das sind Worte“. — Merkwürdigerweise finden sich trotz der so oft wiederholten Ausfeilung auch noch in der zweiten dreibändigen Ausgabe, welche im Jahre 1865 erschien, störende Formfehler und Lässigkeiten, z. B. „Durch die Fenster sah die nähere Landschaft und die ferneren Gebirge herein.“ — „Mir war es seltsam, daß ich mit Natalien allein unter der Esche der Felderrast saß. Ihre Fußspitzen ragten in den Staub.“ — Von Personen, welche eine Ausfahrt gemacht hatten, ohne das Gefährte zu verlassen, heißt es: „Gegen Abend kam der Wagen mit den Wanderern an.“ — Recht störend ist auch — abgesehen von der willkürlichen Orthographie und Interpunktion — das oft überflüssige Betonen selbstverständlicher Anstandsregeln, befremdlich die überaus kühle Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen Heinrich und Natalie, welche einen so hohen Grad der Wunschlosigkeit zur Voraussetzung hat, daß wir kaum daran glauben können. „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unserer Neigung versichert, und diese Neigung wird auch dauern; aber was nun geschehen und wie sich alles andere gestalten wird, das hängt von unseren Angehörigen ab, von meiner Mutter und von Euren Eltern.“ Dieser edlen Leidenschaftslosigkeit der Braut steht der geduldig zuwartende Freund ebenbürtig gegenüber: „Ich hatte mit Natalien keinen Briefwechsel verabredet, ich hatte nicht daran gedacht, sie wahr- scheinlich auch nicht. — So konnte ich mit dem Gefühle von Seligkeit von Natalien fern sein, konnte mich freuen, daß alles so ist, wie es ist, und konnte dessen harren, was meine Eltern und Nataliens Angehörige beginnen werden.“

Warum, was schon Hieronymus Dorn so sehr scharf zu tadeln fand, Stifter die Örtlichkeiten auf das gewissenhafteste nach der Natur gezeichnet und dann mit erdichteten Namen belegt hat, ist nicht einzusehen. Der Hallstättersee wird „Lautersee“ genannt, Wien ist „die große Stadt mit dem schlanken Turme“, Oberplan wird als das „Dorf Dallkreuz“ bezeichnet und Käfermarkt muß sich die Verdrehung in „Kerberg“ gefallen lassen. Dagegen ist ganz selbstverständlich, daß er die Personen, welche auch zum größten Teile nach der Natur gezeichnet sind, nach den Zwecken seiner Dichtung ebensowohl umgetauft, als durch beigemengte Züge minder kenntlich gemacht hat. In einzelnen Fällen erschien es ihm auch passend,

eine Verschmelzung seiner bereitliegenden Modellstudien vorzunehmen. In Risach hat er das Bild des Ministers Baumgartner mit Zutaten aus seinem eigenen Leben vermischt, der junge Juwelier ist sein Freund Türk, die Fürstin Schwarzenberg und deren Vorleserin Betty Paoli sind fast unverändert aus seiner Gedächtnismappe herübergeholt, außerdem finden sich Anklänge an Simony, an die Greipls, an den Bildhauer Rint und andere. Die Charakterzeichnungen sind von ungleichem Werte. Der bejahrte Dichter mit seiner — wie Paul Schlenther von Grillparzer sagt — „unüberwindlichen Eigenbrodelei“ konnte sich das stürmische, lebhafte, begehrlische, unbändige, schwärmerische Wesen der Jugend nicht mehr gut zurechtlegen; vor allem wollte er sich die angestrebte Verherrlichung des Alters dadurch nicht stören lassen. Er mußte seine Jünglinge daher in würdevolle, gravitatische Halbgreise verwandeln. An dem Alter, das der Dichter nicht mehr von sich weglegen konnte, sucht er die schönsten Seiten zu Trostesworten zusammen: „Ihr werdet selber einmal sehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geistes leuchtet, als die feurige Morgensohle der Jugend, die alles mit ihrem Glanze färbt, so wie es eine Tatsache ist, daß die innige, wahre und treue Liebe der alteruden Gattin fester und dauernder beglückt als die lodernde Leidenschaft der jungen, schönen, schimmernden Braut. In dem Alter werden selbst solche Glanzstellen der Jugend, die schon sehr ferne liegen, wie etwa die Sehnsucht der ersten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenlosigkeit, oder wie die holde und berausohende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Taten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches, erst kommendes Leben oder wie das Stammeln in irgend einer Kunst von dem Greise in dem sanften Spiegel seiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jünglinge, der sie in dem Brausen seines Lebens überhört, und an der grauen Wimper mag manche beseligendere und mitunter schmerzlichere Träne hängen, als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Ange des Jünglings springt und keine Spur hinterläßt.“

Dem Dichter galt in den Jahren, wo er den Nachsommer schrieb, die errungene Weisheit mehr als das kühne Streben nach derselben, und eine klare, ansehtungslose Tugend schätzte er höher, als die unbengsame Charakterstärke, welche ein heißes, leidenschaftlich wallendes Blut den Forderungen des Sittlichkeitsgesetzes zu gehorchen zwingt.

Möbius vergleicht in der sächsichen Schulzeitung (Nr. 42 vom 15. Oktober 1871) Stifters Nachsommer mit Rousseaus Emil; „nur muß bei dieser Zusammenstellung von vornherein die Verschiedenheit zwischen

Stifter, dem treuen Repräsentanten des gemüthstiefen, deutschen Geistes, und Rousseau, dem nicht minder treuen Repräsentanten des leichtbewegten, französischen Geistes, festgehalten werden, sodann ist nicht zu übersehen, daß im Nachsommer die dichterische, im Emil die wissenschaftliche Seite vorzugsweise betont ist. Nachsommer und Emil sind bedeutsame Dokumente eines Strebens nach dem Besseren; absehend in ihren Voraussetzungen und Ansprüchen von der Gegenwart, in der diese Werke entstanden, sind sie recht eigentlich Lehrbücher der Zukunftspädagogik; die Saat, die in ihnen ausgestreut wurde, war bestimmt, in einem späteren, den pädagogischen Bestrebungen günstigeren Zeitalter aufzugehen.“

Gewiß ist diese in dem Glauben an eine „von Begierden gereinigte Welt“ wurzelnde Dichtung trotz ihrer — um Schumanns Ausspruch über Schuberts große C-dur-Symphonie zu gebrauchen — „himmlischen Längen“ eines der größten und bedeutungsvollsten Werke der neueren deutschen Literatur. Die beste Beurteilung desselben hat uns Stifter selbst hinterlassen mit den köstlichen Worten, welche er der Betrachtung eines mittelalterlichen Kunstwerkes widmet: „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt.“

Da Stifter selbst die Notwendigkeit einer gedrängteren Fassung des Werkes empfand — warum er sie für die acht Jahre nach dem ersten Drucke veranstaltete zweite Auflage nicht selbst besorgte, ist mir nicht klar — so betrachtete es Heckenast gleichsam als ein stillschweigend gegebenes Vermächtnis des Dichters, die Kürzung in eigener Machtvollkommenheit zu besorgen, wozu ihn wohl auch die Wahrnehmung veranlaßt haben mochte, daß der Absatz der drei umfangreichen Bände ein stets geringerer wurde. Der Verleger theilte mir diese Absicht bei Gelegenheit eines Besuches mit, welchen ich ihm — es ist seither mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen — in seinem Hause in Preßburg abstattete. In mir regten sich viele Bedenken gegen einen Eingriff von fremder Hand, und ich konnte mich nicht enthalten, die Befürchtung auszusprechen, daß es kaum gelingen dürfte, dem Vorhaben des Dichters voll zu genügen, umsomehr, als dieser nicht nur Kürzungen, sondern auch Änderungen des Textes im Auge gehabt hatte, welche doch nur von ihm allein hätten besorgt werden können. Aber Heckenast wollte trotzdem den gefaßten Plan nicht aufgeben. Am 9. Jänner 1877 schrieb er mir aus Preßburg: „Ich mache Sie auf zwei Stellen in den Stifter'schen Briefen aufmerksam, in welchen der Dichter sehr positiv ausspricht, daß eine neue Auflage des

Nachsommers gekürzt werden müsse! So wäre denn die Veranstaltung einer neuen gekürzten Ausgabe ziemlich gerechtfertigt. Ihre Zustimmung würde mich sehr erfreuen.“ Da Heckenast sehr pietätvoll vorgehen zu wollen erklärt hatte, und seine Absicht überdies damit begründete, daß dem Andenken des Dichters damit sicher besser gedient sei, sein Werk in knapperer Form unter die Leute zu bringen, als es in dem ursprünglichen, die meisten Leser abschreckenden Umfange nutzlos liegen zu lassen, erhob ich keine weiteren Einwendungen. Der Verleger antwortete mir sehr erfreut am 6. März 1877: „Ihre Zustimmung zu einer Kürzung des Nachsommers hat mich recht sehr gefreut und ermutigt. Rosegger hat inzwischen das gekürzte Buch durchgesehen und ist auch ganz einverstanden. So ist denn auch schon der Druck begonnen und soll diese neue Ausgabe bis zum September erscheinen. Den Tod unseres Freundes Kuh betraueren ich vom Herzen. Er war ein wackerer Mann und hatte eine bessere Einsicht in die Tiefen der Dichtkunst als manche gefeierte Literaturhistoriker des Auslandes. Empfangen Sie meine und meiner Frau freundliche Grüße und bewahren Sie mir stets Ihre wohlwollenden Gesinnungen.“ Noch im Herbst des Jahres 1877 konnte mir Heckenast, der selbst der beste Stifterkennner und der eifrigste Stifterverehrer war, voll aufrichtiger Genugthuung mitteilen, daß der auf einen Band zusammengestrichene Nachsommer sich seitens der Lesewelt der beifälligsten Aufnahme erfreue, ein Erfolg, der seinem Herzen nicht zum geringsten ans dem Gruude teuer war, als er, wie so oft, auch in diesem Punkte mit dem Dichter vollkommen übereinstimmte, der zu allen Zeiten dieses Werk als seine bedeutendste, innigste, wahrste und tiefste Schöpfung betrachtete.

Die stillen Nachsommerträume erfüllten die Brust Stifters bald so ausschließlich, daß er keinen anderen Wunsch mehr kannte, als sich sein eigenes Leben nach dem Haushalte seiner Dichtung einzurichten. Es war ganz die Idee, die sich später Niezsch für ein Nebeneinanderleben und Zusammenwirken edler Geister in dem schönen Sorrent zurechtlegte. „Wenn es möglich zu machen wäre,“ so schreibt Stifter am 29. November 1859 an Heckenast, „daß ich mit Ihnen den Nachsommer des Lebens begehen könnte, wozu aber auch Freund Elischer gezogen werden müßte und Freundin Eichendorfs, so würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verstand. Sollten mehrere Menschen, die sich gegenseitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander schaffen und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, so wäre das recht schön. — Und wie schön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine riesige Arbeitsstube hätte! Wir alle würden uns heben.“

Der Gedanke ist zu schön, als daß er einmal wahr werden könnte. Wir Menschen plagen uns ab um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben lassen wir dann bleiben.“

Wenn quälende Leiden ihn besielen, wenn die Arbeit schwer und drückend auf seinen Schultern lastete und der befreiende Ausblick nach Oben ihm verhängt war, wenn die Niedrigkeit an ihn herankroch, so daß das Gefühl unbefiegbaren Efels in ihm aufstieg. dann überließ er sich gerne dem Walten seiner Phantasie, welche ihm das Vorgefühl der Freuden eines stillen Nachsommers als Hoffnungsschimmer für den Rest seines Lebens in die ermattende Seele legte. Aber das harte Schicksal hat es ihm niemals gegönnt, daß seine Blühtenträume reisen. Und so ist ihm auch das späte Glück eines friedvollen, von sanftem Sonnenschein erhellten Alters versagt geblieben.

VI.

1858—1868.

Das Ende der fünfziger Jahre brachte für Stifter kummervolle Zeiten. Noch vor Ablauf des Jahres 1857 wurde seine Mutter vom Schlage gerührt. Der Dichter eilte unverzüglich an ihr Krankenlager nach Oberplan und fand sie in einem beklagenswerten Zustande. Die Lage zeigte sich umso bedrohlicher, als die mehr als siebenjährige Frau durch den schweren Anfall nicht nur teilweise gelähmt, sondern auch des Sprachvermögens beraubt worden war.

Obzwar während der Anwesenheit des in tiefster Seele erschütterten Sohnes keine so arge Verschlimmerung eintrat, daß das äußerste hätte unmittelbar befürchtet werden müssen, gestaltete sich doch der Abschied überaus schmerzlich, denn die sichtlich überhand nehmende Schwäche zeigte den besorgten Blicken, wie sehr die Widerstandsfähigkeit des teuren Lebens täglich herabsank.

Selbst an einer ihn oft befallenden, grippeartigen Heiserkeit leidend, welche sich auf der Reise noch erheblich verschlimmerte, kam Stifter so herabgestimmt in Linz an, daß er mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Die traurige Befürchtung, daß er seine Mutter in diesem Leben nicht mehr sehen werde, erfüllte sich im Verlaufe des Winters. Sie starb am 27. Februar 1858 um neun Uhr Abends, ohne daß es dem Dichter gegönnt gewesen wäre, noch einmal an ihr Krankenlager zu treten oder ihr das letzte Geleite zu geben. Er erhielt die Nachricht von ihrem Tode

erst am Tage nach ihrer Beerdigung, welche am 1. März um 10 Uhr morgens an der Südmauer der Oberplaner Kirche stattfand.

Ram der Verlust auch nicht unerwartet, so traf er ihn doch hart. Mit Stolz und Freude hatte er seine Mutter stets eine herrliche Frau und ihr Gemüt „einen unergründlichen See von Liebe“ genannt und von ihr behauptet, sie habe „den Sonnenschein ihres Herzens“ über manchen Teil seiner Schriften geworfen. In der Schwere seines gramersfüllten Inneren vermochte er es lange nicht, zu schreiben. Er konnte es nicht fassen, wie „die unaussprechlich holde Gewohnheit, eine Mutter zu haben“, nun plötzlich aufhören sollte, er lebte in einer „düsteren Leere und Öde dahin,“ und als er endlich am 12. Mai seinem Schmerz dem Freunde Heckenast gegenüber Worte verlieh, brach die Trauer noch ungemäßigt hervor: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Alles, was ich strebte, alles, was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude . . . Dieses goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen war nun gelöst, und die Fäden lagen bestimmungslos und hindernd herum.“ Aprent erzählt, daß Stifter noch nach Monaten auf die Frage nach seinem Befinden nichts anders sagte, als die Worte: „Nun, ich suche mich so langsam wieder zusammen zu klauen.“

Sein Gemüt, das schon zur Trauer gestimmt war durch den Verlust der innig verehrten Mutter und durch den kurz vorher eingetretenen plötzlichen Tod seines kleinen Neffen, sollte von noch schwärzeren Schatten betroffen werden. Hartnäckige Erkrankungen der Atmungsorgane griffen in der Familie um sich. kaum war er selbst genesen, „hatte das ganze Haus die Grippe bis auf die Hunde herab“. Die Gattin des ernstlich um sie bangenden Dichters war durch acht Wochen schwer leidend, zum Schlusse aber wurde die liebe Muhme und treue Hausgenossin Josefine von dem Übel in so heftiger Weise ergriffen, daß alle Kunst der Ärzte nicht dagegen auskommen konnte. Ein häßlicher Husten dauerte den ganzen Sommer über an und artete im Herbst in ein schleichendes Siechtum aus. Da die angewendeten Mittel fruchtlos blieben, empfahl Stifiers Hausarzt gemäßigte Seelust. Mit schweren Opfern wurde im Kreise der Verwandten die Summe aufgebracht, welche für einen längeren Aufenthalt in Venedig erforderlich schien. Die Todkranke erreichte aber das Ziel ihrer Reise nicht. Sie kam bloß bis Klagenfurt, wo sie ihr Schwager Doktor Holecet, der selbst ein geachteter Arzt war, in Empfang nahm. Er erkannte ihren Zustand als hoffnungslos und behielt sie bei sich, um ihr in seinem Hause ein sanftes Sterben zu bereiten.

Raum hatte Josefina den kleinen Familienkreis des Dichters verlassen, als der Schwergedrückte so heftig von der ägyptischen Augenentzündung befallen wurde, daß er sich durch mehrere Monate jeder Beschäftigung enthalten mußte. Einen im Jänner 1859 begonnenen Brief an Heckenast konnte er erst Ende April fertigstellen und die damit verbundene Anstrengung hatte neuerlich eine so arge Verschlimmerung zur Folge, daß der gänzliche Verlust der Sehkraft befürchtet werden mußte. Die unfreiwillige Muße war für den arbeitgewohnten Dichter fast unerträglich und er bricht darüber in bittere Klagen aus: „Vorlesen lassen, wenn nicht sehr gut gelesen wird, geht auf die Länge schlecht, diktieren kann ich nicht, weil der Schreibknecht, welcher da sitzt, um meine Dichtungen, die mir in seiner Gegenwart einfallen sollen, aufzuschreiben, dieses Einfallen ganz und gar hindert; selbst meine geliebten Kaktus konnte ich nur oberflächlich betrachten, weil sonst die unzähligen Stacheln der Mammillarien sich in dem feurigen Rauche zu rühren begannen, oder gar mit Spizen gegen meine Augen stachen.“

Was den gottergebenen Dichter bis dahin quälte und ängstigte, das waren aber doch nur Nadelstiche des Schicksals; die volle Gewalt des Unglücks fing nun erst an, sich unerbittlich zu entladen. Gleich dem von ihm selbst geschilderten Dulder Abdias, ja gleich dem biblischen Hiob, dem Vorbild frommer Ergebung, stand der Dichter, vom Schmerze verwirrt und betäubt, erschüttert aber aufrecht im finsternen Ungemache, indeß die Schicksalsschläge wie ein prasselndes Hagelwetter auf sein schuldloses Haupt herniederfuhrn.

Bald nach dem Beginne des Jahres 1859 verschied in Böcklabruck sein langjähriger Freund Doktor Gartner, welchen er als Mensch und als Dichter gleich hoch schätzte; am 5. März starb Josefina Stifter in Klagenfurt an der Schwindsucht und wenige Tage darauf Josefa Mohaupt, die Nichte seiner Gattin und Schwester seiner Nichte Tochter Juliana in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre am Typhus in Wien.

Den furchtbarsten Schmerz aber sollte ihm Juliana, die Tochter seines verstorbenen Schwagers Philipp Mohaupt, bereiten, welche er zwölf Jahre vorher an Kindes Statt in sein Haus aufgenommen und mit Liebe, Nachsicht und Güte erzogen hatte. Das früh verwaiste Mädchen, welches nach dem Tode der Eltern von Frau Stifter selbst aus Ungarn geholt worden war, hatte trotz seiner Goldhaare und Veilchenaugen stets etwas zigeunerhaftes in seinem Wesen; ein angeborener Hang zur Flüchtigkeit und Zügellosigkeit vereitelte lange Zeit hindurch alle Bemühungen, es an die feste Ordnung eines bürgerlichen Haushaltes zu gewöhnen. Schon

als Kind war Juliana öfters der einengenden Zucht entlaufen und manchmal tagelang abgängig. Natürlich ließen es die erschreckten und besorgten Pflegeeltern an ernstern und wohlmeinenden Ermahnungen nicht fehlen, aber der leichte Sinn und die unbändige Lebhaftigkeit des Kindes waren für nachhaltige Einwirkungen nicht empfänglich. Ihre muntere Laune wurde durch Rügen kaum für den Augenblick getrübt; schnell versiel sie wieder in ausgelassene, laute Fröhlichkeit; sie sang, sie tanzte und deklamierte im Hause und auf der Stiege, ja selbst in den Straßen. Dabei entwickelte sie sich sehr rasch und gedieh zu einem gesunden, üppigen, blühenden Mädchen von eigentümlicher, wilder, fremdartiger Schönheit. Weiblicher Anstand und ruhig sittsames Wesen blieben ihr aber fremd, und, ob schon achtzehnjährig, pflegte sie die Treppe niemals Stufe für Stufe niederzusteigen, sondern, sich am Geländer vorbeugend, nur im Fluge herabzugleiten. So fand Frau Stifter, welche ihr Hauswesen stramm verwaltete, zu zügelndem Einschreiten mehr Veranlassung, als ihr lieb war.

Plötzlich wurde das Haus in furchtbare Aufregung versetzt. Am 21. März 1859, Morgens zwischen sechs und sieben Uhr, als die Familie sich eben zum Frühstück versammelte, wurde Juliana vermißt; man fragte nach ihr, aber sie war von niemandem gesehen worden und niemand mußte zu sagen, wohin sie sich begeben habe. Endlich fand man einen Zettel, auf welchen sie die Worte geschrieben hatte: „Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst.“ Nun stieg allen eine entsetzliche Ahnung auf, denn die Mutter war seit sechzehn Jahren tot. Tag für Tag wurde jetzt fieberhaft nach dem Mädchen gesncht, Freunde und Bekannte, die Behörden der Stadt und der Umgebung wurden zu Nachforschungen aufgeboten, aber eine Woche nach der anderen verging, ohne daß die geringste Spur sich zeigte. Verzehrende Angst und namenlose Beklemmung hatten sich der Seele des unglücklichen Dichters bemächtigt; die quälende Empfindung der Ungewißheit trieb ihn tagsüber ruhelos umher und scheuchte des Nachts den Schlaf von seinen milden Augen. So vergingen fünf schmerzvolle Wochen. Endlich, am 25. April, traf die amtliche Nachricht ein, daß bei St. Georgen oberhalb Mauthausen am 18. April ein weiblicher Leichnam von der Donau ausgeworfen wurde, dessen Beschreibung genau die Merkmale und die Kleidung des vermißten Mädchens angab. Nun konnte nicht länger daran gezweifelt werden, daß die Unglückliche selbst den Tod in den Wellen des Stromes gesucht hatte. Stifter versank nach diesem grauenvollen Ereignis in unsägliches Trauer. „Unseren Zustand,“ so heißt es in einem seiner Briefe, „kann ich Ihnen nicht schildern,

vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Tatsache anzeigen. Sie ist achtzehn Jahre alt geworden, und hat allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimnis. Daß ich bei solchen Umständen nicht dichten konnte, ist klar. Meine Krankheit und das jezige entseßliche Unglück machen eine Pause notwendig. An der Welt im Großen habe ich Etel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, teurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist, wenn jemand ein fremdes Kind bei sich hat, und daselbe so tut, wie unsere Juliana. Wenn Sie ein böses Wort über uns hören, so sagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entferntester Hinsicht an diesem Ende schuld sind. Juliana hat nur Gutes bei uns genossen, und hat, seit sie anfang die Schule zu besuchen und zu Hause Unterricht erhielt, aus Grundsatz nie eine körperliche Strafe erhalten; ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Rose und hätte nach ihren Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Weshalb sie ihr guter Engel so weit verlassen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht . . . Wir ahnten nicht das Geringste davon. Ihre verworrenen Handlungen in den letzten Stunden, bevor sie fort ging, erfuhren wir erst, da sie schon fort war. Sie können denken, wie wir, durch die früheren Todesfälle schon erschüttert, Juliens Fortbleiben mit steigender Unruhe empfanden, und wie wir durch die Gewißheit ihres Schicksals zerschmettert wurden. Ich suchte meine arme teure Gattin zu trösten und hatte selber keinen Trost. Eine stille Trauer und schweigender Ernst liegt über unserm Leben. Einer natürlichen Todesart gegenüber kann man sich fügen, und sich in ein holdes Andenken vertiefen; ein selbst gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt. Nur daß hier die äußerste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß keine böse Leidenschaft, sondern körperlicher Antrieb die Ursache sein mag, mildert die Sache einigermaßen . . . Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt schließt beide das Grab ein . . . Es dürfte wohl durch den ganzen Rest unseres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler ist, als er sonst gewesen wäre, selbst wenn wir von Anbeginn allein gestanden wären. Dessenungeachtet soll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müssen wir uns fügen."

Wie ein Hohn des Schicksals mutet es uns an, daß der warmherzige Kinderfreund so bitteres Leid in seinem Hause erfahren mußte, und daß er, dem die ersehnte Vaterfreude stets versagt blieb, bloß den Kummer, nicht aber auch das Glück des Familienlebens kennen lernen sollte. Jahrelang hatte er sich nach dem jubelnden Wohlklang des „silberhellen Kinderlächens“ fast krank gesehnt, und da er endlich glaubte, durch eine Tat des Edelsinnes den leeren Platz an seinem Tische dauernd besetzt zu haben, da er die berechnigte Erwartung hegen durfte, dereinst den Zoll der Dankbarkeit zu ernten, verkehrte sich das erhoffte Glück in unfähliches Leid.

Zahllose Stellen in seinen Briefen und in seinen Werken geben Zeugnis davon, wie innig er Kindern zugetan war, und wie hoch er den Kinderseggen für das Glück der Ehe anschlug. Schon der erste Band der „Studien“ enthält das Geständnis des eben die Flitterwochen feiernden Autors: „Titus, es muß eine große Freude sein, Kinder zu haben, und ich würde ein Narr mit ihnen, ritte vergnügt auf einem Steckenpferde und hinge mir allen Ernstes eine Kindertrommel um;“ in der „Mappe“ spricht er von der Sehnsucht, „den sachte vergehenden Lebensstrom in holden Kindern wieder aufquellen zu sehen“; Abdias, dem alles geraubt wurde, fällt, von der Rührung über die Geburt seines Kindes übermannt, auf die Knie nieder und betet: „Jehova, Lob, Preis und Ehre von nun an bis in Ewigkeit;“ die Frage: „Was sollte denn von uns in die Zukunft reichen, wenn es nicht die Kinder wären?“ bildet das Leitmotiv im „Hagestolz“, und im „Waldgänger“, der das schüchterne Bangen und die dumpfe Dual der kinderlosen Ehe behandelt, spricht die hoffnungslose Frau den bestimmten Satz aus: „Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben. — Wenn der Mensch alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfängen er auch aufblüht und anfängt, — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt. — Und wenn Du, wie Du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindes Statt annimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ein Mißverhältnis der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Tue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange nicht, daß er Dein Sohn sei.“

Noch unmittelbarer drückt sich die Sehnsucht nach Leibeserben in Stifters Briefen aus. In einem derselben sagt er, die höchsten Freuden der Menschen seien wohlgeratene Kinder. „Dies weiß ich an meiner teuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies

sagt mir die Verödung und Vereinfachung, in der wir uns jetzt befinden.“ Er sucht sich mit der Dichtkunst zu trösten und es im Umgang mit der Muse zu „verschmerzen“, daß ihm „Gott keine Kinder gegeben hat“; auch bittet er Heckenast, dessen Kinder als seine eigenen ansehen zu dürfen. „Da ich kinderlos sterben muß, so sind die Kinder meiner Freunde die meinigen. — Was Sie von Ihrem lieben Kinde schreiben, freut uns beide sehr, die wir so sehnlich nach Kindern seufzten, und mit dem angenommenen so unglücklich waren.“

Die Ursachen der unseligen That Julianens sind niemals aufgeklärt worden. Stifter fand schließlich Beruhigung in dem Gedanken an den plötzlichen, durch Blutwallungen erzeugten Ausbruch einer Wahidee; von verschiedenen Seiten hörte ich sagen, ein Liebesverhältnis, welches einzugestehen dem Mädchen der Mut fehlte, sei als Beweggrund anzunehmen; auch wurde mir erzählt, daß Frau Stifter dem Kinde nie sehr zugetan gewesen sei. Übereinstimmend wird aber bestätigt, daß der Dichter das Mädchen sehr liebte, dasselbe schonungsvoll behandelte, und durch Wort und Beispiel bestrebt war, es sittlich zu fördern.

Wo es anging, trachtete er dem Kinde Freude zu bereiten, es durch Lob und Geschenke aufzumuntern und es an Festtagen feierlich auszuzeichnen. In einem schön eingebundenen Exemplar der „Bunten Steine“ fand ich die folgenden schönen Widmungsworte von der Hand des Dichters:

„Meiner Ziehtochter Juliana Mohaupt zu ihrem Geburtstage, als sie das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte.

Empfange hier das erste Mal ein Buch, das Dein Vater verfaßt hat, lese zum ersten Male seine Worte im Druke, die Du sonst nur von seinen Lippen gehört hast, sei gut, wie die Kinder in diesem Buche; behalte es als Andenken; wenn Du einst von dem Guten weichen wolltest, so lasse Dich durch diese Blätter bitten, es nicht zu thun.

Linz, am 16. Februar 1853.

Adalbert Stifter.“

* * *

Stets suchte der Dichter sein ganzes Glück im Frieden seines Hauses, dessen er, wenn ihn seine Fahrten auswärts festhielten, und er sich einem Augenblicke stiller Sammlung überließ, mit warmer Sehnsucht gedachte.

Stifter war auch während seiner vielen Amtsreisen nie müßig. Voll Inieresse beobachtete er aufmerksam die Eigentümlichkeit der von ihm besuchten Gegenden, wobei ihm die kleinste Besonderheit an altertümlichen

Bauwerken oder Geräten sofort auffiel, ja er machte solcher Dinge halber, wenn ihm davon berichtet wurde, oft beträchtliche Umwege. Nach der Erledigung der Amtsobliegenheiten beschäftigte er sich mit leichteren literarischen Arbeiten, wovon er einige Bogen zu solchem Zwecke stets mit sich führte, oder er schrieb an seine Gattin, welcher er, wenn er ferne von ihr weilte, so oft es ihm irgend möglich war, von sich Nachricht gab. Die Briefe des Dichters an seine Frau waren stets voll Innigkeit, Fürsorglichkeit und in jeder Zeile Beweise opferfreudiger, hingebungsvoller Liebe.

Mit einem Schreiben ans Preßburg vom 9. Jänner 1877 sandte mir Gustav Heckenast nebst dem ganzen in seinen Händen befindlichen handschriftlichen Nachlasse, vielen an Stifter gerichteten Zuschriften und auf den Dichter bezüglichen Papieren alle noch ungedruckten Briefe des gutmüthigen, immer besorgten Gatten an seine Frau; von den letzteren im ganzen weit über hundert. Die Begleitworte lauteten: „Beiliegend sende ich Ihnen die versprochenen Schriften, Briefschaften, Urtheile u. s. w. unseren Stifter betreffend. — Ich lege diese Papiere mit vollem Vertrauen in Ihre Hände, indem ich es Ihnen freistelle, daraus zu excerptieren und Mittheilungen zu machen. Sobald Sie das Material durchgearbeitet haben, bitte ich um gütige Rücksendung desselben auf sicherstem Wege, da einzelne Schriften und Briefe für mich einen besonderen Werth haben.“ — Heckenast hatte Stifiers Gattenbriefe von der Witwe um den Preis von achthundert Gulden an sich gebracht; er mußte sich aber zur gewissenhaften Befolgung der nachstehend angeführten Vertragsbedingungen verpflichten.

„Ich Endesgefertigte erkläre hiemit, daß ich sämtliche Briefe, einhundertvierunddreißig an der Zahl, welche mein seliger Gatte, Herr Hofrath Noalbert Stifter, seit unserer Vermählung an mich geschrieben hat, dem Herrn Gustav Heckenast in Pesth als Eigenthum übergeben habe, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß hiedurch weder Herr Gustav Heckenast noch dessen Rechtsnachfolger berechtigt seyen, jene Briefe vor meinem Tode in irgendwelcher Weise zur Öffentlichkeit zu bringen und theilweise oder ganz im Druck erscheinen zu lassen.

Sollte diesem Vorbehalte zuwider gehandelt werden, so haben Herr Gustav Heckenast oder dessen Rechtsnachfolger mir jede rechtliche Genugthuung zu leisten und überdieß ein Pönale von dreitausend Gulden zu meiner Verfügung zu erlegen.

Für das Eigenthumsrecht der Originalbriefe und für das alleinige Verlags-eigenthum, welches darin besteht, diese Briefe nach meinem Ableben

in beliebigen Auflagen und Exemplaren abdrucken und verbreiten zu dürfen, wird Herr Gustav Heckenast gleich nach Überantwortung dieser Schrift achthundert Gulden D. W. an mich zu erlegen haben.

Analia Stifter m. p.“

Heckenast vertraute mir diese für den hohen Familiensinn des Dichters so bemerkenswerten Briefe mit der Bitte an, dieselben mit Rücksicht auf die getroffenen Abmachungen nicht wortgetreu in meinem Buche zu verwenden, vielmehr die Lektüre derselben nur im allgemeinen bezüglich der Persönlichkeit Stifters auf mich wirken zu lassen. Nach dem anfangs 1878 erfolgten Tode Heckenasts waren die ungarischen Verlassenschaftsbehörden eifrig bemüht, ehestens in den Besitz der verklausulierten Schriften zu gelangen, und Doktor Karl von Samarjah, der Rechtsfreund des ehemaligen Geschäftsführers und späteren Übernehmers der Heckenast'schen Buchhandlung, Rudolf Drobotzky, schrieb mir wörtlich: „Ich mache Sie aufmerksam, daß die Briefe, so lange die Hofrätin Stifter lebt, nicht veröffentlicht werden dürfen. Gustav Heckenast hat Ihnen die Briefe zur Orientierung, nicht aber zur Veröffentlichung anvertraut. Die Herren Testamentsexekutoren bestehen darauf, daß Sie die in Händen habenden Briefe umgehend an das Verlagscomptoir Heckenast absenden sollen.“

Trotzdem bedauere ich heute, der damaligen Weisung in übertriebener Gewissenhaftigkeit allzu rasch nachgekommen zu sein, ohne vorher eine Abschrift der wertvollen Briefe veranstaltet zu haben, wozu ich im Sinne Heckenasts gewiß berechtigt gewesen wäre, mit der einzigen Einschränkung allerdings, bei Lebzeiten der Witwe keine Zeile davon dem Drucke zu übergeben. Ich schickte die zurückverlangten Briefe unverzüglich nach Breschburg, von wo sie später, das Schicksal des Heckenast'schen Nachlasses teilend, in alle Winde zerstreut wurden. Nach einer mir zugekommenen Mitteilung ist ein größerer Teil dieser Briefe gegenwärtig in Eisenach in den Händen des bekannten Literaten Hofrates Josef Kürschner. Einige weniger belangreiche Briefe hatte die Witwe entweder selbst noch vor dem Verkaufe ausgeschaltet, oder dieselben waren von Heckenast nicht mit übernommen worden. Vier derselben wurden mir von der Hofrätin Stifter als Andenken an ihren Dichtergemahl überlassen; dieselben bilden einen Teil der in meinem Besitze befindlichen Stifterreliquien, einer kleinen Sammlung, zu deren Bervollständigung mir auch Herr Philipp Stifter in Oberplan einige wertvolle Stücke übergeben hat. Dieselbe umfaßt außer den erwähnten Briefen eine Zeichnung und zwei mit Ölfarben ausgeführte Stizzen von der Hand des Malerpoeten, eine Illustration

zur Erzählung „Bergkristall“ mit handschriftlichen Bemerkungen des Dichters, eine größere Anzahl von Stifterbildnissen, darunter jenes von Grandauer, sowie Kopien der Stifterportraits von Löffler und Binzer, einen Original-Erlaß der Statthalterei in Linz, Ex offio, „An den k. k. Schulrath Herrn Adalbert Stifter, vom 1. August 1862, B. 12721,“ ein Borgnon in Silberfassung, dessen sich der Dichter in späteren Jahren oft bediente, außerdem verschiedene Reproduktionen nach Originalgemälden des Meisters.

Die in meinem Besitze befindlichen, bisher noch nicht veröffentlichten Originalbriefe Stifters an seine Gattin lauten:

I.

Geliebte theure Gattin!

Ich hatte den Brief, den ich heute geschlossen hatte, schon auf die Post gegeben, als ich erfuhr, daß das Wasser der Donau sehr im Steigen ist, und daß man befürchtet, es werde austreten, und die Dampfschiffe werden nicht nach Aschach gehen. Wenn dies der Fall wäre, oder wenn Du Dich auf dem Dampfschiffe bei hohem Wasser zu sehr fürchtestest, so fahre am Mittwoch mit dem Eisenbahnzuge gegen 1 Uhr über Wels nach Wallern (auf der Passauerbahn) ich werde Dich am Bahnhofe von Wallern mit einem Wagen erwarten. Nur müßtest Du mir es schreiben, wenn Du das thust. Wenn Du am Dienstage vor 10 Uhr einen Brief auf die Post gibst, so habe ich ihn am Dienstage Abends. Nur mußt Du bei schlechtem Wetter nicht kommen. Ist Mittwoch schlecht, so komme Donnerstag. Ist Donnerstag schlecht, so komme gar nicht. Denn dann komme ich am Donnerstage nach Linz. Wenn ich am Dienstage von Dir keinen Brief bekomme, so sehe ich das als ein Zeichen an, daß Du mit dem Dampfschiffe kömmt, und ich erwarte Dich in Aschach. Das muß ich Dir auch sagen, daß Du in Wels über eine Stunde warten mußt, um von dem Salzburgerzuge auf den Passauerzug übersezt zu werden. Thue Du nun, wie Du eine vernünftige Frau bist, das Beste. Ich wäre für das Dampfschiff O wie sehne ich mich, Dich zu sehen. Je älter ich werde, desto unerträglicher werden mir die Trennungen von Dir. Lebe wohl, tausend und tausend Grüsse und Küsse von

Deinem treuen Gatten

Adalbert Stifter.

Eferding, am 22ten Juni 1862.

6 Uhr Abends.

N. Sch. So eben sagt mir der Caplan von Eferding, daß er einmal, um von Wallern nach Linz zu fahren, zwei Stunden in dem Bahnhofe von Wels warten mußte. Das ist doch eine treffliche Einrichtung. Fahre also auf keinen Fall mit der Bahn nach Wallern; denn Du müßtest unterwegs in Wels etwa auch zwei Stunden oder mehr im Bahnhofe sitzen. Nimm Deinen Wintermantel mit auf das Schiff.

Außen: J. Hochwohlgeboren Eferding.

Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin No. 1313

in Linz.

II.

Theuerste geliebteste Gattin!

Hier überfende ich Dir die Quittung, welche der Amtsdienere am 28ten bis 29ten dieses Monates einreichen muß, um das Geld rechtzeitig zu bekommen. Gib sie ihm, er soll die Stempel darauf kleben, und über die Stempel die Worte schreiben, welche auf der Quittung mit Bleistift geschrieben stehen. Er weiß es schon. Den Zahlungsbogen hat er ohnehin. Hätte er ihn nicht, so müßte derselbe in der Lade des Aufzackastens neben dem Ofen sein, wozu Du den Schlüssel hast. Er wird aber den Bogen schon haben.

Morgen Abends bin ich in Ried fertig, ich muß aber auf den Wunsch des Statthalters auch noch nach Wildshut, was sehr weit von hier ist, gewiß 12 Wegestunden, ich komme am Mittwoch nach Mauerkirchen, und am Donnerstag Abends oder Freitags Morgens nach Wildshut. Bin ich dort am Freitag fertig, so fahre ich noch in der Nacht mit der Bahn nach Linz, sonst komme ich erst am Samstag. Ich habe einen langen Brief an Dich angefangen, an demselben schreibe ich heute Abends weiter, und in demselben werde ich Dir das Nähere melden. Vor Freitags Nachts komme ich auf keinen Fall. Das Wahrscheinlichste ist, daß ich am Freitage um 10 Uhr Abends im Linzer Bahnhofe bin. Das Nähere, wie gesagt, erfährst Du noch.

Tausend Dank, Du mein geliebtestes Herz, für den Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Man hat ihn mir von Scheerding, wo ich am 23ten Morgens wegfuhr, nach Ried nachgesendet, und ich habe ihn erst am 25ten Morgens bekommen. Ich habe keinen Brief von Dir erwartet, da Du

sagtest, ich solle Dich mit Schreiben nicht plagen, und Du mußt in meinen Briefen sehen, daß ich Dich nicht geplagt habe. Um so mehr hat mich Dein Brief erfreut, und ich habe ihn mit feuchten Augen an mein Herz gedrückt. Gott erhalte Dich mir. Du kannst nie so geliebt worden sein, als Dich jetzt Dein Gatte liebt. Das Abwesendsein von Dir ist unter meinen Amtspflichten die schwerste. Wenn das Tagewerk vorüber ist, ist es mir das Süßeste, nieder zu sitzen, und an Dich zu schreiben.

Lebe wohl, erhalte Dich gesund, und denke zuweilen an mich. Ich grüße und küsse Dich tausend Mal.

Kied am 26ten October 1863.

Adalbert Stifter.

Außen :

Kied.

J. Hochwohlgeboren
Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin

in

frei.

Linz.

III.

Theuerste Gattin!

Morgen geht Haslinger nach Linz. Wenn Du ihm etwas, das nicht zu groß ist, mitzugeben hast, so thue es. Eine Flasche Wein thäte sehr noth. Ich muß am Ende schon äußerst gesund sein; denn es wird mir hier schon nach und nach unseidlich. Ich sehne mich unbeschreiblich nach Dir und meinem Hause. Jetzt zähle ich die Äpfel täglich 10 Mal, es sind noch 17. Bald werde ich sie 20 Mal zählen. Aber ich harre aus, weil es einmal beschloßen ist. Gestern hatten wir gräulichen Schneesturm, und heute kann kein Wagen und kein Schlitten in die Glasan. Nur gehen kann man, indem in die Schneedächer, die über die Strasse hie und da liegen, Staffeln getreten sind. Heute Morgens war es schön, und Mittags waren 17° Wärme. Der Schnee rinnt von dannen. Bis 31ten wird doch der Weg offen sein.

Tausend u. Tausend u. Tausend Grüße u. Küsse auf Deinen lieben Mund. Ich pake schon fleißig ein. Der Knecht bringt bei der nächsten Fahrt schon etwas.

Grüße Alle — Ich muß enden, weil ich den Brief selbst zu Haslinger tragen muß, u. der Tag sich schon neigt.

„Witiko“ schreitet schon wieder lebhaft fort.

Schreibe mir doch auch bald wieder, Deine Briefe sind mein einziger Trost. Ich bleibe in Ewigkeit und Ewigkeit

Dein

treuester Gatte

Kirchschlag 13ten März 1866.

Abalbert Stifter.

Haft Du das Buch nach Karlsbad geschickt?

Außen: J. Hochwohlgeboren

Frau Amalia Stifter Hofrathsgattin

1313 an der Donau

in Linz.

IV.

Geliebteste theuerste Gattin!

Heute ist Donnerstag, und wenn auch die Bothin erst am Samstage zu Dir hinabgeht, so habe ich mir doch den Tag so eingerichtet, daß ich mit der Witikoaufgabe und allem Anderen fertig wurde, ehe die Dämmerung kam, und daß ich den Abend dann zu einem Schreiben an Dich verwenden könnte. Der Abend ist da, und ich sitze vor dem geliebten Papiere. Es war auch wie eine Vorahnung, welche mich den Tag so benützen ließ. Denn am Nachmittage erfuhr ich, daß die Bothin morgen für den Baron nach Linz geht. Du erhältst also diesen Brief schon morgen statt am Samstage, auch gebe ich der Bothin Wäsche, nehmlich 2 Nachtleibel 1 Hemd 1 Sacktuch und 1 Bauchflek mit nebst einer Schachtel, einem Topfe und mehreren Flaschen, ich glaube, es sind fünf kleine und zwei große. Alles ist schon in den Korb gepackt. Wenn Du der Bothin morgen etwas mit geben willst, falls sie es zu den Sachen des Barons hinzu nehmen kann, so thue es. Am Samstage schicke ich sie mit Wasser zu euch hinab, da hat sie ohnehin viel zu tragen. Oder besser ist es, Du besprichst Dich mit ihr, und theilt euch die Sache ein, wie es beiden bequem ist. Ich werde morgen unter Tags recht fleißig sein, damit ich Abends wieder einige Zeilen an Dich schreiben kann, und so erhältst Du am Freitage einen Brief und am Samstage wieder einen, und ich habe zwei Mal die Freude an Dich zu schreiben. Jetzt liegen acht Äpfel auf dem Fenster, wenn Du morgen diese Buchstaben liest, sind nur mehr sieben, und wenn Du den Samstagbrief liest, nur mehr sechs. Auch den

Zwieback habe ich mir auf die Tage eingetheilt u. in Papiere gewickelt, so daß ich am Charfsamstage zum Frühstück das letzte Papier öffne. Siehst Du, so spiele ich mich, um mein sehendes närrisches Herz zu beschäftigen, und es gleichsam auf einer Leiter der Hoffnung über die Tage hinüber zu leiten, die ihm sonst als zu viele vorkämen. Für den Kalbsbraten danke ich Dir herzlich, er schmeckt mir vortrefflich; aber die Sache kam etwas zu früh, da von dem großen Huhn noch Reste übrig waren. Jedoch ich komme schon zu Stande und erkenne, daß Du mich sehr gut fütterst. Auch noch ein weiteres Mittel habe ich, mich schon gleichsam bei Dir in Linz zu fühlen. Ich pake nehmlich alle Tage etwas ein, und da ist mirs, als wäre es schon im nächsten Augenblicke zum Fortgehen. Von Wein werde ich noch 2 Flaschen brauchen, an Weken habe ich genug; aber Strizel brauche ich noch. Lasse doch durch den Hausmeister wieder $\frac{1}{4}$ Eimer Bier bestellen, und ziehe es gleich in Flaschen ab, daß es bis zu den Feiertagen gut wird, und daß ich mich zum Ostersfeste daran ergözen kann. Ich komme heute aus den Schwären gar nicht hinaus. Wie viele Fläschchen Bier muß ich denn heroben haben, wenn Du das abrechnest, welches der Knecht zerbrochen hat. Schreibe es mir, es liegt mir daran, es zu wissen. Ich lebe nehmlich hier in einem Reiche des Wunderbaren, vielleicht ist da auch wieder ein Wunder geschehen.

Wie sehr ich mich darnach sehne, Dich an mein Herz zu drücken, davon kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Vergiß ja nicht, dem Joseph einzuschärfen, daß er am Charfreitage Abends hier ist, damit wir am Samstag zeitlich sortfahren können. Dürste ich doch nie nie nie mehr von Dir und meinem Hauswesen getrennt sein.

Tausend u. Millionen Grüße und Küsse.

Grüße Marie Kathi Judith und die Hausmeisterischen.

Ich bleibe bis in Ewigkeit

Dein

treuer Gatte

Adalbert Stifter.

Kirchschlag am 22ten März 1866.

N. S. Auch das länglichte Soßschüsselchen mit dem Defel habe ich eingepakt.

Außen: J. Hochwohlgeboren

Frau Amalia Stifter Hofrathsgattin

1313 an der Donau

in

Linz.

Die hier mitgetheilten, für mich überaus wertvollen Gedenkblätter von der Hand des verehrten Dichters verpflichteten mich der Witwe zu dauerndem Danke, und dies umsomehr, als die in stiller Zurückgezogenheit lebende Frau allgemein als wenig zugänglich bezeichnet wurde, wovon auch ich bei meinem ersten Besuche im Sommer des Jahres 1877 einen nicht mißzuverstehenden Beweis erhielt. Von dem Streben geleitet, der von mir in Angriff genommenen Biographie die möglichste Vollständigkeit zu sichern, erließ ich nicht nur einen Aufruf in einer größeren Anzahl von Zeitungen, sondern ich unternahm auch zu wiederholtenmalen Reisen in die Stifter-Gegenden des Böhmerwaldes, sowie nach Oberplan und nach Linz, um mit Zeitgenossen, mit Freunden und Familienmitgliedern des Dichters in persönlichen Verkehr zu treten. Überall fand ich liebenswürdige Aufnahme und freundliche Bereitwilligkeit. Der mit dem Dichter innig befreundete Maler J. M. Kaiser in Linz, der poesievolle Illustrator von mehreren Werken Stifters, welchem ich eine größere Anzahl von bezeichnenden Zügen aus dem Leben des von uns beiden hochverehrten Mannes verdanke, sagte mir auf meine Bitte um eine Empfehlungskarte, welche mir den Zutritt zur Hofrätin Stifter eröffnen sollte, daß ich nach seiner Meinung kaum hoffen dürfte, vorgelassen zu werden. Trotzdem machte ich mich, wenn auch etwas eingeschüchtert, auf den Weg. Die Witwe des Dichters wohnte damals auf der Linzer Donaulände im sogenannten Stögerhause, jetzt Elisabeth-Quai Nr. 16, wenige Schritte von dem Dampfschiffahrtsgebäude entfernt, in welchem Stifter seinen letzten Seufzer aushauchte.

Auf mein Pochen öffnete ein Dienstmädchen und fragte nach meinem Begehre; als ich ihr meinen Namen gesagt und in kurzen Worten den Grund meines Erscheinens angegeben hatte, erklärte sie unwirsch, ich möge vor der Wohnungsthüre, welche unmittelbar darauf vor meinen Augen wieder ins Schloß fiel, warten. Es dauerte ziemlich lange, bevor sie wieder erschien, um mich eingehender als vorher um meine Stellung, meinen Wohnort, und um genaue Angabe der Absicht meines Besuches zu befragen. Nach befriedigendem Ergebnis des Verhörs werde mich die Hofrätin vielleicht empfangen. Das war wohl lästig, ja beschämend, aber, wie es schien, der einzige Weg zum Ziele. Ich erteilte die beruhigendsten Versicherungen, welche das Mädchen augenscheinlich zur Färsprache bestimmten. Doch muß die Überredung nicht leicht gewesen sein, denn die Zeit des Harrens war jetzt noch reichlicher bemessen, als das erste Mal. Als sie endlich wieder zurückkam, wurde ich in ein großes, mit schönen altertümlichen Möbeln eingerichtetes Gemach geleitet, an dessen Wänden

zahlreiche Gemälde in altmodischen Goldrahmen glänzten. Zum Sizen eingeladen, konnte ich durch geraume Zeit das Bild der vornehm bürgerlichen Häuslichkeit auf mich wirken lassen, die mich aus zahllosen feinen Beziehungen mit dem Geiste des Dichters begrüßte. Ich sah sein naturgroßes Bildnis und das seiner Frau aus den Tagen der kraftvollen Lebensmitte, ich sah viele Malereien seiner Hand, ich sah die kunstreich gearbeiteten Schränke und Tische, die das Sammlerherz durch ihre edlen Formen täglich und stündlich erfreut hatten. Der wohlgepflegte Boden des Zimmers funkelte wie der eines Ballsaales, und das ganze Gemach erglänzte im Schimmer der sorgsamsten Reinlichkeit.

Endlich öffnete sich behutsam eine Türe, ich erhob mich und wurde im selben Augenblicke von drei überlaut kläffenden, kleinen, unförmlichen Hunden aufgefallen, die der ungewohnte Anblick eines in die Klosterstille eindringenden Fremdlings ebensowohl in Ärger als auch in Schrecken zu versetzen schien. Nachdem mich Frau Stifter einige Augenblicke lang forschend und fast ängstlich betrachtet hatte, rief sie die unausgefetzt leifenden Tiere aus der Nähe meiner bedrohten Beine ab, bedeutete mir, meinen Platz, vor dem ich regungslos stand, wieder einzunehmen und setzte sich mir gegenüber. Das ist also die Frau, so mußte ich unwillkürlich denken, welche dem Dichter Ersatz zu bieten hatte für das rasch entschwundene Liebesglück, das er vordem an der Seite des holden Friedberger Mädchens gefunden! Ich bemühte mich, in den Formen des Gesichtes die Züge des Angela-Ideals zu verlebendigen, aber es gelang mir nicht. Eher konnte noch in den Linien der Gestalt der königliche Wuchs jener „Zenobia“ nachempfunden werden, die schon durch den „Bau ihres Körpers“ uugewöhnliche Schönheit versprach. Aber auch da hatten die Jahre durch Überfülle die hohe Erscheinung vergrößert, und Kränklichkeit oder Zimperlichkeit den elastischen Schwung der Bewegungen gelähmt. Die versuchte Augenblicksarbeit der Vergöttlichung blieb mir unvollendet im Gehirne stecken. Ideal und Wirklichkeit wiesen einen zu großen Abstand auf.

Die alte Frau, welche mir gegenüber saß, hatte nichts Gewinnendes in ihrem Wesen. Der Blick des halberloschenen Auges, dessen dereinst leuchtender Glanz den Dichter zu überschwenglichen Hymnen begeistert hatte, irrte zaghaft umher und drückte Argwohn, Verschlossenheit und Angst um die sorglich umhegte Sicherheit der eigenen Person aus; die tief eingegrabenen Alterslinien des Gesichtes zeigten trotz der noch wohl erhaltenen Rundung des Kopfovals Spuren von Kummer und körperlichen Leiden, ohne zugleich den verklärenden Schimmer aufzuweisen, womit erhabene Resignation und demutvolles Gottvertrauen den Erdenjammer

verföhnend umgibt; die noch immer vollen Lippen umspielte kein sanfter Zug des Wohlwollens oder des Vertrauens, kein poetischer Abglanz genossener Lebensfreude war in den grämlich nach abwärts gezogenen Mundwinkeln zu entdecken, nur die schön und sorglich gescheitelten braunen Haare hatten noch einen Rest jugendlicher Frische bewahrt und erschienen völlig frei von den verräterischen Silbersäden des vorgerückten Alters.

Die Führung des Gesprächs blieb anfangs mir allein überlassen und es schien zunächst so, als dürste ich überhaupt keinerlei Entgegenkommen erwarten. Die spärlichen Antworten, welche ich erhielt, waren kurz und abweisend. Dabei klang die Stimme, mit der sie gegeben wurden, schrill zirpend, unsicher und seltsam weinerlich, mit jenem peinlich klagenden, singenden Tonsall jammernder Frauen, der sich dem Hörer auf die Nerven legt. Die karg bemessenen abgebrochenen Gegentreden verrieten durch ihre Knappheit fast überdeutlich den Wunsch, des ungebetenen Besuchers, über dessen redliche Absichten einer alleinstehenden alten Dame gegenüber keineswegs jedweder Zweifel geschwunden zu sein schien, je eher je lieber wieder los zu werden, ein Gefühl, das auch die noch immer leise knurrenden drei Köter offenbar lebhaft theilten. Trotzdem wurde das Gespräch von der Hofrätin in einem Tone geführt, der, wenn er auch keine bedeutende Intelligenz verricht, doch die leise und behutsame Art der höheren Stände zeigte, wie dies nach dem vieljährigen Zusammenleben mit einem hochstehenden Manne und nach der gesellschaftlichen Stellung, dereu diese Frau so lange theilhaftig war, gar nicht anders vorausgesetzt werden konnte.

Meinen bewundernden Aussprüchen über das große, segensreiche Wirken ihres verstorbenen Gatten schien die Dame anfänglich nur wenig Beachtung zu schenken; sie brachte nicht den geringsten Laut der Zustimmung hervor und es war schwer zu entscheiden, ob sie meine Ansichten entweder gar nicht theile, oder dieselben doch mindestens für sehr übertrieben halte. Immerhin ließ sie sich allmählich dazu herbei, allerdings ohne der dichterischen Arbeiten ihres Gatten mit einem Worte zu gedenken, von seinen Liebhabereien zu reden, die sie, wie man weiß, nicht ohne Wohlwollen geduldet, deren manche sie sogar mit ihm geteilt hatte; sie zeigte mir einzelne der altertümlichen Geräte, die sämtlich die Sorgfalt der pflegenden Hände dieser Frau mit fröhlichem Gesunkel vergalten, sie zeigte mir Ableger von den Katteen, die der Dichter selbst noch gezogen hatte, sie zeigte mir auch seine Handschriften und seine Bilder. Und da sie endlich dazu gelangt war, meine Begeisterung für echt und meine Absichten für unbedenklich zu halten, wurde sie nach und nach freundlicher und zuletzt fast vertrauensvoll. Obwohl sie es beharrlich ablehnte, Mitteilungen über

die Lebensgeschichte des Dichters zu machen, indem sie stets hervorhob, alles wichtige sei ohnedies bekannt, und mehr, als die Öffentlichkeit über das Wirken und die Wesenheit ihres Gatten wisse, könne sie auch nicht sagen, gab sie mir doch späterhin die voranstehend abgedruckten Briefe ihres Gatten und zwei landschaftliche Studien von seiner Hand.

Die überwiegend abfällige Charakterisierung, welche Stisters Frau gefunden hat, und der Umstand, daß gewiß manches böse Wort bis zu ihr gedrungen ist, hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, sie unzugänglich und mißtrauisch gegen fremde Besuche zu machen. Nach ihrem Tode traten die härtesten Urtheile ungescheut hervor. Wie uns mitgeteilt wird, hätte sie in ihrer Jugend als sozusagen alleinstehendes Mädchen alles daran gesetzt, sich der Neigung des Dichters zu versichern und diesen zu einer dauernden Verbindung willig zu machen. Dabei sei sie zwar reich an körperlichen Reizen, aber gänzlich ohne höhere Geistesbildung gewesen. Ein von Neumann zur Veröffentlichung gebrachter Brief von ihrer Hand verrät, abgesehen von einer Unzahl orthographischer Fehler, durch die klägliche Unsicherheit im sprachlichen Ausdrucke und den banalen Inhalt, daß die Schreiberin nach ihrer ganzen Lebensanschauung nur zu leicht geneigt sein konnte, des Dichters schwärmerische Begeisterung als „lächerliche Phantasterei“ zu bezeichnen. Schrieb sie ihm doch wenige Jahre nach ihrer Verehelichung aus Peterwardein: „Deine beiden Briefe haben mich erfreuet aber auch Betribt, nach dem Du so ein Confusches zeig durcheinander schreibst daß man nicht weiß was man aus allem dem machen soll, nicht nur ich allein, sonder wir alle wissen nicht was Du forhast . . .“ Zu diesen Zeilen stimmt, was mir eine intime Freundin des Stisterschen Hauses einmal sagte: „Die gute Amalie war immer ein Bild ohne Gnade“, und was Amman seinem Berichte über Stisters Liebesleben anfügt: „Stifter hatte richtig vorausgesehen, daß sie nicht recht für einander geschaffen seien, und in der That war Amalie ein poesieloses, nüchternes Geschöpf, das ihren Gatten wohl mit leiblicher, aber durchaus nicht mit geistiger Nahrung zu versorgen verstand. Stifter ertrug sein Los mit männlicher Gelassenheit und wußte den unabänderlichen Verhältnissen stets die besten Seiten abzugewinnen. Seine offene, wahre, edle und echt menschenfreundliche Natur hat er in Leben und Kunst dann bis zu seinem Tode betätigt. Was er im letzten Briefe der Fanny versprochen: „nie soll ein unsanftes Wort Dein Herz betriiben oder eine Handlung Dein Gemilt verlezzen“, er war ganz der Mann dazu, dies Wort getreulich einzulösen.“ — Und er hat es, nach allen Zeugnissen, die wir besitzen, seiner Gattin gegenüber getreulich eingelöst.

Das ehemalige Dienstmädchen im Stifterhause (jetzt Frau Marie Langfellner, Wirtin am Maierhoferberg bei Eferding in Oberösterreich), von dem Landtagsabgeordneten Karl Schachinger im Interesse meiner Arbeit um verschiedene Einzelheiten befragt, gab an, daß der Dichter seine Frau stets hoch verehrte und sie sogar in Gegenwart der Dienstmädchen häufig liebte; oft sagte er auch zärtliche Schmeichelworte zu ihr und rief sie mit Rosenamen an seine Seite. Er war eben, wie Frau Langfellner sich ausdrückte, ein herzenguter und durchaus edelmütiger Mann, seiner Frau gegenüber freilich oft von zu großer Sanftheit; zumeist heiter und stets auf die Erhaltung des häuslichen Friedens bedacht, habe er an manchen Tagen freilich auch recht schwermütig und traurig vor sich hingeblickt. Die Frau, von strengen sittlichen Grundsätzen, gewissenhaft in der Beforgung ihres Hauswesens und auf das sorglichste für Reinlichkeit und Ordnung bedacht, sei stets mißmutig und übellaunig gewesen. Als ein deutlicher Beweis des unverträglichen Temperamentes der Frau könne der Umstand angesehen werden, daß vor Marie Langfellner in kurzer Zeit elf Dienstmädchen nach einander (im Hause Stifter beschäftigt waren, und auch nachher wieder vierzehn Mägde den wenig begehrten Posten inne hatten, ohne es dort auf die Dauer aushalten zu können. Frau Langfellner selbst sei zwar drei Jahre lang im Hause gewesen, aber auch sie habe nur dem gutmütigen Herrn zuliebe ausgeharrt, und diese Ausdauer sei ihr bei dem Unmut, dem Argwohn und dem unwirschen Wesen der Hausfrau manchmal sauer genug geworden. Auch die Ziehtochter Juliane habe die Frau wenig liebevoll behandelt, wie denn überhaupt Freundlichkeit, Güte oder gar Herzlichkeit kaum jemals bei ihr wahrzunehmen gewesen wären. Dreimal sei das arme Kind im Laufe der Jahre entwichen, aber immer wieder zurückgebracht worden. Einmal sei dem Dichter über die schroffe Behandlung des Mädchens berichtet worden, und er habe sich daraufhin bei der Langfellner erkundigt, ob es denn wahr sei, daß seine Frau in seiner Abwesenheit das Kind oftmals übermäßig hart anfasse. Marie, auf ihr Gewissen befragt, mußte die Wahrheit gestehen. Über diese Mitteilung sei der Dichter so aufgeregt gewesen, wie ihn das Dienstmädchen niemals gesehen hatte; auch habe er seine Frau in so scharfen und entschiedenen Worten zur Rede gestellt, wie dies sonst nicht seine Art war. Zur Zeit von Julianens Selbstmord war Marie Langfellner nicht mehr im Dienst der Stifter'schen Eheleute. Als sie später einmal auf der Straße mit dem Dichter zusammentraf, sagte dieser zu ihr: „Ja, sehen Sie, Marie, da beging nun das arme Mädchen das Schrecklichste, was es tun konnte; hätte es sich mir anvertraut, der ich

es so liebte, ich wäre dem lieben Kinde schon behilflich gewesen, daß alles recht geworden wäre!" Der gute Herr habe bei diesen Worten so betrübt ausgesehen, daß die Langkellner es nicht wagte, über diesen Gegenstand eine Frage zu tun. Daß aber der schreckliche Vorfall in seinem Hause ihn auf das tiefste erschüttern mußte, war ihr schon aus dem Grunde begreiflich, weil sie vorher so oft gehört hatte, wie Stifter in Gesprächen den Selbstmord als etwas Schauerliches, Unsittliches und als eine unverzeihliche Feigheit und Erbärmlichkeit darstellte. Auch gipfelten die väterlichen Lehren, die er Julianen gab, stets in dem Schlusse, man müsse den lieben Gott durch einen guten Lebenswandel ehren, und alle Prüfungen, die er über uns verhänge, in Geduld und in Demut ertragen.

Die Urteile über Stifters Gattin lauten in der Hauptsache übereinstimmend; sie wird von allen Seiten als eine kalte, zurückhaltende, unfreundliche, wenig anregende Frau geschildert. Der Legationsrat Weiß von Starkensels soll einmal die nicht sehr rücksichtsvolle Frage an Stifter gerichtet haben, was denn an Amalien so bezaubernd gewirkt habe, worauf dieser zur Antwort gab, man brauche die Lösung bloß in den wundervollen Augen dieser Frau zu suchen, die ihn mit ihrem dunklen Glanze immer an den schwarzen, einsamen Hochsee seiner Heimatberge gemahnten: „Mir wurde ganz heiß, als ich sie zum ersten Male erblickte.“

Des Dichters Bruder, der Schmiedmeister Martin Stifter, gab an, daß er einmal in Linz einen Besuch im Hause Adalberts machte, und daß sich bei dieser Gelegenheit die stolze Schulrätin weigerte, den einfachen Handwerksmann zu beherbergen. Auch damals soll es wie früher wegen der Behandlung Juliauens zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten gekommen sein.

Stifters Jugendfreund Franz Mugerauer schilderte mir die Hofrätin als eine „langweilige Person“, der Maler Blumauer beklagte sich über ihr unliebenswürdiges Benehmen; J. M. Kaiser sagte mir, sie habe mehr Interesse für den Ertrag als für den Gehalt der Werke ihres Mannes gehabt und die meisten derselben gar nicht gelesen; sehr geistvoll äußert sich Baronin Amélie von Handel über Stifters häusliche Verhältnisse in einem an mich gerichteten Briefe: „Stifter war meiner Ansicht nach ein Genie, das äußere Umstände in den Grenzen eines Talentes fest hielt. Zu diesen äußeren Umständen gehört mir sein Aufenthalt in Linz und seine Ehe. Es ist Keinem gut, in einer kleinen Stadt der Einzige seiner Gattung zu sein, wie Stifter es als Dichter in Linz war. Er verlernte das Discutieren und verlor sich ins Docieren, weil er

keinem Widerspruche begegnete, der ihm die Spitze bieten konnte. Aparent hätte es, dem Wissen und Können nach, vermocht, aber Aparent war weder Kritiker noch Polemiker. Er idealisierte sich Stifter, um ihn besser zu genießen. — Stifiers Frau war sehr brav, auch durchaus nicht dumm, aber sie stand an Bildung tief unter ihm. Das erschwerte, z. B. uns, den Verkehr mit ihm, und sie, dies fühlend, war gereizt gegen die „höheren Stände“. Ihrem Manne brachte sie mit großer Hingebung entgegen, was sie am besten zu geben vermochte: materielle Behaglichkeit. Damit förderte sie einen Zug der Weichlichkeit, der in Stifiers Natur lag. In dem sie Willenskraft und Energie in Bequemlichkeit löste, lähmte sie dem Genius die Flügel.“

Ein sehr entsprechendes Bild der noch jugendlichen Amalie hat uns Emerich Ranzone hinterlassen, welcher die Gattin des Dichters bald nach der Vermählung kennen lernte. Nach seiner Versicherung ist sie von ganz ungewöhnlicher Schönheit gewesen: „Ein wundervolles, lichtbraunes Haar umrahmte das ebenmäßig geformte Gesicht, die Stirne war glatt und rein, die Nase edel, die Wangen voll und von blühender Farbe; der Mund klein und frischrot, das Kinn fein und zierlich, dieses Ganze belebt von einem gutmütig leuchtenden, großen, hellbraunen Auge; der Kopf saß auf einer vollen Büste, die Gestalt war mittelgroß und von jener angenehmen Fülle, welche, gleich entfernt von Mangel und Überfluß, den wohlthuenden Eindruck vornehmer Ausgeglichenheit macht; ihre Erscheinung hatte etwas wundersam Ruhiges, Anspruchsloses und doch wieder Würdevolles; sie war das verkörperte Bild der züchtig waltenden Hausfrau; freilich verlor das Bild von seinem ursprünglichen Reize, wenn man Gelegenheit hatte, es wiederholt und länger auf sich wirken zu lassen; da bekam es einen Hauch von Unbeweglichkeit, Sathheit und einer gegen Menschen und Dinge ablehnenden Verschlossenheit! So wie die Frau stets und immer an sich selber sauber war, so hielt sie (die sich zu jener Zeit die Beihülfe einer Magd noch nicht gönnen durfte) auch die kleine Wohnung; da war alles spiegelblank, von einer fast an Nüchternheit streifenden Nettigkeit, alles hatte seinen Platz und seine Ordnung, und es war dies so, man mochte kommen, wann immer; keiner der besten Freunde Stifiers kann sagen, er habe sein Hauswesen anders gesehen, als im Sonntagskleide. Die Frau hielt darauf, Alles so schön zu haben und der Welt zu zeigen, wie dies eben unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Da, wo sie herrschte, niemals eine Unordnung oder ein Fleck zu sehen war, so ist selbstverständlich, daß sie durch Alles, was diesem Sinne für Reinlichkeit und äußere Gesallbarkeit widersprach, peinlich berührt

wurde, und daß es ihr, die eine durchweg gerade und ehrliche Natur war, nicht gelang, bei vorkommenden Fällen ihre Empfindungen zu verhehlen.

Solche Anlässe aber trafen sich mitunter. Stifter, der auf Außerlichkeiten zu jener Zeit nahezu gar kein Gewicht legte und der auch seinen Umgang einrichtete nach dem, was der Mensch war und nicht, was er schien oder galt, hatte einige Freunde, welche der armen Frau ohne Zweifel durch die Art, wie sie gekleidet waren und wie sie sich gaben, unangenehme Nervenaufreregungen verursachten. — Stisters Frau, die in vielen Zügen recht lebhaft an Siebenkäs' Lenette mahnte, hatte mehr als einen Leibgeber, sie hatte ein ganzes Viertelbuzend von wilden Genies zu ertragen, und darunter ein Paar, für deren Begabung ihr Mann eine solche Wertschätzung hatte, daß sie gar nicht wagte, dies und jenes, was ihr wie Jedermann an den Herren mißfiel, zu rügen. — Frau Stifter fand, daß solche Gesellschaft für ihren Mann, den sie über Alles liebte, nicht ersprießlich sei, und sie meinte auch, daß es nicht genüge, etwas zu sein, man müsse auch etwas gelten; und wie sie auf die Gefallsamkeit ihrer Erscheinung und ihrer Wohnung hielt, so war auch ihr Wunsch, daß ihr Mann einen Titel, eine feste Stellung, Ansehen und Ehren erlange. Dem Manne war es nur darum zu tun, treffliches zu leisten, der Frau, daß die Welt es erkenne, schätze und ihn dafür achte und erhebe; daher war sie jedesmal so erfreut, wenn er in das Haus angesehener und wohlhabender Leute eingeführt wurde und hielt darauf, daß er dort heimisch wurde."

Es ist mehrmals versucht worden, Stisters Ehe als eine nicht sehr glückliche darzustellen. Neumann sagt, die Sorge um das tägliche Brot habe den Dichter bald herabgestimmt; er mußte seine Freunde nach der Vermählung oft um Unterstützung bitten und häufig sein Quartier verändern, so daß er sich selbst bei einem solchen Anlasse miserrimus nomadus nennt; dabei habe er in seiner Gattin nicht jene Tiefe des Herzens und jene Empfindung für das Hohe, Erhabene, Unermeßliche gefunden, die er einst ersuchte; Holzer räumt in seiner Abhandlung „Adalbert Stifter als Mensch“ zwar ein, daß der Dichter keine bessere Hausfrau und später keine sorgfältigere Krankenpflegerin hätte bekommen können, aber für seinen Geist, für sein Herz habe sie ihm nichts geboten. „Die äußeren Formen des geselligen Verkehrs wahrte und verlangte sie um so peinlicher, je älter sie wurde und je mehr sie in der Provinz erstarrte. Und als sie „Frau Hofrätin“ geworden war, galt sie als keine Dame von großer Frostigkeit und unnahbarer Würde. Es mangelte ihr nicht an

Verstand und Erziehung, wohl aber an Regsamkeit, an dem Bedürfnis, ein geistiges Leben mitzuleben; später, da ihre Neigung der Gewohnheit weicht, nimmt sogar ihre Güte und Hingebung für den Dichter ab, sie erfüllt ihre Pflicht ohne innere Nötigung, ohne Wärme."

Gewiß wird die kinderlose Ehe für den Dichter nicht voll befriedigend gewesen sein, und sein häusliches Glück mochte für sein warmes, schwärmerisches Empfinden manche Lücke aufweisen. Aber in dem Bewußtsein, daß Duldung, Anpassung und Schonung in der Ehe zu den unerläßlichsten Tugenden gehören, fand er für seine Frau stets nur Worte des Lobes und der Bewunderung. Als die ihm sehr befreundete Baronin Binzer einmal die Frage stellte, warum er in seinen Werken lieber bescheidene und einfache, als geistreiche und glänzende Frauen dargestellt habe, erwiderte er: „Ich weiß wohl, daß das Höchste, was der Dichter schildern kann, eine Frau ist, bei der sich Geist mit Herz und Charakter verbindet; aber ich bin mit einer, der nur die beiden letzten verliehen waren, so unaussprechlich glücklich gewesen, daß ich immer nur sie darzustellen vermag."

Der Schulleiter Binzenz Simmel in Schlägl versichert, daß er als Student in dem Hause seiner Eltern oft hörte, wie Stifter, der daselbst freundschaftlich verkehrte, freudig ausrief: „Meine Frau ist eine Perle,“ und auch die jetzt noch in Oberplan lebende Schwägerin des Dichters äußerte sich wiederholt mir gegenüber, daß sie bei den gelegentlichen Besuchen nie einen Mißton in dem Zusammenleben des Paares wahrnahm, und daß Stifter stets voll des Lobes über seine „liebe Frau“ gewesen sei. Seltsam bleibt allerdings das Geständnis des greisen Poeten, welches derselbe zwei Jahre vor seinem Tode in dem Schreiben an Heckenast vom 22. Jänner 1866 ablegte, daß ihm erst jetzt das volle Glück der ehelichen Liebe deutlich geworden sei; er erzählt in diesem Briefe, er habe es aus Rücksicht für seine Gattin nicht zugelassen, daß sie seine Winter-einsamkeit in Kirchschlag mit ihm teile, und fährt sodann fort: „Wir schreiben uns sehr fleißig. Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der stillen und schweigsamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie sehr sie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und sie erfuhr es selber erst. Bei mir war es auch so. Wir hängen mit einer Innigkeit an einander, die nie, seit wir uns kennen, so groß war. Acht und zwanzig Jahre mußten vergehen, bis wir dies erfuhren.“ — Aber auch dieses eigentümliche Bekenntnis legte der Dichter sicherlich nur in der Absicht ab, um damit seine Frau zu verherrlichen, und ja keinen Zweifel an ihr aufkommen zu lassen; denn er beschließt es mit den Worten:

„Teurer Freund! Mein häusliches Glück ist das größte Gut für mich auf Erden.“

Wie wenig ansprechend auch das Wesen von Stifiers Gattin für manche Menschen ihrer Umgebung gewesen sein mag, so ist doch sicher, daß der Dichter selbst, vielleicht gerade aus dem Grunde, um schiefen Urteilen entgegenzuwirken, nichts unversucht gelassen hat, um ihr ein schönes Andenken zu sichern. Fast gewinnt es den Anschein, als habe er die bezauberndsten Tugenden der Weiblichkeit, die sein schwärmerisches Herz ersinnen konnte, der ihm fest verbundenen Lebensgefährtin unaufhörlich angedichtet, und sie dadurch, seine Gefühle stets neu entflammend, im Geiste zu einer hehren Idealgestalt umgeschaffen, deren Glanz ihm die Wirklichkeit mit einem unvergänglichen Schimmer verklärte, so wie er bei seiner hohen Auffassung von der Ehe für seinen Teil sicher redlich dazu beitrug, den behaglichen Frieden des Familienlebens vor jeder Störung zu bewahren.

Wenn er zehn Jahre nach der Hochzeit mit Amalie, die Bemerkung einfluchtend, er rate allen Leuten zu heiraten, seinem Freunde empfiehlt, „die Gattin gut zu behandeln“ und mit „freundlicher Nachsicht“ ihren Schwächen zu begegnen, da es nur vom Manne abhängt, „sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen“; wenn er seinem Bruder ans Herz legt, die Fehler des Weibes zu schonen, „denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aussehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter“; wenn er von seiner Frau sagt, sie sei „doch der einzigste und unverfälschteste Freund, der es vom Urgrunde des Herzens gut meint“, und zugleich versichert, daß es ihm „eher Trauer als Freude erregen würde, irgend ein Schönes oder Gutes ohne seine geliebte Gattin genießen zu sollen“: so erblicken wir darin nicht nur einen Beweis für die Treue seines Herzens, sondern auch eine Anerkennung der voll empfundenen Vorzüge seiner Lebensgefährtin.

Statt mit den Jahren abzunehmen, steigern sich diese Gefühle. Er möchte, wenn nicht die Reisekosten wären, am Tage der Silberhochzeit in der Kirche in Wien, wo einst die Trauung stattfand, Gott im Gebete danken, daß er das glückliche Paar „so lange zusammen erhalten hat“; als er später von Krankheit befallen wird, ist ihm „die beste Arznei“ die „tieffte Liebe“ seiner Gattin; sie ist seiner Krankheit „Sonnenschein“ und „Engel“, und ihre aufopfernde Pflege rührt ihn so, daß er darüber „eine Seligkeit empfand“, die er „bisher nicht kannte“; „sie saß unverdroffen“, so berichtet er an Heckenast, „wenn ich mich auch nicht regte, stundenlang

bei dem Bette, und wenn ich die Augen öffnete, begegnete ich ihrem liebevollen Blicke, der mir unfäglich wohl tat". Als aber später seine Frau selbst erkrankt, gerät er in schwere Sorge und beteuert, es wäre für ihn „der entsetzlichste Schlag“, wenn er „diese gute, treue Lebensgefährtin verlieren sollte“; nach dem Tode dieses „rechtschaffenen, treu gesinnten Weibes“ bliebe ihm keine Freude mehr, „als die Hoffnung der Wiedervereinigung“. Allein in den Lakerhäusern weilend, hängt er ihr Bild an die Wand, und freut sich, daß „die teuren Züge“ ihn freundlich anblicken. „Meine Gattin,“ so ruft er aus, „die weit entfernt ist, eine glänzende Weltfrau zu sein, ist eben so weit über den glänzenden Weltfrauen an Treue und Innigkeit des Gemüthes. Auf Schmuck hat sie nie viel Wert gelegt. Jetzt ist sie mit mir eine Freundin von Bildern und alten Geräthen.“ Seine Briefe an die Gattin sind, wie die oben mitgetheilten Beispiele beweisen — er zählt ungeduldig an den Äpfeln die Tage des Fernseins — überströmend von Liebe und Hingebung, und sie werden mit den Jahren immer inniger. „Mein Gefühl hat sich sehr geändert,“ so schreibt er an die geliebte Frau, „es ist um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöschlicher geworden; mit jedem Tage, seitdem wir verbunden sind, ist meine Liebe zu Dir gewachsen. — Du sagst immer, Du könntest nicht schreiben, und schreibst mir einen Brief, den der erste Dichter unseres Volkes nicht schöner zu schreiben im Stande wäre. Gezierter und geschraubter könnte er schreiben, wahrer und heiliger nicht. Du kennst überhaupt Deinen Wert nicht, wie ich Dir oft sagte; ich aber kenne und ehre ihn. — Wenn ich andere Frauen betrachte, selbst die besten, wie weit stehst Du über ihnen! — Du hast mir alles Liebe in größerem Maße zu Theil werden lassen, als ich es verdiente; ich werde Dich ehren und lieben, so lange ich lebe und Gott bitten, daß er uns noch eine Zeit zusammen gönne und keines zu lange einsam auf dieser Welt lasse. Die Verbindung mit Dir ist das Glück meines Lebens geworden. — Mein ganzes Herz, mein ganzes Wesen sende ich Dir zum Gruß, Du bist ja mein teuerstes, Du bist ja mein einziges Gut auf dieser Welt!“

Ähnliche Liebesbeteuerungen finden sich in jedem Briefe. Am Hochzeitstage nach neunundzwanzigjähriger Ehe richtet der Dichter aus der Einsamkeit der Lakerhäuser an seine Gattin folgende innige Worte: „Heute, an unserem geliebtesten Festtage, sage ich Dir im Geiste einen herzlichen innigen guten Morgen, im Geiste küsse ich Dich auf Deine sanften Lippen, und im Geiste danke ich Dir noch einmal für all' das Gute, das mir in diesen vielen Jahren so reichlich von Dir zugekommen ist, und im Geiste bitte ich Dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich Dir zu-

gefügt habe. Mit Deinem Bilde im Herzen ging ich gestern zu meiner Schlummerstätte, mit Deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und that ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unser Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieses Band eine Zeit erhalten möge. Ich betete für Dich, daß er Dich bewahre, schütze, segne und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, Dir Alles zu sein, was meine Pflicht ist . . . Wie wird es wohl sein, wenn uns der liebe Gott noch 21 Jahre schenkt, und wir die goldene Hochzeit feiern? Ist es dann draußen wie immer, in unseren zwei uralten Herzen würde doch der freundlichste Sonnenschein sein. Der Gedanke, das zu erleben, ist so schön, daß ich mir ihn zu denken fast gar nicht getraue . . .“

So schreibt kein Maun an eine Frau, die er nicht liebt, und jede ungeliebte Frau müßte, den inneren Widerspruch merkend, solche Zeilen als kränkenden Spott auffassen. War aber Frau Stifter einer so grenzenlosen Verehrung wirklich nicht ganz würdig, so ist das tiefe, heilige Gefühl des Dichters nur noch bewunderungswürdiger und ein neuer Beweis für die unermessliche Güte seines Herzens. Nach einer Briefstelle Reizenbeks war Stifter einer der zärtlichsten Ehemänner und unablässig bemüht, seiner Gattin das Schönste und Liebste des irdischen Lebens darzubringen; — einer der „wenigen, die ihre Frauen als ihre Hausgötter lieben und verehren“. Er besaß aber auch, so heißt es in jenem Schreiben weiter, „ein Wesen zur Gefährtin, voll Demut, Bescheidenheit, Anmut und Schönheit, mit dem wärmsten Herzen und dem lautersten Verstande“.

In der Erzählung „Aus dem bayrischen Walde“ hat der Dichter seiner Gattin ein dauerndes Denkmal gesetzt, indem er voll dankbar freudiger Empfindung der Liebe gedenkt, mit welcher sie ihn in seinem Leiden pflegte: „Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt und in weicher Stille um mich ausgebreitet. Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meines Lebens zählen.“

Schon der Umstand, daß es dem Dichter gelang, die geliebte Frau zur verständnisvollen Teilnahme an seinen Liebhabereien zu erziehen, läßt auf ein trautes Verhältnis schließen, wie denn sicher sein Behagen an der Häuslichkeit dadurch auch in hohem Grade gesteigert werden mußte.

So wie Stifter schon von früher Jugend auf ein eifriger Sammler war, und namentlich die bunte Schönheit der Blumen, die strahlende Herrlichkeit der flatternden Falter und die geheimnisvoll schillernde Farbenpracht der Gesteine als so heftigen, zwingenden Anreiz empfand, daß er von den Entdeckungsreisen in die Naturumgebung seines Heimatsortes nie zurückkehrte, ohne etwelche Prachtexemplare großblumiger, stachelbewehrter Gewächse, seltener Buntmäntel der Küste, oder feurig blinkender Marmor- und Glimmertäfelchen mitzubringen, blieb ihm auch das Zusammentragen von Karitäten bis ins späte Alter der höchste Lebensgenuß. Und wie er in den Universitätsjahren seine kleinen Mittel dazu aufwendete, am „Tandelmarke“ vergilbte Folianten und alte, modrige Scharteken anzukaufen, um sie in dem vielgestaltigen, chaotischen Gerümpel seines Studierzimmers aufzuspeichern, so verwendete er einen guten Teil der höheren Einkünfte, die ihm in den Mannesjahren zur Verfügung standen, zur Erwerbung kunstvoll ausgeführter Geräte, schöner Marmorarbeiten, kostbarer Leinengewebe, merkwürdig geformter und verzierter Gläser, Kannen, Tonkrüge und Porzellanschalen, altertümlicher Holzschneidereien, sorgfältig ausgeführter Metallarbeiten, anziehender Gemälde und seltener Pflanzen. Zu seinen Liebhabereien muß überdies die Vorliebe für Hunde mittelgroßer Rasse und sein vornehmlichster Sport, die Züchtung der verschiedenartigsten Rassen gerechnet werden. Er war in diesen Dingen, wie das bei eifrigen Sammlern so häufig vorkommt, sehr eigensinnig. Unter den Geräten liebte er die aus einer gewissen Zeit, mit bestimmt ausgeführten Beschlügen und aus einem besonders gefladerten Holze; bei der Auswahl von Gemälden zog er Landschaftsmalereien allen anderen vor und entschied sich unter diesen wieder für duftige, verschwommene Stimmungsbilder; von Hunden hatte sich eine eigentümliche Spielart leidiger Kläffer bei ihm eingenistet, und wurde der Abgang immer wieder durch vorlaute Exemplare derselben Gattung ersetzt; auch die Rassen schied er und schätzte manche Abarten derselben höher, als andere. Seine Ausschließlichkeit erstreckte sich in gleichem Maße über den Bedarf seines Tisches, auf dem eine Anzahl von Lieblingsgerichten eine dauernde Vorherrschaft behauptete, über die Mischung des in bestimmten Verhältnissen zusammengesetzten Inhaltes seiner Tabaksdose, selbst über seine Kleidung. Den Freuden der Tafel so wenig abhold, daß vielleicht nicht ganz ohne Grund behauptet werden konnte, er habe sich durch allzu üppige Mahlzeiten jene unheilbare Erkrankung der Leber zugezogen, an welcher er in seinen letzten Lebensjahren so sehr litt, liebte er besonders Forellen, von denen er selten weniger als ein halbes Duzend als Vor-

Speise zu sich nahm und Krammetsvögel, die ihm seine Frau, da er in Kirchschlag wohnte, häufig nachsenden mußte. Wenn er bei Appetit und bei guter Laune war, so konnte es ihm bei Tische nicht leicht jemand zuvorkommen; der Maler Blumauer erzählte mir, Stifter habe in Gemeinschaft mit seiner Frau, und das nicht etwa auf Grund einer abgeschlossenen Wette, eine stattliche Gans und einen mächtigen Schinken an einem einzigen Tage aufgeessen. Wenn es Krebse gab, welche der Dichter als eine feine Delikatesse hochschätzte, dann blieb er beim ersten Duzend niemals stehen. In Linz fand sich oft Gelegenheit, allerlei Leckerbissen recht wohlfeil zu erwerben; Stifter kannte alle Bezugsquellen und benützte häufig einen sich anbietenden günstigen Augenblick, um in eigener Person einen vorteilhaften Handel zum Wohl der häuslichen Küche abzuschließen. Einmal ging er, wie mir Blumauer mittheilte, zwischen Linz und Bucheuan spazieren, als ein kleiner, etwa sechsjähriger Knabe mit einem Korbe des Weges kam. „Was trägst du denn da?“ fragte Stifter den Kleinen. „In dem Korb sind Krebse,“ sagte das Kind, „ich gehe nach Linz, um sie dort zu verkaufen.“ Als der Dichter der herrlichen Solokrebse ansichtig wurde, welche lustig zwischen grünen Blättern krabbelten, ward der Appetit in ihm rege, und er fragte weiter: „Was kosten diese Krebse?“ — „Es sind siebzig Stück, und ich muß für jedes Stück acht Kreuzer nach Hause bringen.“ „Ich habe aber nicht so viele Kreuzer,“ erwiderte Stifter, „du mußt ausrechnen, wie viele Gulden und Kreuzer das zusammen macht.“ „Ja, aber ich kann nicht rechnen,“ sagte das Kind, „ich muß halt für jedes Stück acht Kreuzer heimbringen; wenn ich das nicht bekomme, darf ich die Krebse nicht hergeben.“ Mit diesen Worten klappte der Kleine den Korb zu, und wandte sich zum Gehen. Nun eilte der Dichter dem Kinde nach, und nahm es mit sich in seine Wohnung, wo der Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen wurde. —

Die Beschaffung so erlesener Leckerbissen war dem Dichter trotz der verhältnismäßigen Billigkeit derselben nur möglich, wenn von Heckenast unerwartet hohe Zuschüsse einliefen oder wenn ein nebstbei verfaßter Zeitschriftartikel ein besonders reiches Erträgnis abwarf. In solchen Fällen verstattete sich der Dichter gerne einen recht gut besetzten Abendtisch, an welchem er sich mit seiner Frau nach dem Theater noch eine Stunde vergnügte. Nach der Heimkunft mußte auf der schön gedeckten Tafel ein goldbraun gebratener steirischer Hahn bereit sein, und dazu nebst einer Flasche starken Weines ein reiches, gutes Dessert mit Königsdatteln von der besten Sorte. Wenn jemand, was hie und da geschah, über das opulente, späte Nachtmahl in Erstaunen geriet und eine warnende Bemerkung aussprach,

entgegnete der Dichter lachend. „Mir macht das nichts; ich kann Schuhnägeln verzehren, und sie werden mir nicht schaden.“ In freudiger Stimmung setzte er sich dann, indes seine Gattin ihr Lager aufsuchte, an den Schreibtisch und arbeitete bis zum Morgengrauen.

Das war nun allerdings nicht die Regel. Gewöhnlich stand er Tag für Tag um 6 Uhr Früh auf, und frühstückte eine halbe Stunde nach dem Ankleiden. Mittags wurde zur Mahlzeit, die stets eine gute, kräftige Hausmannskost war, Wasser getrunken; zum Abendtische ließ er sich im Brauhause einen Bierkrug füllen. Gasthäuser besuchte er fast niemals. An Sonntagen ging er mit seiner Frau spazieren, oder er lud seinen Bruder Anton, der beim Lederermeister Raindl in Linz Werkführer war, zu Tische.

Stifters Lieblingszigarren waren nebst den einheimischen Cabanos vor Allem Vevey d'Ormonds, die er, wenn er im bairischen Walde wohnte, über Regensburg dahin verschrieb; er rauchte sie den ganzen Tag, und zündete immer, wenn eine zu Ende ging, die nächste an dem Feuer der Abgebrannten an. Seine Kleidung hatte einen behäbigen Zuschnitt, sowie des Dichters ganze Persönlichkeit, denn er war klein und von untergesetzter Gestalt. Scherzweise nannte er sich selbst einen wandelnden Wollfack. Gewöhnlich trug er einen langen schwarzen Goetheroock, eine lose geknüpfte Halsbinde, zuweilen einen breitkrämpigen Hut und besonders gerne Schuhe mit zolldicken Sohlen. Besteres hing damit zusammen, daß er, wo irgend möglich, am Erprobten und Althergebrachten festhielt. Er war von Kindesbeinen auf gewöhnt, entweder barfuß zu gehen, oder seine Füße in dicke, hochgeschnäbelte Holzschuhe zu stecken, wie solche im ganzen südlichen Böhmen gebräuchlich sind; das Gefühl nun, auf hoher Unterlage einherzuschreiten, hatte sich so dauernd seinem Körper eingeprägt, daß es ihm eine peinliche Empfindung machte, auf modisch dünnen „Papiersohlen“ zu gehen.

Für den Gebrauch auf dem Lande ließ er sich eigene starke und schwere Wasserstiefel machen, deren Sohlen aus dickem Holze hergestellt waren; ging er nur im Umkreise des Hauses umher, ohne sich zu weit von seiner Wohnung zu entfernen, so bediente er sich mächtiger, massiver Holzschuhe, die er aus dem Böhmerwalde kommen ließ, in denen seine Füße wie in plumpen Röhren saßen, und von welchen er stets eine Anzahl vorrätig hatte. Daheim liebte er es, bequem und leicht gekleidet zu sein, daher trug er in den Zimmern und bei der Arbeit leichte Pantoffel oder altmodische bunt gestickte Hauschuhe. Schwärmerisch veranlagte Damen, welche von Begeisterung getrieben herbeieilten, um den Dichter

der „Studien“ persönlich kennen zu lernen, waren meist sehr enttäuscht, wenn ihnen statt des erhofften genial aussehenden Jünglings der kurzbeinige, beleibte Linzer Schulrat in seiner gewöhnlichen, nichts weniger als malerischen Hauskleidung entgegenkam, und Baronin Amélie von Handel, so innig sie später mit Stifter befreundet war, konnte doch den ersten Eindruck niemals vergessen, den sie von dem im Geiste längst angebeteten Dichter des „Abdias“ erhielt, als sie ihn mit einem karierten Schlafrocke bekleidet und mit gestickten Pantoffeln sah. Manchmal trat die Enttäuschung so lebhaft zu Tage, daß sie der Dichter merken mußte, aber da er keineswegs eitel war, so fand er darin eher eine Quelle der Belustigung als des Ärgers. Nicht zum besten erging es auch vielen Menschen, die ihn in Gesellschaft sprechen hörten. Denn da er stets von gleicher Gründlichkeit und Umständlichkeit in seinen oft endlosen Ausführungen war, so kam es sehr auf den Gegenstand an, mit welchem sich sein Geist im Augenblicke beschäftigte. So wurde, nach einer mündlichen Mitteilung der Baroninnen Anna und Risa von Handel, zu einer Abendgesellschaft im Hause der Gräfin Anna Reverteira auch Stifter erwartet, und manche Besucher blieben aus dem Grunde länger, als sie vorhatten, bloß um den damals schon sehr berühmten Dichter kennen zu lernen und ihn sprechen zu hören. Er erschien endlich sehr spät, schon beim Eintritte sein Bedauern ausdrückend, daß er keine Zeit habe und gleich wieder weggehen müsse. Trotzdem ließ er sich überreden zu bleiben und sprach dann fast zwei Stunden lang ohne die geringste Unterbrechung über einen so uninteressanten Gegenstand, daß die Anwesenden, welche vor Langeweile kaum den Schlaf unterdrücken konnten, lebhaft ihr Mißgeschick verwünschten. Kurze Zeit darauf traf ein Teil der hochadeligen Gesellschaft im Hause des Barons Anton von Handel wieder mit Stifter beim Abendessen zusammen, zu welchem auch der Maler Fischbach, des Dichters langjähriger Freund, geladen war; manche der Gäste, eine Wiederholung der ermüdenden Monologe befürchtend, ergriffen vorzeitig die Flucht. Da aber das Gespräch wie zufällig auf die Kunst gelenkt wurde, richtete sich Stifters Geist zu seiner ganzen Höhe auf und seine formvollendeten Darstellungen waren voll der herrlichsten Ideen. Der Dichter sprach stundenlang ganz allein und entzückte alle Zuhörer. Als man nach aufgehobener Tafel den Maler Fischbach fragte, ob er denn als Fachmann mit dem Gehörten bedingungslos einverstanden gewesen sei, da er niemals einen Einwurf versuchte, antwortete er: „Das wohl nicht, aber das Ganze war doch zu schön, als daß man das Herz hätte finden können, störend und unterbrechend einzufallen. Und ich weiß, Stifter hat es nicht gern, wenn

man ihm widerspricht und dadurch in seinen kunstvoll aufgeführten Redebau eine Lücke reißt.“ — Bei geselligen Zusammenkünften, wo der Dichter indes mit den Jahren immer weniger gern erschien, hing der Erfolg für die Hausfrau davon ab, ob sie es zu veranlassen verstand, daß sich eine verlockende Fährte auf einen anziehenden Stoff erschloß; war dies der Fall, dann konnte sie versichert sein, daß die Gäste hochbeglückt und im Geiste bereichert die Tafel verlassen würden; unterblieb aber jede Vorbereitung, dann war freilich der Lauf von Stifsters Redestrom unberechenbar. Freiherr von Hellsert erzählte mir, daß der Dichter einst bei dem Hofjuwelier Türk, mit dessen Sohne er intim befreundet war, zu Gaste erschien, und den ganzen Abend hindurch von dem Leben und Treiben auf einem Hühnerhofe sprach, wobei den Zuhörern von den kleinen Leiden und Freuden des gackernden Federviehs auch nicht das geringste erspart blieb; sie mußten alles mitmachen „bis zum letzten Strohhalme, den ein Küchlein mit dem Schnabel auspickte und dem kleinsten Sandkörnchen, das die Henne scharrend in die Höhe warf“. Ein so reizendes Kabinetstück der Schilderung diese Hühnerhofszene auch gewesen sein mochte, fühlten sich Türks Eltern doch verletzt, da sie vermeinten, Stifter habe sie nicht für fähig gehalten, einem Gespräch über bedeutende Tagesfragen zu folgen. Das war aber gewiß nicht der Fall; für Stifter war eben der Streit zweier Hähne weit interessanter, als das diplomatische Gezänke der Vertreter feindlicher Staaten. Er mußte selbst dem geringfügigsten Gegenstande hinreichend viele Seiten abzugewinnen, um stundenlang darüber reden zu können; und dann sprach er immer in so formvollendeten Sätzen, daß man jedes Wort niederschreiben und drucken konnte. Von dem Bewußtsein der mühelosen Sprachbeherrschung erfüllt, war er — selbst im Wirtshause — gewohnt, daß ihm alle Leute aufmerksam zuhörten, die im Zimmer waren. Gewiß ist, daß er viel besser zu reden als zu hören verstand. Röstlich war es, wenn er mit der Jenny Lind bei Professor Jäger zusammentraf; denn da die große Sängerin ebenso unermüdet gesprächig war, wie ihr gewöhnlicher Tischnachbar, so sah man abwechselnd stets einen der beiden rivalisierenden Teile gespannt auf den geeigneten Moment lauern, wo eine günstige Aussicht erschien, die Redeherrschaft zurückzuerobern zu können.

Wie leicht und sicher es dem Dichter gelang, das Unterhaltungsgebiet auch in einer reichbesetzten und bunt zusammen gewürfelten Tischgesellschaft nach seinem Gefallen zu umgrenzen, ist aus einem Berichte Simonys zu entnehmen: „Eine gute Weile wogte der Redestrom wie ein fesselloses Wildwasser zwischen wirre durch einander liegenden Blöcken,

allgemach aber gewann er einen ruhigeren Gang, bis er schließlich geebnet und spiegelnd dahin glitt. Dieses Kunststück hatte Stifter fertig gebracht. Allgemach war er Herr der Situation geworden, d. h. er führte das Wort. Was er dabei aufs Tapet brachte, waren durchaus nicht immer merkwürdige Dinge; nebenbei behandelte er seinen Stoff scheinbar so einfach und anspruchslos als möglich, so daß einem und dem anderen Zuhörer das Gesagte anfangs recht alltäglich, ja langweilig vorkommen mochte, und doch machte der Sprecher einen Tischgenossen um den anderen verstummen, bis die ganze Gesellschaft, wie von einem Zauber befangen, ein einziges aufmerksames Auditorium bildete. Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten. Kontur um Kontur wurde gezeichnet, darauf kamen die Farben auf die Palette, und nun wurde gemalt und gemalt, und die Gestalten traten immer bestimmter hervor, immer glänzender wurden die Farben, immer effektvoller die Verteilung von Licht und Schatten, bis mit einem Mal das vollendete Gemälde da war, zur Freude aller, die es zu sehen, oder eigentlich zu hören bekamen. Der Künstler verfuhr aber auch bei seiner Arbeit ganz absolutistisch. Ließ es sich einer der Anwesenden beikommen, ein Separatbildchen zu formieren, so war Stifter flugs mit dem Vertreibpinsel da und hatte das werdende Ding weggewischt; mitunter griff er aber auch nach der fremden Palette und holte sich eine brauchbare Farbe zur eigenen Benützung herüber. — Stifter erzählte, wie ich schon angedeutet habe, anspruchslos, ohne allen deklamatorischen Anspuz, ruhig, ja man könnte sagen behäbig, und doch seffelte er in den Glanzpunkten seiner Darstellungen ganz unwiderstehlich, und nicht bloß das Ohr wendete sich ihm genußvoll zu, man schaute ihm ebenso gerne in das unendlich milde und doch so geistvoll blickende Auge und auf den feingeformten Mund, dem man es förmlich ansah, daß aus demselben nichts Böses und Unlauteres hervorgehen könne . . .“

Das war in seiner guten Zeit. Später, da seine Schriften sich immer langatmiger gestalteten, wurde er auch im Verkehr selbst für seine besten Freunde oft sehr ermüdend. Manche Hausfrau brachte er durch seinen Redefluß zur Verzweiflung, wenn er mit seinen Dauerreden gegen Sitte und Herkommen verstieß und wenn auch der mahnende Hinweis darauf, daß der Abendtisch gedeckt sei und das Essen kalt zu werden drohe, so gar nichts fruchten wollte. Selbst die feinsinnige Baronin Amélie von Handel konnte trotz aller Wertschätzung für den Dichter sich nicht enthalten, am 14. Dezember 1863 voll Unmut an den Maler Köffler zu berichten: „Sonst bin ich mit dem milden Winter, den wir jetzt genießen, sehr

zufrieden, denn Kälte jeder Art und unter jeder Gestalt ist mein bitterster Feind. Ich bin auch nur soferne wohl, als ich nicht frieren muß; — jede Kälte und alle ihre geselligen Abarten, als Steifheit, Langeweile, Bedauerie zc. bringt mir Kopfsweh, und Stifter ist — unter uns gesagt — ein wahrer Nordwind für mich geworden . . .“

Verirrte sich der Dichter einmal in Kleinlichkeiten, und das ging dann leicht bis ins Unendliche, so blieb nach dem Rat und Beispiel seines Freundes Beckwill nichts anderes übrig, als ihm resolut ins Wort zu fallen und ihm einen ganz verschiedenen Gegenstand als Köder hinzuhalten, in welchen er sich bald wieder mit gleicher Ausdauer verbiß. Pfl egte er auch seine Sätze sorgfältig zu bauen, so blieb doch seine Aussprache stets „das reinstmögliche oberösterreichisch“. So sagte er nach den Angaben der Baronin Vinzer, wenn er „Hölle“ sagen wollte, nur „Höhle“, „Fiele“ statt „Fülle“ u. s. w. Trotzdem hörte man ihn nicht ungerne vorlesen, da das Verständnis des Gelesenen den Ausdruck steigerte und dadurch den Dialekt vergessen ließ. Enttäuschte Stifter manchmal durch seine Erscheinung und durch seine Rede, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, so machte es ihm hie und da auch Spaß, absichtlich eine kleine Bosheit zu verüben, wenn man ihm gar zu überschwenglich entgegenkam. Einmal reiste er von Fühl zu dem Tabakniederlagsbesitzer Lechner nach Gmunden, welcher, wie er gehört hatte, einen herrlichen Kasten in Bonlearbeit besaß. Zwar traf er den Hausherrn nicht daheim, aber die Gattin desselben, welche seit Jahren eine glühende Stifterverehrerin war, schätzte sich glücklich, den gefeierten Dichter begrüßen zu können und ihm das interessante Gerät zu zeigen. Dabei fing sie in ungeschickter und maßloser Weise von den „Studien“ zu schwärmen an, die sie wiederholt gelesen hatte, und gedachte dadurch den Dichter zu rühren und zu geistvollen Ausführungen anzureizen. Dieser aber lächelte vergnügt über die plumpe Art, mit welcher man ihn einzufangen gedachte, und erwähnte seine Arbeiten mit keinem Laut. Dagegen erzählte er auf das Ausführlichste, wie er sich habe verleiten lassen, in Fühl beim „blauen Ochsen“ einzukehren, wie er dort elend untergebracht gewesen sei, wie man ihm zum Abendessen nichts anderes als eine schlechte, unappetitliche Blutwurst habe vorsetzen können, und wie er danach von Ekel, Leibgrimmen und Übelkeiten geplagt, fast die ganze Nacht statt im Bette in einem gewissen kleinen, niedrigen, unreinen Gefaß am Ende eines offenen, windigen Holzganges habe zubringen müssen . . . — Eine ansprechende Schilderung über Stifters Wesen verdanke ich seinem langjährigen Amtsgenossen und Studienfreunde Sigmund Freiherrn v. Handel. Derselbe schrieb mir am 10. September 1878

aus Stadl Paura bei Lambach unter anderem folgendes: „Mein persönlicher Verkehr mit Stifter beschränkte sich, abgesehen von seinem Aufenthalte in Linz, wohin ich im Jahre 1861 übersiedelte, auf eine kurze, höchstens vierjährige Periode in den dreißiger Jahren, während welcher ich und ein kleiner Kreis Studiengenossen ziemlich oft mit Stifter Abends bis in die tiefe Nacht hinein, theils in Bierstuben, theils in den Stuben einzelner Freunde zusammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhaltungen waren alle möglichen Fragen allgemeiner und theoretischer Natur, welche junge Leute interessiren können, selten oder nie Tagesklatsch oder direkt praktische Dinge. Viel Ästhetik. Durch lange Zeit war das Fragepiel im Schwunge, das Spiel, in welchem der Frager von dem nur mit Ja oder Nein Antwortenden ein gedachtes Wort zu ermitteln hat. — Bei allen diesen Zusammenkünften zeigte sich Stifter als der Geistvollste und Unterrichtetste. Übrigens war er etwa vier Jahre älter als jeder unserer Bande. Stifter war in jener Zeit ganz von Jean Paul erfüllt. Er war ein Charakter von reinem Gold, gutmüthig bis zur Schwäche.

In Linz beklagte er sich mit Recht über den Mangel an Verkehr und geistiger Anregung. Seine späteren Schriften wurden auch nur aus altem Vorrathe geschöpft.

Seine Frau, so viel Liebe und Verehrung für sie er sich auch einredete, war nicht geeignet, ihm Schwung zu geben und ihn jung zu erhalten, was sie wohl selbst erkannte und beklagte. Sein Amt als Schulrat besriedigte ihn nicht. So großes Interesse er für die Volksschule hatte, und so entschiedenen Beruf und Befähigung, das Beste für dieselbe zu wirken, so war er, nach meiner Meinung, nicht stark und entschieden tätig genug, die Hemmungen jener Zeit zu überwinden. Wenn es überhaupt möglich war, den gewünschten Erfolg zu erzielen, so bedurfte es hiezu eines mehr agitatorischen Naturells als ihm eigen war. — Bedauerlich aber, höchst bedauerlich ist es, daß er nicht dazu kam, den oft ausgesprochenen Vorsatz auszuführen, seine Erfahrungen und Ideen über die Volksschule, die er mit Recht als die wichtigste Institution erkannte, schriftlich niederzulegen. — Es unterblieb die Ausführung dieses, sowie manch anderen schönen Vorsatzes, da er in den letzten Jahren körperlich immer träger wurde und der Mangel an Bewegung in freier Luft auch seine moralische Frische beeinträchtigte, die Frische seiner Seele.“

Ein hoher Herr, der einmal mit dem Dichter beim Statthalter zusammentraf, sagte über seine Erscheinung und über sein Gebaren: „Er sieht aus wie ein Bauer und spricht wie ein Cavalier.“

Etwas Derb=Bedrungenes hastete seiner Gestalt seit der Blüte der Mannesjahre an. Kurz nach Stifsters erstem Auftreten sollte ein junger Schriftsteller im Auftrage des Grafen Majlath dem rasch berühmt gewordenen Malerpoeten eine Nachricht überbringen, ohne diesen jedoch vorher gesehen zu haben. Als er in dem ihm bezeichneten Hause zwei Treppen hoch emporgestiegen war, konnte er nicht rasch genug vorwärts kommen. Denn vor ihm ging langsam und bedächtig ein Paar, Mann und Frau, die Treppe hinauf, beide von Körperdimensionen, welche bei der mäßigen Stiegenbreite jeden Versuch des Vordringens aussichtslos erscheinen ließen. Das Paar ging wortlos langsamen Schrittes weiter, und nach geraumer Zeit kamen alle drei in dem vierten Stockwerke des Hauses an. „Dort drehte sich der Mann,“ so berichtet der Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung“ über die Begegnung, „auspustend um, und sah mich fragend an. Er war, abgesehen von der corpulenten Fülle, ein hübscher Mann, etwa fünfunddreißig Jahre alt, mit wohlwollendem, äußerst ruhigem, mehr phlegmatischem als sinnigem Vollmondsgezicht, hoher Stirne, glattgestrichenem Kopshaare, offenbar ein ganz behaglicher und wohl auch intelligenter Spießbürger. Die nicht minder wohlbeleibte Dame sah ich nur flüchtig an und fragte nun zögernd: „Bitte, können Sie mir nicht sagen, wo hier der Maler Herr Adalbert Stifter wohnt?“ — „Ich bin Adalbert Stifter,“ sagte der dicke Herr völlig ruhig, „was wünschen Sie?“ — Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber noch heute ist es mir erinnerlich, daß mir bei jenen Worten fast das Herz momentan stockte und ich etwas von einer plötzlichen Leere in mir fühlte. Es war, als hätte man mir einen Kübel kalten Wassers über den Kopf gegossen. Endlich wurde ich doch wärmer, die Erinnerung an die Novelle „Konдор“ brach durch und ich sprach dem Dichter meine Bewunderung in enthusiastischen Worten aus. Das schien besonders Frau Stifter zu gefallen, welche mich darob in wohlwollendem, mütterlichem Tone belobte. So viel ich mich — dreißig Jahre danach — noch entsinne, waren wir in einem bescheidenen, ziemlich kärglich möblierten Zimmer, das zwei Fenster nach der Straße hatte, während Frau Stifter mehrmals in eine Nebenstube ging, die wahrscheinlich nach der Küche führte. Der Salon, in dem wir uns befanden, sah aber weder einem Atelier noch einer Gelehrtenstube ähnlich. Er war sehr reinlich und nüchtern. Nur hingen an den Wänden drei kleine Landschaften von je zwei Schuh Länge, die mir Stifter als von ihm gemalte Bilder zeigte.“ —

Aus jener Zeit hat auch Emerich Manzoni das Bild des Dichters in seiner Gedächtnismappe festgehalten; dem einstigen Lehrer stets eine

dankbare Erinnerung weihend, freute er sich noch in späten Jahren, der Schüler eines so „herrlichen Menschen“ gewesen zu sein, der alles wußte und alle Künste beherrschte. Jede Wissenschaft und jede Fertigkeit war, wie Manzoni versichert, dem Dichter spielend geläufig: „Latein und Griechisch, Mathematik, Physik und Geschichte; er macht die allerschönsten Gedichte und malt reizend; er sicut wie Herbatschek und schwimmt besser als alle Schwimmeister der Militärschwimmschule zusammengenommen.“ Mit der vielseitigen Befähigung verband sich der Zauber einer höchst gewinnenden Persönlichkeit, die freilich nicht gleich beim ersten Anblick für sich einnahm. Wer sich aber an die untergesetzte Gestalt, an die durch Pockennarben entstellten Züge und an das Spießbürgerliche der ganzen Erscheinung einmal gewöhnt hatte, wurde bald durch den überall deutlich hervortretenden Adel einer innerlich vornehmen Natur dauernd gefesselt. Das große, glänzende, seelenvolle Auge strahlte Schwärmerei und Herzengüte aus, die leicht umflorte Stimme war leise und doch eindringlich, die weiche, warme, weiße Hand edel geformt und wohlgepflegt, die ganze Haltung bei aller Würde doch Liebe und Zutrauen erweckend.

Heckenast, der den Dichter stets besuchte, so oft ihn seine Geschäfte nach Wien oder nach Linz führten, fand Stifters Eigenart, nachdem die Befremdlichkeit des ersten Eindruckes überwunden war, mit jedem Tage liebenswürdiger und anziehender. Vor allem bezauberten ihn die sprechenden Augen des Dichters, die bei ernstestn Gesprächen einen tiefen Ausdruck der Begeisterung und der sittlichen Strenge erhielten und stets in feuchtem, leuchtendem Glanz der Freude und des Hochgefühls schimmerten, wenn irgend ein Gutes und Schönes im Bereiche der Kunst oder menschlicher Handlungen rührend hervortrat.

„Im Jahre 1856,“ so erzählt Heckenast, „begleitete ich ihn von Linz aus in den bairisch-böhmischen Wald. Wir wohnten am Fuße des Dreifesselberges und stiegen zu dem dunklen See hinauf, der ruhig schlafend im Hochwalde ruht; wir trieben uns mehrere Tage in jenen stillen, abgeschiedenen Gegenden herum und sahen von den Berghöhen in das ferne Moldautal hinab, wo Stifters Geburtsort liegt. Mit Nüchternheit und kindlicher Pietät gedachte er seiner alten Mutter, die zu jener Zeit noch dort unten im Heimathause lebte. Bei Gelegenheit jenes Aufenthaltes in den Lakerhäusern und unserer Hin- und Herfahrt, die in kurzen Tagesstationen in einer Lohnkutsche langsam vor sich ging, bemerkte ich Stifters leutseligen und humanen Verkehr mit Menschen der niederen Stände. Er trat immer gerne in die allgemeine Wirtsstube, setzte sich des öfteren zu den Wirtseuten, Fuhrknechten, Arbeitern und Wanderburschen, sprach

lebhaft mit im echten Dialekt des Oberlandes und ließ sich oft von den Leuten über allerhand Dinge und Handierungen belehren. Es war überhaupt ein Zug seines Wesens, den er mit Goethe gemein hatte, daß er bei jeder Gelegenheit nach Belehrung strebte, um in allem die inuerste Wahrheit und Vollkommenheit zu erforschen. Wie in Stifsters Dichtungen jede Schilderung einer Naturerscheinung auf gründlicher Beobachtung beruht, ebenso gründlich bewandert war er in aller Kunsttechnik, der Schreinerei ebensogut wie der Gärtnerei, in Feldbau und Wirtschaft, bis zur Pferdewartung herab. Oberflächlichkeit im Wissen und im Ausdrucke dessen, was die Sprache zu vermitteln hat, war ihm in der Seele verhaßt.

In seinen poetischen Arbeiten ging Stifter mit einer Strenge gegen sich selbst und einer Gewissenhaftigkeit zu Werke, die ein Zeugnis dessen sind, wie sehr die Kunst in allen ihren Erscheinungen ihm als das erhabenste Gut der Menschheit galt. Nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, dieser Überzeugung entgegen zu handeln, und nicht der höchste materielle Vorteil hätte ihn vermocht, dem Modegeschmacke des Publikums zu huldigen, und etwas zu erzeugen und in die Welt zu schicken, was seinen klaren Ansichten von der Würde der Kunst nicht entsprach; sowie ihn nichts zu heftigerem Zorn ausregen konnte, als tendenzfüchtige, triviale, geschmackverderbende Machwerke.

Das religiöse Gefühl ehrte er an allen Menschen, in welcher Form immer sie es auszuprägen und zu bewahren suchten. Die Grundsätze der christlichen Ethik erschienen ihm als die Pfeiler, auf denen das sittliche Wohl der Menschheit ruht und sich fortzubilden bestimmt ist. — Die Philosophie als Wissenschaft war Stiftern gleichgültig. Dagegen liebte und übte er die exakten Wissenschaften. Mathematik und Physik waren seine Lieblingsstudien. Die Geschichte der Völker und einzelner Volksstämme beschäftigte ihn besonders in den letzten Jahren seines Lebens; sie hatte für ihn den Reiz eines großartigen Epos. Während seiner Vorarbeiten für Witiko vertiefte er sich in die Geschichte der alten Böhmen und war hingerissen von einzelnen Episoden, welche wie eine Tragödie wirken. So brachte er einmal, als wir in Wien zusammentreffen sollten, einen Band der böhmischen Geschichte Palackys mit, um mir einen Abschnitt alter Geschichte der böhmischen Oligarchie vorzulesen. Das war allerdings ein gewaltiges Bild, jenem Gesange der Odyssee vergleichbar, wie Odysseus die Freier niederkämpft. Wäre Stifter in der Lage gewesen, von 1850 an frei und unabhängig seinem Dichterberufe zu leben, er hätte im historischen Roman ohne Zweifel großes geschaffen.

In der Zeit, als er noch in Wien lebte, war er heiter-gesellig. Aus seiner Studienzeit unterhielt er lange freundschaftliche Beziehungen. In den höheren aristokratischen Kreisen hatte er intime Freunde, selbst Duzbrüder. An dem Salonleben jedoch konnte er wenig Gefallen finden. So gerne und leicht er mit den Gebildeten des Adels umging, so sehr scheute er die Annäherung zu jenem Teil desselben, der sich durch Unwissenheit und Seichtheit auszeichnete. Mit seiner Wahrheitsliebe und Geradheit war Verstellung und Heuchelei, sowie das glatte Wesen eines Hofmannes unvereinbar.“

Jeder Lüge schon als Knabe so ekelerfüllt abhold, daß er unausrichtigen Kameraden in jählings ausbrechendem Zorn ohne Besinnen das Gesicht zerschlug, erschien auch dem Manne das bedingungslose Festhalten am Wahren als die Grundbedingung der echten Sittlichkeit, und er konnte sich nie dazu verstehen, Scherz- oder Notlügen, sowie die zahllosen Unwahrheiten, zu welchen Schicklichkeit und Rücksicht im Gesellschaftsleben so oft verleiten, gutzuheißen. — Sein Dienstmädchen erhielt wiederholt den strengen und bestimmten Auftrag, dafür zu sorgen, daß er während des Dichtens nicht gestört werde; wenn er, in seinen Schlafrock gehüllt, den er immer bei der Arbeit trug, am Schreibtische saß, mußten alle Besuche, selbst die seiner besten Freunde, mit dem Bemerken zurückgewiesen werden, der Dichter sei wohl daheim, aber beschäftigt; als die Magd Marie Langfeller einmal doch einen vornehmen Besuch auf wiederholtes Andringen eintreten ließ, tadelte dies Stifter nachher in erregter Weise. — Eines Abends, als er eben mit seiner Frau und der Dichterin Marie von Grussocz in seinem Arbeitszimmer saß, und Stifter gerade recht im Zuge war, seine Ansichten über Kunst und Künstler darzulegen, wurde an der Eingangstüre geklingelt. „Mein Mann ist nicht zu Hause!“ sagte Frau Stifter rasch zu ihrer Ziehtochter, die dem Mädchen diesen Bescheid überliefern sollte. „Wieso nicht zu Hause, liebe Frau?“ fragte er, sich unterbrechend, „ich bin ja zu Hause!“ — „Nun, ich meinte, Du wolltest nicht gestört werden.“ — „Das ist das Richtige, liebe Frau, und das soll auch gesagt werden.“ — „Ja, ja! Das verdrießt aber die Leute!“ — „Die uns kennen, verdrießt es nicht, und die es verdrießt, um die bekümmern wir uns nicht.“ —

Derartigen Lässigkeiten, welche sein Sittlichkeitsgefühl verletzten, trat er mit unbeugsamer Härte gegenüber, so gutmütig er im übrigen auch sein mochte. Da er auch sonst auf Genauigkeit in manchen äußeren Dingen große Stücke hielt, wodurch seine Lebensweise trotz ihrer Schrullenhaftigkeit etwas streng abgezirkeltes erhielt, so kam er in späteren Jahren

in den Ruf eines Sonderlings, eines philiströsen Bedanten. Er führte verschiedene Tagebücher, darunter eines über Witterungserscheinungen, eines über Reisen und Ausfahrten, eines über seine künstlerischen Arbeiten und eines über seinen Zigarrenverbrauch mit einer ans Unglaubliche grenzenden Genauigkeit. Um viele Dinge des Haushaltes nahm er sich persönlich an; seine Frau trug nie ein Kleidungsstück, das er nicht begutachtet und wozu er nicht sein Einverständnis geäußert hatte. Manche seiner Briefe beschäftigen sich mit den Toiletteangelegenheiten seiner Gemahlin, und seine vertrauten Freunde in Wien mußten Bänder, Schleifen, Häubchen, Hüte und Kleiderstoffe aussuchen und nach Linz senden, wobei es nicht immer ohne peinliche Überraschungen abging. Alles, was den Körper der geliebten Frau zu schmücken bestimmt war, unterzog er einer eingehenden Prüfung. Die Formen mußten einfach, die Farben mußten tadellos gestimmt sein; auch das kleinste Band am Hüte wurde sorgsam ausgewählt. Alle Schmuckstücke, wovon Frau Stifter freilich nicht viele besaß, und wonach sie auch niemals begehrte, mußten eine einfache, stilvolle Zeichnung aufweisen. — Wie sehr er allen Vorkommnissen im Hause mit Aufmerksamkeit folgte, stets bestrebt die Sitten der alten Zeit lebendig zu erhalten, beweist nachfolgender, noch ungedruckter Brief Stifters an die Gattin des Schulleiters in Aigen Frau Theresia Simmel, in deren Hause er oft auf seinen Reisen anhielt, von wo er für seinen Bedarf Gemüse nach den Lakerkäusern schaffen ließ, und wo er manchmal eine Fahrgelegenheit bestellte. Um seine freundschaftlichen und dankbaren Gesinnungen zu beweisen, erbat Stifter in dem Briefe, aus welchem wir erfahren, daß in dem Hause des Dichters in Linz gegen Ende der sechziger Jahre noch Garn gesponnen wurde, die freundliche Annahme eines übersendeten Photographienalbums:

„Hochgeehrte Frau!

Verschmähen Sie nicht unsere Bilder, die wir Ihnen in dankbarer Erinnerung der vielen Freundschaft, die Sie uns erwiesen haben, übersenden. Mögen in dem Büchlein noch manche nähere Freunde von Ihnen Platz haben, aufrichtiger aber als wir sind sie gewiß nicht.

Wir hatten einen Winter voll Krankheit, ich die Frau, die Katharine, die Marie u. zuletzt das Hündchen. Sonst hätten wir Ihnen schon längst geschrieben.

Nun folgt wieder eine Plage.

Wir bitten, fragen Sie unseren Weber in Aigen, Gruber, ob er aus einigen dreißig Schnalz Garn, das die Marie gesponnen hat, ellen-

breiten Tischzeug von hübschem Muster machen wollte, aus welchem Tischzeug dann unsere Frauen Verschiedenes verfertigen könnten, und ob er auch die Bleiche besorgen wollte.

Dann möchte die Frau 6 Pfund 6½ Loth ungebleichte Baumwolle zu nicht aufgerissenem Barchent senden. Ein Muster würde beiliegen. Es wird angefragt, ob er den Barchent machen und bleichen lassen kann.

Ich bitte, senden Sie die Antwort nach Karlsbad unter der Adresse: Hofrath Stifter in Karlsbad. Wir werden von dort der Marie dann den Auftrag geben.

Indem wir Sie und Ihren Herrn Gemahl auf das Herzlichste grüßen

zeichne ich mich hochachtungsvoll

Ihren

ergebenen Diener

Ad. Stifter."

Linz, am 26. April 1867.

Ein an mich gerichteter Brief des Fräuleins Marie Rint in Linz enthält einen hübschen Beitrag zur Charakteristik des Dichters: „Stifter und seine Frau waren mit meinen Eltern so befreundet, daß sie die Taufpächten mehrerer von meinen Geschwistern wurden. Es gab bei uns die Namen „Adalbert“, „Amalie“, „Albertine“. Klar und lebhaft erinnere ich mich an den Dichter, der ein großer Kinderfreund war. Am liebsten saß er im Atelier meines Vaters — oft stundenlang. Sein verschleiertes, weiches Organ habe ich getreulich im Ohre behalten, sowie auch seine langsame Sprechweise mit der nachdrücklichen Betonung der Endsilben, die wir Kinder an dem würdigen Herrn Schulrathe ganz selbstverständlich fanden. Während der großen Überschwemmung im Frühjahr 1862 stieg Stifter öfter im Tage auf den Pfarrthurm, um die verherrende Ausdehnung der Fluthen zu beobachten. Die Unglücklichen bewegten sein weiches Herz auf das Tiefste und für die Tapferen, die sich zur Rettung auf das entfesselte Element wagten, betete er. Meine Eltern kam er fleißig trösten, da unser Ältester ein Waghals war und sich mit Feuereifer an dem Rettungswerk beteiligte. Welche stolze Freude hatte Stifter an dem Jungen, wenn derselbe, abgemattet und erschöpft, aber voll edler Begeisterung in den Zügen, von den zerstörten Hütten der Armuth und des Elends heimkam!

Das Ehepaar Stifter führte in Linz einen angenehmen, vornehmen Haushalt, so ökonomisch die Gattin auch war. Im Theater hatten sie

eine Loge im ersten Rang abonniert, was besonders der Frau Hofrätin viel Zerstreung gewährte. Einige Sitze gaben sie an Bekannte ab, und für gute Freunde waren meist zwei Plätze frei. Um ganz ungestört zu sein, benützte Stifter beharrlich das Bänkchen im Hintergrunde; da er aber selten zufrieden war, so hielt er es nicht lange aus; am kürzesten in der Oper; das Singen bei Schmerz und Leid oder in den schrecklichen Augenblicken vor dem herannahenden Tode erschien ihm unnatürlich und widerwärtig. Er sagte einmal selbst: „Ich gehe hier, mit seltenen Ausnahmen, ungeru ins Theater, weil sie scheußlich spielen.“ „Ja, wenn die Julie Kettich da wäre,“ so hörte ich seine Frau oft klagen, „dann würde mein Mann bis zu Ende bleiben.“ Der Dichter hat diese Künstlerin sehr verehrt; sie kam auch einmal nach Linz, um ihn zu besuchen. — Für Naturschönheiten sehr empfänglich, begeisterte ihn namentlich der Aufgang des Mondes, und er brachte in hellen Nächten viele Stunden stehend, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf der Donaubrücke zu, die farbigen Lichtländer an den Wolkenbildungen laut bewundernd, und ihren malerischen Zauber Freunden und Bekannten erklärend, die sich ihm zu gemeinsamem Genuße anschlossen. — Meine Mutter wunderte sich, daß Stifter und seine Frau nach der unseligen That Juliens deren Schwester Katharina ins Haus nahmen; diese war ebenso häßlich, als die jüngere Schwester hübsch. — Der Heimgang des Dichters brachte großen Schmerz in unser Haus. Die Abnahme der Gesichtsmaske des theuren Todten erschütterte meinen Vater und meinen Bruder auf das Tiefste. . . .“

Im Niederschreiben seiner Dichtungen für den Druck folgte Stifter seinen besonderen Gewohnheiten, und ließ sich durch den wiederholten Hinweis auf das Herkömmliche und auf die durch seine Schrullen erschwerte Arbeit des Setzers nicht davon abbringen. Statt auf einzelne Blätter zu schreiben und die Rückseite des Papiers, wie dies Gepflogenheit ist, leer zu lassen, legte er anfänglich seine Arbeiten gerne in festgenähten Heften nieder und bediente sich dabei einer überaus zierlichen, aber so eng-zusammengedrängten Schrift, daß in der Regel eine seiner Blattseiten nicht auf einer Druckseite untergebracht werden konnte. Manchmal fand er sich, wenn ein Manuskript gar zu arg verstrichen war, veranlaßt, eine Reinschrift durch den Lehrer Karl Fischer in Schwarzenberg anfertigen zu lassen, wofür dieser immer gut entlohnt wurde. Als Heckenast wieder einmal zu Gunsten des Setzers ein Wort einlegen wollte, antwortete der Dichter unwillig: „Sie werden sehen, daß in dem Manuskript, das heute mitfolgt, nichts ausgebeffert ist, es ist alles neu abgeschrieben, weil der

Seher hätte unmöglich durchkommen können. Eine größere Schrift als in dem beifolgenden Manuskripte kann ich mir nicht angewöhnen, ohne daß ich beim Dichten immer auf die Schrift denken müßte, und dadurch das Dichten vergäße. Dafür hat der Seher das Gute der Deutlichkeit, und er muß die Schrift schon so hinnehmen.“

Seine späteren Arbeiten hat Stifter sowohl im Entwurfe als auch in der Reinschrift auf einzelne Blätter geschrieben. Da die erste Anlage in der Regel aus flüchtigen Bleistiftnotizen bestand, und jede Abschrift einer völligen Umarbeitung gleich kam, so waren nie zwei gleichlautende Manuskripte vorhanden, und der Dichter lebte nach jeder Versendung in großer Sorge, bis er den vom Verleger unterfertigten Empfangschein in seinen Händen hatte. Als er zu seinen großen Romanen kam, hatte er die schriftstellerische Tätigkeit schon planmäßig geordnet; nach einer Mitteilung an den Verleger gestaltete sich der Hergang folgendermaßen: „1. Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelheiten in Gedanken; 3. Abriss von Einzelheiten, Sätzen, Ausdrücken, Szenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiez zu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textierung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textierung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen zc.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift.“

Die Blätter seiner Manuskripte mit dem grauen, braunen oder graublauen Tone des meist kräftigen, groß zugeschnittenen Papierees hatten etwas von dem Aussehen alter Urkunden an sich. Dazu trugen neben den Formen seiner Schriftzüge die Behelfe bei, deren er sich bediente. „Steife Stahlfederu“ waren ihm verhaßt, und er beklagte sich bitter, wenn er in einem Gasthose keine Kielfedern bekommen konnte. Dagegen war ihm das Schreiben mit „herrlichen Schwauenkielfedern“, wie er sie zum Witiko verwenden konnte, ein zweifacher Genuß.

* * *

Stifter war ein großer Blumefreund; einige sonnige Zimmer seiner herrlich und frei gelegenen Wohnung waren für die Aufnahme der Pflanzen bestimmt, die unter der sorgsamen Pflege wunderbar gediehen; mit freudigem Stolge zeigte er jedem Besucher seine überaus reiche und mit größter Sachkenntnis geordnete Kakteenammlung. Er hatte an den drei Fenstern seines Arbeitszimmers nach innen große Glasverschlüge machen lassen, wo seine stacheligen Böglinge, über deren Wartung und

Wachstum er genaue Aufschreibungen führte, mit Umsicht und pedantischer Sorgfalt gehegt wurden. Wenn sich nach oft jahrelangem Zuwarten eine der purpurnen, bizzen Wunderblumen entfaltete, so war dies ein Familienereignis im Hause Stiflers und alle Freunde und Bekannten wurden eingeladen, um das Freudenfest mitzufeiern. Wenn man ihn besuchte, so trat man in das Gemach eines Sonderlings. Das Brunkzimmer durchschreitend, in welchem herrliche Möbel standen und wertvolle Gemälde die Wände zierten, wo auf weichen Teppichen spiegelblanke, kunstvoll ausgelegte Tische edle Werke der Kleinkunst trugen und in funkelnden Glaschränken alte Porzellanschalen und reichgeschliffene Pokale in Reihen geordnet waren, gelangte man in sein sehr geräumiges Arbeitszimmer, in welchem den Eintretenden zunächst ein Gewirre von Staffeleien empfing, deren jede mit mehreren angefangenen Bildern und Studien bedeckt war. An einer Wand stand ein herrlicher Kleiderschrank mit köstlichen Futarsien, daneben der auf Delphinen ruhende Brunkschreibkasten mit achtundvierzig durch einen einzigen Druck verschließbaren Fächern. An dem Kleiderschranke arbeitete Stifter mehr als zehn Jahre; schon im Winter 1849 brachte er, wenn er Abends in die Familie des Barons Vinzer kam, ein Stück des interessanten Gerätes als Handarbeit mit, um während des Gespräches daran zu polieren. Neben einigen alten Schublade- und Aufsatzchränken aus der Rokokozeit stand ein einfaches, gepolstertes Ruhebett, umgeben von dürftigen, dünnbeinigen Stühlen mit eingeflochteneu Rohrstützen. An der Hauptwand hing ein züchtig mit einem verschiebbaren seidenen Vorhang bedecktes Venusbild, ein von Geiger gemalter, prachtwoll ausgeführter weiblicher Akt, welchen der Dichter profanen Blicken nicht preisgeben mochte. An den bergwärts gegen die Donau hinausgehenden Fenstern standen die graustacheligen Katteen in langen Reihen, die für gewöhnlich, wenn nicht eine der zauberhaften Blüten sie verschönte, einen traurigen Anblick boten; die Temperatur des ganzen Raumes war den Lebensbedingungen der „heißfastigen Fremdlinge“ angepaßt und „manchmal zum Schlagtreffen“. Oft durchwachte Stifter eine ganze Nacht inmitten seiner geliebten Pflinglinge, um nur ja den Anblick der bedächtigen majestätischen Entfaltung einer seltenen Blüte nicht zu versäumen.

Als Raktuszüchter stand Stifter in Linz nicht allein. Vielmehr soll er die Anregung zu dieser Liebhaberei, welcher er, stets ausdauernd in seinen Neigungen, bis ans Lebensende ergeben war, gelegentlich einer Schulinspektion oder Schlußprüfung bei den Ursulinerinnen in Linz empfangen haben, als er im dortigen Klostergarten besonders hübsche Pflanzen

dieser Gattung in voller Blüte sah. Am meisten Verständnis und Anregung fand er aber bei seinem Freunde, dem Kassendirektor Schaller, dessen Kakteenammlung einen großen Ruf hatte. Stifter faßte alles gründlich an und gab auch den „Spielereien des Alters“, wie er die kranken Neigungen seiner späteren Jahre nannte, einen wissenschaftlichen Untergrund. Er verschaffte sich alle Werke über Kakteen, von welchen ihm Kunde wurde und ließ nichts unversucht, um seine Kenntnisse in diesem besonderen Gebiete zu vertiefen. Als ihm Heckenast zu Anfang des Jahres 1857 mitteilte, daß er eine Geschäftsreise nach Leipzig unternehmen müsse, bat der Dichter seinen Verleger dringend, die berühmte Senfeschs Kakteenammlung daselbst zu besuchen und ihm darüber zu berichten: „Senke kennt mich unter dem Namen Schallers Freund, und hat uns im Juli 1856 Pflanzen geschickt. Sollten Sie Förster, der bei Wöllner ein Kakteenbuch herausgegeben hat, zufällig sehen, so fragen Sie ihn, ob denn die Ergänzungen nicht bald kommen oder gar ein neues Buch. Ich finde seit 1846 sehr viele Lücken, und es wäre doch ein Glend, wenn ich zuletzt auch über Kakteen schreiben müßte. Senke können Sie sagen, wenn Sie sich das merken können, daß *Cereus Dumortieri* und *Echinopsis Reichenbachiana* bei mir diesen Winter eingegangen sind. (Er hat sie unter anderen im Juli 1856 geschickt.) Ich werde seine und Müllers Sammlung doch wohl auch einmal sehen können, da ich Leipzig schon lange zu den Orten zähle, die ich sehen muß, wenn die Zeit kommt. — — Förster sagt, daß Heideerde die beste für Kakteen sei; Pezzoni, mein Wiener Kaktusfreund, sagt, daß in und um Leipzig die erste Heideerde der Welt sei. Nun kommt die Bitte: Suchen Sie mir etwa so viel, als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, frisch und ungebraucht zu bekommen; Förster würde wohl Quellen wissen, etwa auch Senke, wenn er will, und senden Sie mir dieselbe in einem Kistchen oder Fäßchen.“ — Heckenast erfüllte den Wunsch des Freundes und ließ ihm nicht nur die verlangte Erde, sondern auch einen neuen großen Kaktuskatalog zusenden, worüber der Dichter sehr erfreut war: „Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amte und meiner Schriftstellerei bleibt, bringe ich bei meinen Kakteen zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Orte oder Gesellschaften besuche ich nicht.“ Heckenasts Schilderung der großen Leipziger Kakteenanstalt nahm Stifters vereinsamte, dürstende Seele gefangen und er vertiefte sich ganz in den für ihn so bedeutungsvollen Gegenstand: „Die Pflege dieser merkwürdigen Gewächse hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen

und wundervolle Blüten dieser Gewächse den Umgang mit Menschen erfegt . . ." Als die furchtbaren Schicksalsschläge über ihn hereinbrachen, waren die Kaktuspflanzen seine liebste Beschäftigung, ja fast sein hauptsächlichster Trost und er blieb wochenlang bei ihnen zu Hause, stets bedauernd, daß er seinen Lieblingen kein so schönes Heim, wie es das kleine, nette Kaktushäuschen im Garten des Lederhändlers Raindl war, verschaffen konnte. Im Jahre 1858 bereiteten ihm zwei *Echinopsis multiplex*, die sonst sehr schwer blühen, die Überraschung, fünf auf hohen Stengeln thronende, blaß rosenrot-bläuliche, im Durchmesser nahezu fünfzehn Zentimeter messende, „nnsäglich prachtvolle Blumen“ auf einmal zu entsalten. „Der Anblick der fünf palmenartigen Blumen, die vor einem Spiegel standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus tausend und einer Nacht. Selbst die trockensten Menschen wurden von diesem Anblicke ergriffen.“ — Die Freude an seinen Lieblingen, die er stets eigenhändig bewässerte und umsetzte, blieb ihm erhalten bis an sein Lebensende. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er noch an den Schriftsteller Karl von Hippel, daß er seit fünfzehn Jahren Kaktuszüchter sei, und daß niemand ahnen könne, welche wunderbaren Gefühle es ihm oft gab, wenn er die Unendlichkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten „mit der Lupe“ durchmusterte, „von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen (*nicticalus*, *uranus*, *hexaedrophorus*) ganz abgesehen.“

Der Maler Karl Böffler wurde von Stifter im Juli 1863 mit folgenden Zeilen zur Teilnahme an einer „stillen Freude“ eingeladen: „Heute mit Beginn der Dämmerung (zwischen 7 und 8) wird ein *Nycticalos* (Nachtschöner) bei mir ausblühen. Diese Kaktusblume ist eine der ungewöhnlichen, sie ist schöner als die Königin der Nacht, blüht wie diese nur eine Nacht, ist groß und märchenhaft. Kommen Sie vor Beginn der Dämmerung, wenn Sie das Ding sehen wollen.“

Baronin Amélie von Handel geborene Gräfin Deroy hatte die Güte, mir eine auf Stifters Leidenschaft für die Kaktuspflege bezügliche Begebenheit in einem Briefe zu schildern, welcher das eigenartige Wesen des Dichters in überaus geistvoller Weise zergliedert: . . . „Ein wahres Hindernis für mich im Umgange mit Stifter war der Gegensatz meiner französischen Beweglichkeit zu seiner Breite und Tiefe. Er kam zu mir, manchmal, besonders als er am Nachsommer schrieb, um eine Episode, die ihm für seine Dichtung nothwendig schien, mündlich zu Leben zu bringen; denn, so reich ihm Empfindung und Beschreibung floß, so mühsam war ihm die Erfindung einer Handlung. Ich glaube, zu Beginn des Gespräches war ihm meine Lebhaftigkeit manchmal anregend und darum

suchte er mich auf. Aber lange dauerte der Friede nie; meine leichten, seichten Gedanken fuhren mit Eilzugsgeschwindigkeit davon, und Stifter saß am Wege und grub Blumen, die zum Strauße werden sollten, sammt der Wurzel aus. Gewiß habe ich ihn oft ungeduldig gemacht. Er mich auch! Aber manchmal waren wir doch der Harmonie zwischen uns sicher. Mit Freude erinnere ich mich folgender Episode: Stille Nacht im stillen Linz; Jederman in Schlaf versunken. Zwei Uhr mag's gewesen sein. Da wird Sturm an unserer Thüre geläutet. Mein Mann öffnet das Fenster. Stifters Stimme tönt herauf: „Sag' Deiner Frau, daß der größte Cactus (nach seinem botanischen Namen habe ich nicht gefragt) ausblüht. Kommt.“ — Ich war schneller fertig als mein Mann, Stifter wartete auf mich, und wir rannten durch die dunklen Gassen. Seit Tagen hatte die geschlossene Knospe des Cactus uns beschäftigt, wie ein Geheimniß. Nun stand die Pflanze auf dem Tische, von Lichtern umringt, wie auf einem Altare. Gottlob, auf uns zwei hatte sie gewartet! Mein Mann kam ein Bißchen zu spät, denn nun spalteten sich die Blätter, erst ein ganz klein wenig, dann von Minute zu Minute mehr, dann quollen rothgoldene Staubfäden ans dem Kelche, die Knospe war Blume geworden. Die Blume war wunderbar schön und wir stauten sie an; aber der ersten Regung des Werdens, dem Öffnen der Knospenlippen, lauschten wir athemlos; — als könnten wir sie hören, die Stimme der Natur. Stifter hatte eine große Sammlung von Cactussen. Manchmal dachte ich, seine Vorliebe für diese erystallisirten Pflanzenformen in stachligem Gewande ergänze ihm etwas allzu Weiches in seiner Seele. . .“ Dazu kommt wohl noch, daß auch der alternde Stifter die Sehnsucht nach dem innigen Verkehr mit der Natur nicht verwinden konnte, und daß die Betrachtung ihrer Schübeiten für ihn zu allen Zeiten ein Herzensbedürfnis blieb. Da ihm nun die Zeit und die Beweglichkeit fehlte, so wie dereinst in seiner wanderfrohen Jugend die Wälder zu durchstreifen, und da er auch die Mittel nicht besaß, um ein Fleckchen Grund zu erwerben und daselbe nach seinem Sinne zu bepflanzen, so schuf er sich einen kleinen Garten auf Brettergestellen längs seiner Fenster Sims. Da hatte er nun seine kleine Welt, in der er alles fand, was ihn in der großen ehemals entzündt hatte: Keimen, Treiben, Wachsen, Blühen und Gedeihen; er brauchte von der Staffelei oder vom Schreibtisch nur einen einzigen Schritt zu tun, da stand er schon mitten in dem wunderlichen Nachbild der weiten Schöpfung und konnte mit der Lupe den seltsamen, nur scheinbar reglosen Gestaltungen dieses halb-erstarren Lebens folgen.

Waren Katzen für ihn die bevorzugten Vertreter der Pflanzenwelt, so liebte er unter den Tieren vor allem die Hunde, eine Neigung, welche seine Gattin, wohl schon wegen ihrer Kinderlosigkeit, gerne theilte, und die sie auch nach seinem Tode bis an ihr eigenes Lebensende beibehielt. Wenn an Stisters Eingangsthüre der Glockenstrang gezogen wurde, so begrüßte den Einlaßsuchenden zuvörderst ein überlautes, nicht endenwollendes Hundegebell, und der Ankommende mußte sich, so sehr auch der Hausherr seinen Schülzlingen wehren mochte, vorerst eine wiederholte, argwöhnische Beschnupperung gefallen lassen, ehe seine Anwesenheit ohne mißbilligendes Knurren geduldet wurde. Die gleiche Verhättschelung, welche der Dichter den Katzen angebeihen ließ, wurde auch den Hunden zu theil. Sie wurden sorgfältig und reichlich gefüttert, jeder hatte seine bestimmte, weichgepolsterte Schlafstätte, für jeden war eine warme Decke bereit, in Erkrankungsfällen wurde der Rat eines Arztes eingeholt. Das einzige Übel, woran sie alle schwer litten, war der Nahrungsüberfluß und der Bewegungsmangel. Zwar konnte man den Dichter an jedem Morgen sehen, wie er in Holzschuheu, im Schlafrock und mit einem gestickten Hauskäppchen auf dem Haupte, einen Seidenpintfcher im Arme und einen oder zwei dicke Röter hinter sich herziehend, die Treppe hinabstieg, um mit den Tieren eine Viertelstunde lang auf dem Gehsteig des Donauufers zu lustwandeln. Da aber untermittags weitere Wanderungen selten unternommen wurden, so bereitete die Fettsucht den unglücklichen Geschöpfen in der Regel ein vorzeitiges Ende. Das gab dann jedesmal einen schrecklichen Jammer. Als einmal des Dichters Lieblingshund von einer Krankheit befallen wurde, hielten Stifter und seine Gattin die ganze Nacht hindurch Wache, und auch die Dienstmagd mußte sich an der Pflege beteiligen. Dabei brannte in mehreren Zimmern Licht, damit das kranke Tier umhergehen könne und sich nicht etwa im Dunklen anstoße und verlege. „Wenn ich in die klugen Augen des Hundes sehe,“ äußerte sich der Dichter einem ihm befreundeten Domherrn gegenüber, „so muß ich annehmen, daß er eine Seele besitzt, die auch nach dem Tode noch fortlebt.“ — Louise Baronesse von Eichendorf hatte den Dichter und seine Gattin wiederholt zu einem längeren Besuche in ihrem Landhause eingeladen, und Stifter wollte der freundlichen Aufforderung auch gerne Folge leisten, aber nur unter der Bedingung, daß es ihm gestattet werde, sein „kleines Hündchen, Namens Puzi“, mitzubringen, welches er nicht zu Hause lassen mochte, weil er „um sein Wohl besorgt“ war, und weil ihn „das kleine Ding so liebte, wie vielleicht kein Mensch“. Von diesem Hündchen hat der Dichter ein kleines Porträt gemalt, welches sich jetzt im Besitze des Fräuleins Marie

Hint in Linz befindet. Dieses Bild ist nächst der Skizze des in Kirchschlag gemalten Jagdhundes des Hauptmanues Baron Marenholz, die sich im Stifterhause zu Oberplan befindet, die einzige Tierstudie von der Hand des Dichters, von welcher ich Kenntnis erlangte.

Den Glauben an den Bestand der Tierseele hat Stifter selbst in einem Aufsätze der „Vermischten Schriften“, welcher von der „Psychologie der Tiere“ handelt, rückhaltlos ausgesprochen: „Ich habe einmal ein Hündchen gehabt, das so klein war, daß ich es häufig in seiner Jugend im Winter mit mir in der Manteltasche herumtrug, in welcher es, wenn ich an einer oder der anderen Wohnung meines Freundes anläutete, heftig zu bellen begann. Als es älter wurde, war zwar die Manteltasche zu klein, aber es schloß noch recht bequem in einen Reifepelzstiefel hinein, wenn ganz vorn an der Zehe ein Zuckerstückchen saß, das heraus zu holen war. Von den unzähligen Proben, wo es Zeichen seiner Seele gab, nur eine: Wir waren einmal eben im Begriffe, unsere Wohnung zu wechseln, und es standen die Geräte und andere Dinge im Zimmer unordentlich herum, unter andern auch ein großer Wandspiegel, der so an die Mauer gelehnt war, daß die spiegelnde Seite gegen das Zimmer gekehrt war, wodurch alle Sachen in ihrer ganzen Unordentlichkeit hinter dem Glase sichtbar wurden. Dies geschah auch mit dem Hündchen, das unter den Dingen herum ging und plötzlich sein Abbild im Spiegel erblickte. Es lief näher und wollte mit seinem Doppelgänger spielen, allein der kam nicht heraus. Muffi — so hieß das Hündchen — ging vorsichtig näher, streckte den Hals, der innere tat es auch so — sie streckten die Hälse immer näher, bis sich beide Nasen am Glase berührten. Aber nun wurde in Muffis Angesichte die Betörtheit sichtbar, die ihn ergriff — denn er roch nichts, und nach seiner Berechnung mußte der andere notwendig riechen. Er strengte seine Nase neuerdings an, und die Haare auf seinem Halse sträubten sich, daß sie gerade empor standen. Endlich kam ihm ein Gedanke — er ließ plötzlich von dem Riechen ab, lief den Spiegel entlang, und hinter denselben hinein, um dort zu schauen: allein war er früher betört gewesen, so war er jetzt völlig geschlagen — eine solche Ratlosigkeit habe ich in meinem Leben noch nie in einem Angesichte gesehen, wie die war, mit welcher der Hund hinter dem Spiegel hervor kam. Leise auftretend, Fuß für Fuß hebend, mit eingezogenem Schweife ging er dem Körbchen zu, in welchem sein Polster lag, auf dem er gewöhnlich zu ruhen pflegte, gerade wie sich Menschen von Orten fort-schleichen, an denen es ihnen nicht geheuer ist, um die etwa dort befindlichen Gespenster zu betriegen. Offenbar muß ihm seine Phantasie eine

unauflöslche Unheimlichkeit vorgepiegelt haben, mithin Mächte, die all seine Kräfte lähmten und vernichteten."

Sehr bezeichnend für Stifters Anschauungen ist auch eine Begebenheit, über welche mir der Maler J. M. Kaiser berichtete. Dieser saß einst mit dem Dichter in dessen Arbeitszimmer neben dem Schreibtische, an dessen Seite sich ein geräumiger, in der Regel bis gegen den Rand gefüllter Papierkorb befand. Auf den hochgeschichteten Abfällen vom Dichtertische ruhend und manchmal auch tief in dieselben vergraben, lag oft stundenlang Lidy, damals Stifters Lieblingshund, während sein Herr und Meister, in Gedankenarbeit versunken, eifrig schrieb. Eben hatte der Dichter die rastlose Feder zur Seite gelegt, und die beiden Freunde saßen im gemütlichen Geplauder beisammen. Lidy trippelte im Zimmer umher. Im Verlaufe der Unterredung kam Stifter auf sein Lieblingsthema zurück und begann seine Ansichten über die Tierseele zu entwickeln, wobei er erklärte, daß er zu Lidy oft spreche und daß der Hund jedes an ihn gerichtete Wort verstehe. So brauche er einen Befehl gar nicht unmittelbar an das Tier zu richten, es genüge, nur nebenher mitten unter anderen Dingen einen Wunsch leichthin zu äußern. Um für das Gesagte den Beweis zu liefern, vertiefte sich Stifter in eine längere Anseinandersetzung, in deren Verlaufe er, ohne abzusetzen, aufzublicken oder die Stimme zu erheben, mitten in dem Zusammenhange anderer Sätze die Worte einsflocht: „Lidy, geh' in den Papierkorb!“ — Flugs war der Hund an dem bezeichneten Orte. Der Dichter lachte seinem Gaste triumphierend zu. Kaiser widersprach nicht; im Inneren war er aber entschlossen, bei schicklicher Gelegenheit einen Gegenbeweis zu erbringen. Als nach einer halben Stunde das Hündchen schon wieder eine Zeit lustig im Zimmer umhergetrippelt war, bat der ungläubige Freund den Dichter, wie zufällig die Bemerkung fallen zu lassen: „Lidy, geh' nicht in den Papierkorb!“ Stifter willfahrte, und im nächsten Augenblicke lag auch schon das auf den Klang des Wortes „Papierkorb“ abgerichtete Tier an dem gewohnten Plage...

Wie sehr, ja bis zum Unglaublichen, Stifters Gemüt an den geliebten Tieren hing, das hat er immer selbst in seinen eigenen Worten geoffenbart, sobald einen der Hunde ein Übel befiel. Im Jänner 1863 schrieb er an Döfler: „Ich hatte neun Jahre einen Hund, dessen Lebensinhalt nur eine Empfindung war, Liebe zu mir. Dieser sonst starke und körnige Hund (der größere) erkrankte. Ich wich nun nicht von ihm und pflegte ihn vierzehn Tage, beinahe wie man einen Menschen pflegt. Er starb und ich hatte einen Kummer um das Tier, daß es eine Schande ist, es einzugestehen...“ Schon vorher hatte Stifter über diesen Vorfall an

Heckenast berichtet, und das Geständnis abgelegt, daß ihn der Jammer völlig niederdrückte und daß es ihm ganz unmöglich geworden sei, an seinen Dichtungen weiterzuarbeiten: „Es trat in der letzten Woche eine Störung ein. Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Tier bisher ausnehmend gesund war; aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe, und pflegte das Tier, wie man fast einen Menschen pflegt, ich stand nach Mitternacht auf, und heizte ihm in meinem Zimmer, daß ich ihm eingeräumt hatte, ein. So tat ich auch heute Morgens um zwei Uhr. Das Tier ging noch auf mich zu und wedelte. Es hatte, damit es sein Wasser finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer. Heute um 7 $\frac{1}{2}$ fand ich es tot. Es wurde im Garten der Gebrüder Raindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nichts gearbeitet, und es dürften noch 3—4 Tage in Betrübnis vorüber gehen. Das gestorbene Tier hatte nur einen einzigen Lebensinhalt, in dem alles andere ausging: Liebe zu mir. Es hat mich während neun Jahren nie gekränkt, nie beleidigt, und in seiner Krankheit hätte es manchem Christenmenschen zum Beispiele dienen können. Nicht einen einzigen Seufzer stieß es über sein Leiden aus. Es war ihm genug, wenn ich im Zimmer war und freundlich zu ihm sprach, und es litt geduldig. Ich habe ihm diesen einzigen Trost, den es hatte, nicht entzogen, und blieb stets bei ihm . . .“

Ehe noch ein Jahr vergangen ist, findet sich abermals ein ähnlicher Anlaß des Jammers: „Heute bin ich etwas unwohl in Folge einer durchwachten Nacht. Die Schrift sagt: der Gerechte erbarmt sich auch seines Tieres. Ich erbarme mich wohl zu viel. Das Hündchen ist ein sehr kleiner Seindeupintsch, ist immer um die Frau, und der Frau habe ich eigentlich nachtwachen geholfen. Nach diesem Hunde kommt mir gewiß keiner mehr ins Haus, wenn er einmal stirbt; denn wir beide sind zu närrisch, wenn ein Geschöpf, das uns liebt, leidet. Vielleicht eben, weil wir keine Kinder haben. Es ist jetzt bald ein Jahr, daß der andere Hund, den wir hatten, gestorben ist. Die Sache hat einen völligen Sturm in mich gebracht . . .“

Nach diesem innigen, im tiefsten Herzensgrunde wurzelnden Anteil, welchen Stifter seinen Lieblingstieren entgegenbrachte, war es bei dem Dichter, der wie kein anderer alle seine Werke aus dem Geschauten und Erlebten ableitete, nur natürlich, daß seine Schriften die ihn erfüllende Neigung in zahlreichen Stellen verraten. In der Tat tritt außer in der Erzählung „Kondor“, wo der „ehrliche Rater Pinze“ das Gefühlsleben seines der Schwärmerei und der Kunst ergebenen Spiel- und Stubengenossen verständnisvoll teilt, fast in allen bedeutenderen Werken Stifters

der Hund als treuer Begleiter des Menschen in ansprechend gezeichneter Gestalt, nicht selten auch tätig in den Verlauf der Handlung eingreifend, hervor. Da ist der kleine Hund in den Feldblumen, für welchen der Held einen besonderen Ball zum Spielen in dem Gerümpel seines Künstler- und Gelehrten-Stillebens bewahrt, dann der gutmütige Wirtshund in der grünen Fichtau, durch dessen Anwesenheit die reizende Liebeszene zwischen Heinrich und Anna noch mehr an Innigkeit und Bewegtheit gewinnt, das Hündchen des sanftmütigen Obrists, das beim Todessturz in die Tiefe wahnsinnig geworden ist, da sind die zottigen Schäferhunde Brigittens, mit ihren flüchtigen Gestalten das eigentümliche Wesen der weithingebehnten Steppenlandschaften verdeutlichend, und da ist endlich die Meute der gegen das Wild gehezten Hunde, welche jagend den weiten Forst durchziehen, in dem der beschriebene Tännling auf einsamer Höhe thront. Ganz im Vordergrund der Geschichte steht Viktors rührend anhänglicher Spiz im „Hagestolz“, der, gegen die griesgrämigen Rötter des einsamen Greises gestellt, den Gegensatz von Frohhum und Schwermut in der wirksamsten Weise steigern hilft und vor allem Asu, dessen rührende Treue gegen Abdias von Stifter zum Gegenstande einer ergreifenden Schilderung gemacht wird. „Mit diesem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer hätte so sein müssen, daß sich die Dinge zu den seltensten Widrigkeiten verketten. — Es war zu einer Zeit, da sich eben in vielen Theilen der Gegend Fälle von Hundswut ergeben hatten, daß Abdias eine Reise nach Hause machte, und zwar auf einem Maultiere reitend und wie gewöhnlich von Asu begleitet. In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von seinem Hause entfernt war, merkte er an dem Tiere eine besondere Unruhe, die sich ihm aufdrang, weil er sonst nicht viel hingeschant hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maultiere vor, bäumte sich, und wenn Abdias hielt, so kehrte er plötzlich um und schoß des Weges fort, woher sie gekommen waren. Mitt Abdias nun wieder weiter, so kam das Tier in einigen Sekunden wieder neuerdings vorwärts und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten seine Augen so widerwärtig, wie Abdias es nie gesehen hatte, so daß ihm ängstliche Besorgnisse aufzusteigen begannen. Über eine Weile kamen sie zu einem kleinen, flachen Wässerelein, durch welches man hindurchreiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An seinen Lippen zeigte sich ein leichter Schaum, er stellte sich vor und mit heiserem Schluchzen schnappte er nach den Füßen des Maultieres, da es dieselben ins Wasser setzen wollte. Abdias nahm eine seiner berberischen Pistolen aus dem Halster, hielt das Maultier einen Augenblick zurück und drückte das Gewehr gegen den Hund ab.

Er sah durch den Rauch, wie das Tier taumelte und blutete. Daun ritt er in der Verwirrung durch das Wasser und jenseits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu diesem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuren Irrtum in Hinsicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldstelle, an welcher er sich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt und sah nun, daß er ihn dort vergessen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wässerlein erreicht, aber Asu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erschossen worden war, sondern es zeigten sich nur Blutspuren da. Abdias jagte weiter zurück und auf dem Wege sah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldstelle, er fand dort den Gürtel — und den sterbenden Hund vor demselben liegend. Das Tier machte vor Freuden unbeholfene Versuche zu wedeln und richtete das gläserne Auge auf Abdias. Da dieser auf den Hund niederstürzte, ihm Liebkosungen sagte und die Wunde untersuchte, wollte das Tier mit matter Zunge seine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es tot . . .“

In den beiden großen romanartigen Erzählungen Stifters kommen Hunde als Begleitung der Hauptpersonen nicht vor; dagegen tritt die Vorliebe des Dichters für die Tierwelt in jenen Abschnitten des „Nachsommers“ hervor, welche der Hegung und Fütterung der Singvögel durch den alten Freiherrn gewidmet sind, sowie in denjenigen Stellen seines großen, geschichtlichen Romans, welche von der überaus sorgfältigen Wartung der Pferde durch Witiko und die böhmischen Reifigen handeln.

* * *

Der Maler Karl Blumauer erzählte mir, Stifter sei, wenn irgendwoher die Kunde von einem altertümlichen Möbelstücke zu ihm drang, stets bestrebt gewesen, es so einzurichten, daß ihn eine seiner Amtsreisen in Bälde in die Nähe des für ihn begehrenswerten Gegenstandes führe. Wie dies jedem Sammler begegnet, hatte auch Stifter viele fehlgeschlagene Versuche zu beklagen, und unter den mißglückten Expeditionen gab es manche, die einen so drolligen Verlauf nahmen, daß der Dichter, wenn er später in Gesellschaft davon sprach, des größten Heiterkeitserfolges sicher sein konnte. Einmal war er auf Schulvisitation in Frankenmarkt, wo er ersuhr, daß eine Bäuerin in Böcklabruck ein schönes altes Bett mit eingelegeter Arbeit besitze. Die Kunde reizte ihn. Obwohl er für den

nächsten Morgen die Fortsetzung der Inspektion angesagt hatte, beschloß er doch sofort, noch an demselben Abend in seinem Amtswagen nach Böcklabruck zu fahren, dort zu übernachten, am frühesten Morgen das Bett in Augenschein zu nehmen, womöglich in Eile den Handel abzuschließen, und dann die Rückfahrt so zu beschleunigen, daß er um acht Uhr Früh pünktlich an der Seite des Lehrers im Schulzimmer von Frankensmarkt erscheinen konnte. Es waren eben bitterkalte Dezembertage. Die Reise ging in der Dunkelheit nur langsam vor sich und Stifter langte zu später Nachtstunde in Forsthubers Gasthof in Böcklabruck an. Nach einer in Eile hergestellten erwärmenden Abendmahlzeit suchte er sein Lager auf; aber schon um fünf Uhr Früh erschien er mit dem Hausknechte, der eine Stallaterne trug, bei dem damals in Böcklabruck wohnenden Blumauer, damit ihn dieser zu der Besitzerin des kunstvoll ausgestatteten Bettes geleite. Blumauer, anfänglich über den unerwarteten nächtlichen Besuch nicht wenig erschrocken, fuhr rasch in die Kleider, und man trat gemeinschaftlich den Weg an, welcher längs des Mühlbaches aufwärts führte. Es war stockdunkel und das Glatteis, welches sich in der feuchten Nacht gebildet hatte, machte beim Gehen die größte Vorsicht nötig. Endlich kam die kleine Gesellschaft bei dem unsicheren Lichte der trüben Laterne an den Hof, dessen Besitzerin Blumauer gut kannte. Dieser trat also zuerst ein, um zu verkünden, daß der Herr Schulrat Stifter das alte Bett zu sehen wünsche. Es verschlug nun dem Dichter nicht das geringste, daß die Bäuerin, eben erst durch den verursachten Lärm aus dem Schlafe aufgeschreckt, selber noch in dem gesuchten Bette lag; er hatte nun die Verkäuferin und den Gegenstand des Handels so nahe beisammen, als nur irgend möglich. „Es macht Jhna ja nig, nit wahr, liebe Frau, es macht Jhna ja nig!“ beschwichtigte der Dichter unaufhörlich in seiner leutseligen Weise und leuchtete mit der Laterne, die er dem Hausknechte abgenommen hatte, tiefgebückt und aufmerksam forschend von allen Seiten um das Bett herum. Die Bäuerin, bis an den Hals zugedeckt, blieb liegen, und gewährte ruhend die angeforderte Audienz, welche indes auf beiden Seiten mit einer Enttäuschung endete. Denn das Bett erwies sich bei näherer Betrachtung als minder wertvoll und dem Preise keineswegs angemessen, welchen die Besitzerin dafür begehrte, in deren Vorsteltung sich die am Kopfende angebrachten Intarzien mit Blumen und Vögeln zu einem unbezahlbaren Kunstwerke gestaltet hatten. Auf dem Rückwege widerfuhr dem Dichter, welcher in der Beforgnis, den Schulbeginn in Frankensmarkt zu versäumen, hastig vorwärts drängte, das Mißgeschick, beim Abwärtsgehen auf dem glatten Wege zu fallen und sich den Fuß leicht zu verletzen. Mit Mühe

richtete man den schweren Mann wieder auf, der unaufhörlich jammerte: „Mein Gott, ich muß zur Zeit nach Frankenmarkt, ich muß nach Frankenmarkt!“ Links von Blumauer und rechts vom Hausknechte unter den Armen gestützt, wurde der über die beschwerliche und obendrein nutzlose Fahrt untröstliche Atertümmler zu dem vor dem Gasthose harrenden Wagen geleitet, mit welchem es ihm zu seiner Beruhigung gelang, genau zur richtigen Stunde beim Schulhause in Frankenmarkt vorzufahren.

In eine sehr verwickelte Unternehmung stürzte sich Stifter durch das Bestreben, einen herrlichen alten Sakristeikasten aus der Kirche von Steyr zu erwerben. Der Patronatsherr dieser Kirche war der jagdliebende Fürst Lamberg, welcher zu jener Zeit eine berühmte Geweihsammlung besaß. Auf diesen Umstand gründete der Dichter seinen Plan. Blumauer hatte kurz vorher einen eben bei einer Ausgrabung gefundenen Mammutzahn erworben und denselben an das Stift Florian gegen zwei Paare mächtiger Achtzehndergeweihe vertauscht. Diese tabellos schönen und ungewöhnlich großen Geweihe dachte Stifter dem Fürsten Lamberg für die Überlassung des Sakristeikastens anzubieten und er ersuchte daher Blumauer um die Erlaubnis, die seltenen Stücke nach Steyr bringen und dort zur Ansicht vorzeigen zu dürfen. Die Zusage wurde gerne gegeben, und der Dichter trat in Gesellschaft seiner Gattin die Fahrt an. Rückwärts an dem Wagen waren die Geweihe mit Stricken befestigt worden, aber da sie so unermeslich groß waren, ragten die Spitzen zu beiden Seiten und am Oberrand des Gefährtes weithin sichtbar hervor, von fern her die Täuschung eines rätselhaften Ungetüms erweckend. Der seltsame Anblick des auf so ungewöhnliche Weise ausgeschmückten Fahrzeuges erregte auf dem ganzen Wege die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, laute Ausrufe des Erstaunens wurden alle Augenblicke hörbar, bald ernste, bald heitere, bald boshafte, bald unverschämte Zurufe verfolgten die Reisenden auf ihrer Fahrt. Frau Stifter, die auf vornehme Ruhe so große Stücke hielt, saß wie auf glühenden Kohlen und überhäufte ihren Gatten mit den bittersten Vorwürfen, daß er sie in eine so peinliche Lage gebracht hatte. Aber es kam noch schlimmer. Während das Ehepaar in Enns Mittagsrast hielt, versammelte sich vor dem Gasthose ein dichter Menschenknäuel um den Wagen, vor dem Naturwunder in Staunen und lebhafteste Bewunderung vertieft. Frau Stifter war nach beendeter Mahlzeit nicht zu bewegen, angesichts der laut debattierenden Menge den Wagen wieder zu besteigen, und der Dichter mußte heimlich dem Kutscher den Auftrag geben, voranzufahren und vor der Stadt im freien Felde zu warten, bis er mit seiner Gattin auf Seitenspfaden dahin

nachgekommen sein würde. Da die Wiederholung des gleichen Schauspielers in Steyr zu befürchten war, so verließ das Ehepaar schon lange vorher den Wagen, der sodann ohne Insassen am Portale des Schlosses vorfuhr. Dort aber traf den Dichter die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß der Fürst sehr schwer, ja anscheinend hoffnungslos erkrankt sei und daß auf Anordnung der Ärzte niemand bei ihm vorgelassen werden dürfe. Es blieb daher gar nichts anderes übrig, als mit den verwünschten Geweihen unverrichteter Dinge die Heimreise anzutreten, was unter sorgfältiger Beobachtung der schon auf der Hinfahrt erprobten Vorsichtsmaßregeln geschah, so daß Frau Stifter an dieser Reise kaum über Bewegungsmangel zu klagen Ursache fand. Um das Unglück voll zu machen, streifte eine halbe Stunde vor Linz Stifters stachelbewehrte Karosse an einen mit einer Plache umhüllten Bauernwagen. Da das Leinwanddach desselben durch die vorstehenden Geweihenden fast der ganzen Länge nach durchgerissen wurde, so fing der Bauer jämmerlich zu lamentieren und lästerlich zu fluchen an, und dem Dichter blieb nichts anderes übrig, als den Schaden durch einen ansehnlichen Geldbetrag mehr als reichlich zu ersetzen. Am Abend aber sagte Frau Stifter zu Blumauer, welcher voll Neugierde kam, um sich nach dem Ergebnis der Fahrt zu erkundigen: „Lieber Herr Blumauer, wenn Sie vielleicht wieder einmal Lust haben sollten, meinen Mann zu so törichten Unternehmungen zu verleiten, so müßte ich wünschen, Sie würden lieber Ihre Besuche bei uns einstellen.“

* * *

Stifters künstlerische Tätigkeit, in den Jahren vom Verlassen der Universität bis zum Erscheinen der „Studien“ sein Wesen ganz erfüllend, erlitt, ohne freilich jemals ganz aufzuhören, während der Zeit seiner größten literarischen Triumphe eine wesentliche Einbuße; später aber, als seine letzten großen Werke in langen Zwischenräumen erschienen, wußte er es so einzurichten, daß ihm, wenn er auch an manchem Tag kaum eine Stunde für die geliebte Staffelei zu erübrigen vermochte, doch die Farben auf der Palette niemals mehr ganz eintrockneten. Er suchte in jener Zeit auch wieder mehr mit Malern, die für ihn immer zu den interessantesten Menschen der Erde gehört hatten, in Verkehr zu treten; wenn es schon nicht anders ging, doch wenigstens brieflich. Auch trat er seit 1851 als ständiger Kritiker der Linzer Ausstellungen, an jener Stelle wohl nicht schaffend, aber doch urteilend und nachempfindend, in nähere Beziehungen zur Kunst und zu ihren Vertretern, wobei allerdings das

geringe Ansehen, welches Linz als Kunststadt genoß, und die kaum nennenswerte Verbreitung, die Stifiers Berichte aus diesem Grunde fanden, seinen Worten nicht jenes Gewicht verliehen, das ihrer inneren Bedeutung entsprochen haben würde. Sein Verständnis für die bildende Kunst in ihrem ganzen Umfange war, trotzdem weder sein Bildungsgang noch sein hauptsächlichstes Arbeitsgebiet unmittelbar auf eine eindringliche Vertiefung nach jenen Richtungen hinlenkten, ein gründliches und ausgedehntes, und er urteilte über die Werke der Architektur und der Bildhauerei ebenso zutreffend wie über Gemälde.

Stifter stellte die Kunst in seinem Empfinden fast so hoch wie die Religion; sie war ihm „das höchste irdische Gut, die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes“. — Ein eigentümlicher Zug von Energielosigkeit in dem namentlich ansfangs oft fahrigem Wesen Stifiers muß eine Erklärung bieten für die fast unbegreifliche Tatsache, daß der schöngeistig veranlagte und der Malerei mit glühendem Herzen ergebene junge Mann es niemals ernstlich versucht hat, sich im Technischen der Kunstübung durch einen gediegenen Unterricht zu festigen. Alles, was er über Farbmischung, Vortrag, Pinselführung, Luftperspektive, Harmonie der Töne, Gegensatzwirkung und Lichtverteilung mit der Zeit als sicheres Wissen zu eigen besaß, das hat er entweder von gelegentlichen Atelierbesuchen als Gewinn heimgetragen, in Kunstgesprächen erlauscht, oder aus zahllosen mißglückten Versuchen endlich als persönliche teuer erkaupte Erfahrung gewonnen; es ist sehr zu verwundern, und gewiß ein Zeichen ungewöhnlich hoher Begabung, daß er mit den Jahren auch das Handwerksmäßige der vielen für den künstlerischen Ausdruck der Ideen und Stimmungen unerläßlichen stofflichen Verrichtungen mit so annehmbarer Sicherheit beherrschte, als ob er in langer Schulung dazu angeleitet und darauf hingeführt worden wäre. Es kann für den Einsichtigen nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß Stifter seiner Veranlagung nach dazu berufen gewesen wäre, einer der bedeutendsten Maler zu werden, wenn die Größe der Auffassung und die Feinheit wahrhaft künstlerischen Empfindens, die er im allerhöchsten Maße besaß, sich zu jener mühelosen Verwendung der Ausdrucksmittel gefellt hätte, die jedem mäßig begabten Kunstschüler in wenigen Übungsjahren geläufig wird. Was den gottbegnadeten Künstler adelt, das alles war ihm eigen, was aber der schaffende Maler als tägliches Nützzeug spielend beherrscht, das zu erlernen hatte er niemals Gelegenheit gehabt. Der Rat, welchen Stelzhammer dem Dichter gab, dieser solle die Malerei lieber ganz aufgeben, hätte eigentlich richtiger dahin lauten müssen, daß vor der freien künstlerischen Betätigung erst das

richtige Können, die Art des Hervorbringens erlernt werden müsse. Da das planmäßige Lernen unterblieb, so behielt die Mehrzahl von StifTERS künstlerischen Arbeiten, so groß sie auch gedacht, so eminent malerisch sie auch empfunden waren, etwas von der Unsicherheit, der Steifheit, der Geziertheit, der Überdeutlichkeit, der technischen Unzulänglichkeit des Sonntagsmalers. Aber der große Wurf ist da, die Macht einer erhabenen Durchgeistigung bricht überall hervor, und wo ihn der Flug eines auf das Unendliche gerichteten Gedankens zu hoher Begeisterung emporträgt, da sehen wir ihn auch die Enge der stofflichen Beschränkung, den so oft boshaft die schönsten Ideen vereitelnden Widerstand des Materials, die „Tücke des Objectes“, siegreich überwinden. Mögen uns immerhin seine Zeichnungen durch ihre mühsam aneinandergestückelten, verzupften und zerzansten Linien bestreuen, mögen wir auch die Empfindung nicht abwehren können, daß seine Aquarelle oft kindlich unbeholfen, in der Sache unfrei, im Einzelnen hart und kleinlich sind, und daß seine Ölmalereien zumeist durch das schichtenweise Übereinanderlegen der Töne die Katalogigkeit deutlich machen, welche das überzeugungsvolle, frische, flotte Hinzusetzen fester und breiter Pinselstriche hindert, so geht doch aus der Betrachtung seiner, wenn auch häufig ganz unfertigen Blätter eine Wärme und eine göttliche Innigkeit in unser Gemüt, die uns soust nur im Anschauen der naiv empfundenen Tafeln der alten Meister bewegt. Durch seine Erstlingsversuche deutlich verratend, daß die mächtigen Einflüsse Markos und Steinfelds ursprünglich seine ganze Anschauung beherrschen, und in der Auffassung der landschaftlichen Natur, in der Wahl der Motive, in der oft unwahren Farbengebung, in der weitgehenden Ausführung der Einzelheiten, in der Glätte des Vortrages, in der süßlichen Verdämmerung des Hintergrundes und in dem harten Herausschneiden des Vordergrundes seinen Zeitgenossen Holzer, Gauer mann und Hansch vielfach nahe verwandt, weisen doch manche von seinen Blättern weit über ihre Zeit hinaus und stellen ihn auch künstlerisch mitten in das Ringen der Gegenwart. In unserer Zeit, in welcher die geschicktesten Maler kein eisrigeres Bestreben kennen, als eben diese Geschicklichkeit wie etwas Sündhaftes zu verbergen, damit nur ja die Empfindung, unbeirrt durch selbstgefälliges Virtuosen tum, keusch und rein hervortrete, würde Stifter auch als Maler in der ersten Reihe stehen. Ungleich der vor allem die materielle Wahrhaftigkeit anstrebenden Landschaftsschule der jüngstverfloffenen Zeit setzte sich der Dichter, in diesem Sinne ganz nahe verwandt den poesieerfüllten Naturmalern der Gegenwart, das Ziel, das Stofflich Gegebene künstlerisch zu vergeistigen.

Ohne in die nach Gruppierung und Staffage vollständig erfundene, hellenisierende Ideallandschaft Markos zu verfallen, war er doch bemüht, die aus der Wirklichkeit entlehnten landschaftlichen Formen mit einem hohen Gedankeninhalte zu erfüllen, oder sie durch ernsten, gewaltigen Stimmungszauber auszuzeichnen. Wenn Stifter heute noch leben und malen würde, so müßte ihn die Worpsweder-Künstlervereinigung freudig als einen der ihrigen begrüßen. Stifter tut man ebenfowenig als Landschaftsdichter wie als Landschaftsmaler mit einigen leeren Redensarten ab. Wie seine poetischen Schilderungen der Natur, darin den ermüdenden Aufzählungen und Beschreibungen der Haller, Brockes und Geyner höchst unähnlich, weniger zergliedern als dichterisch befeelen und nicht so sehr eine Gegend getreu zu zeichnen versuchen, als vielmehr die Stimmung, welche durch ihre Betrachtung erregt wird, so ist er auch als Maler bestrebt, seine künstlerischen Darstellungen vom bloß Irdischen abzulösen. Etwas Geheimnisreich-Unbestimmtes, etwas Erhaben-Zaubervolles geht von seinen Bildern aus, die mit allen Zügen aus der belauschten, beobachteten, erratenen Natur geholt sind, und doch über dieselbe hinausweisen auf ein vom höchsten Geiste Erfülltes, Unendliches.

Bei einer Anzahl seiner Landschaftsbilder aus der letzten Zeit, von denen, was tief zu beklagen ist, nicht ein einziges der Vollendung zugeführt wurde, hat Stifter die Absicht der Vergeistigung schon in der Bezeichnung ausgedrückt, welche er den einzelnen Gemälden beilegte. So lesen wir in dem von Dr. Adalbert Horcicka im vierzehnten Bande der kritischen Ausgabe von Stifters Werken veröffentlichten, vom 5. Februar 1854 bis zum 24. August 1867 reichenden Malertagebuche des über seine Lieblingsneigung genaue Aufzeichnungen führenden Poeten folgende acht Bilder angeführt, mit welchen der Dichter damals beschäftigt war:

1. Die Vergangenheit — römische Ruinen — bis auf den Vordergrund gezeichnet, die Luft gemalt.

2. Die Heiterkeit — griechische Tempeltrümmer — Mittelgrund gezeichnet, Luft und Hintergrund gemalt.

3. Die Sehnsucht — Mondstück — die Luft gemalt.

4. Die Bewegung — strömendes Wasser — bis auf die Luft und Teile des Vordergrundes gezeichnet (wurde später verworfen und neu gezeichnet).

Im Kopfe entworfen und noch nicht begonnen:

5. Die Ruhe. See mit Schneeberg.

6. Die Einsamkeit. Ruinen mit Mondaufgang.

7. Die Wehmut. Mondstück.

8. Die Feierlichkeit (Großgödner).

Die Anführung dieser Überschriften zeigt, daß sich in der Seele des Dichters bei der Betrachtung landschaftlicher Szenerien Stimmungen auflösen, welche sich aus dem Wesen des empfangenen Natureindrucks erklären, und daß er daher ebenso gut umgekehrt für eine Stimmung den bezeichnenden Ausdruck in einem verwandten Bilde findet. Aber auch, wo dies nicht ausdrücklich gesagt ist — die modernen Maler ziehen es vor, ihre Absicht lieber erraten zu lassen, als sie auszusprechen, und Stifter gab stets gerne der Mutmaßung Raum — zeigt in vielen Fällen die Stoffwahl und die Art der Auffassung bei seinen Bildern, daß es ihm nicht sowohl um die Darstellung einer Landschaft als um die Verstärkung einer Idee oder um das Festhalten einer Stimmung zu tun ist. Er hat darin mit seinem, vorausahnendem Empfinden — ganz so wie in seinen Schriften, in deren zarten dämmerigen Gefühlen die Modernen Geist von ihrem Geiste begrüßen — ein Gebiet betreten, das, nur in den Stoffen und in der Fertigkeit der Durchführung, aber nicht in der Tiefe der Beseelung von seiner Art verschieden, späterhin von Böcklin und Segantini in machtvoller Kühnheit erobert wurde.

Bilder beherrschen seit der frühesten Jugend Stifters ganze Seele. „Von Kindheit an,“ sagt er selbst im Nachsommer, „hatte ich einen Trieb zur Hervorbringung von Dingen, die sinnlich wahrnehmbar sind;“ diese unbezähmbare Sucht, zu gestalten, war es eigentlich, welche ihm zuerst den Stift und den Pinsel und später die Feder in die Hand drückte. Da es ihm dabei mehr um die Befriedigung seines Innenlebens, als um eine fertige Leistung, mehr um das Probieren und Studieren, als um einen simplen Erfolg zu tun war, da es ihn reizte, so zu gestalten, „daß die Dinge als Dinge, nicht als Färbungen gelten“, wobei ihn das Einfache, das Unscheinbare am meisten anzog, dessen Bewältigung ihm aber, weil es „minder entschiedene Farben zeigte“, die größten Schwierigkeiten machte, und er daher oft lange nicht über einen sehr nichtig aussehenden Versuch hinauskam, so konnte Friedrich von Strobach zu seinem harten und schiefen Urteil über die Malübungen des Dichters gelangen: „Er spielte damit, wie überhaupt die spieleude Art der Beschäftigung ihm die liebste war und der Behändigkeit seiner Natur am besten zusagte. Jahrelang konnte er eine große Leinwand auf seiner Staffelei stehen haben, auf der nichts gemalt war, als eine rote Sonne in nebelhaften grauschwarzen Wolken, im Vordergrund des Bildes ein Gewirr von übereinandergeschobenen Steinen, wie er sie von seinen Spaziergängen auf den Ufern und Inseln der Donau nach Hause brachte und dann jahrelang

in malerischer Unordnung auf den Stühlen seines Arbeitszimmers liegen ließ." Daß Stifter dabei unablässig bemüht war, hinter das Geheimnis der vollendeten malerischen Täuschung zu gelangen, blieb dem Beurteiler wohl verborgen. Auf mangelndes Verständnis dürfte gewiß auch die fast lächerliche Behauptung zurückzuführen sein, daß er „seltsame Steinformationen" in seinem Zimmer gruppiert habe, um danach die „zerklüfteten Kalkalpen" und „das Hochgebirge" zu zeichnen; bei seinen Steinstudien im Atelier handelte es sich vielmehr um einzelne Steinclumpen des Vordergrundes, die der naturliebende und gewissenhafte Mann, dem doch bei seiner erdrückenden Beschäftigung die Zeit fehlte, wie ein Berufsmaler mit der Mappe den ganzen Tag im Freien zu sitzen, nicht bloß aus dem Gedächtnisse malen wollte. Wie weit, fast bis ans Komische streifend, sein Respekt vor der Wahrhaftigkeit ging, beweist der Umstand, daß er, wenn ein sanft abfallendes See- oder Bachufer zu malen war, eine Menge von Steinen in einem großen Schaff unter Wasser setzte, die er dann unter Beihilfe seiner Dienstmagd so lange hin und herschwenkte, bis sie eine möglichst ungesuchte, natürliche Lage einnahmen. Da hatte er dann ein Modell, das wochenlang still hielt, das keine zeitraubenden Wanderungen verursachte, und bei dem es nichts verschlug, wenn er im Tag auch nur wenige Minuten zur Staffelei kam. Zu so unkünstlerischem Gebaren sah sich der Mann veranlaßt, dem die heißeste Kunstbegeisterung im Herzen saß, und der die Malerei nicht lassen konnte, auch als ihm fast jede Gelegenheit zu ihrer Ausübung benommen war.

Seine Vorbürse waren fast immer einfach, oft dürftig. Das Einsame und Lede reizte ihn, starre Felsenwüsten und steinige Halben, wie sie der Dichter in den „Zwei Schwestern" und im „Kalkstein" meisterhaft geschildert hat, nahmen unter seinen künstlerischen Versuchen den ersten Platz ein. Die von ihm oft gemalte Lieblingslandschaft schildert er selbst im „Nachsommer" als einen „wüsten Raum", erfüllt mit riesengroßen starren Felsen, die in einem zerrissenen, vielgestaltigen Boden stehen, „ohne Baum und Strauch, mit den dürren Gräsern, den weiß leuchtenden Furchen und mit dem Gerölle und mit dem Trümmerwerke, das überall ausgefäet, der dörrcnden Sonne entgegenschaut. So war der Boden, so bedeckte er die ungeheure Fläche und so war er in sehr großen und einfachen Abteilungen gehalten und über ihm waren Wolken, welche einzeln und vielzählig, schimmernd und Schatten werfend in einem Himmel standen, welcher tief und heiß und südlich war." Als der junge Landschaftler, vor seinem Bilde stehend, zu einer Erklärung gedrängt wird, sagt er bescheiden: „Ich bin nicht auf irgend etwas Besonderes ausge-

gangen, sondern habe nur so Gestaltungen, wie sie sich in dem Gemüte finden, entfaltet."

Gestaltungen zu entfalten, die sich im Gemüte finden, das war es, wozu sich Stifter in der Malerei stets gedrängt fühlte. Gewöhnlich war es eine tieferste, schwermutsvolle Szenerie, die seinem geistigen Auge vor-schwebte. Ranzoni berichtet über eine Hochgebirgslandschaft, die er einst bei Stifter sah: „Mehrere Jahre hindurch hatte er Studien für das Bild gemacht, das eine öde, von himmelaufstrebenden Felsen gebildete Schlucht darstellt, durch welche ein schäumender Gebirgsbach tost. Die Wände der Felsen sind schütter mit Tannen bestanden, aus dem Bette des Baches ragen unförmliche, mit dunklem Moos bekleidete Steine auf; da und dort liegt mit in die Luft bohrenden Ästen ein halbverdorrter, durch Nässe und Sonnenhitze gebleichter Stamm; ein Adler, der aus der Schlucht mit weit ausgespannten Flügeln dem freien Äther zuschwebt, ist das einzige lebende Wesen auf dem Bilde."

So gut dem romantischen Dichter die öde Verlassenheit zusagte, ebenso sehr liebte er den geheimnisvollen Zauber der Nacht. Ein vom halbverhüllten Mond beschienenes Wasser, dürftiges Ufergebüsch, der Ausblick in die weite Ebene — das war nächst dem grandiosen Felsengeklüft sein liebster Vorwurf. Er hat den Mond oft genug besungen — noch öfter hat er ihn gemalt. Auch dort, wo er nur schilderte, offenbart sich das Auge des Malers: „Der senkrecht stehende Vollmond hing lange Strahlen in die Fichtenzweige und säumte das Wasser mit stummen Blüten." — — „Sehet, da geht der blutrote Mond auf, sehet nur hin auf das düstere holde Licht, wie es am Waldestrand erglimmt und fast schon sichtbar die langen Schatten über den See streichen." — — „Die weißen Kissen liegen unzerknittert dort auf dem Bettgestelle und der Vollmond malt die lieblich flirrenden Fensterscheiben darauf." — — „Wenn eine schöne Vollmondnacht über dem ungeheuren, dunklen Schlummerkissen des Waldes stand und leise, daß nichts erwache, die weißen Traumkörner des Lichtes darauf niederfallen ließ . . ."

In den „Studien über den Dichter der Studien" von J. A. Freiherrn von Helfert finden wir folgende Stelle aus einem Briefe des Barons Sigmund von Haudel: „Stifter hat zweifellos nur wenige Bilder vollendet. Ich erinnere mich nicht, eines fertig auf seiner Staffelei gesehen zu haben, wohl aber eine Anzahl von begonnenen Bildern, besonders Mondlandschaften, deren Vollendung ihm zu schwierig wurde." Wenn auch Stifter die meisten seiner Arbeiten unfertig stehen ließ und viele selbst späterhin vernichtete, so hat er doch, namentlich in der ersten Zeit, eine Anzahl von

Gemälden vollständig durchgeführt. Mehrere derselben wurden nach seiner eigenen Angabe von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstverein angekauft". In der Jahresausstellung der Akademie hatte er 1839 eine Gebirgslandschaft, einen Kirchhof, eine Herbstgegend und, wie Jordan Kaj. Markus behauptet, noch „zwei andere landschaftliche Sujets"; 1840 ein „Seestück bei Mondbeleuchtung" und 1842 eine „Felsenpartie". Aber schon im Jahre 1836 spricht er von drei Bildern, die er gemalt hatte — „nur mit dem letzten, dem Gefäße, bin ich zufrieden," — und wir erfahren aus seinen eigenen Mitteilungen von „einem großen Dachstein" im Besitze des Freiherrn von Lebzelter, von einer Schweizer Landschaft „mit der Aussicht auf die Jungfrau", welche die alte Gräfin Colloredo erhielt, dann von einem „embryonischen, mißgeburtigen Bilde", das ihm Sigmund von Handel „entführt" hat. Auch im Besitze der Baronin Pereira soll ein Bild seiner Hand gewesen sein, und ein für Castelli auf Kupfer gemaltes Dosenbildchen, eine in Miniatur gemalte Mondscheinlandschaft, ist angeblich in die Sammlung von R. Fischer in Wien übergegangen; das vom Wiener Kunstverein gekaufte Bild ist nach Graz gewonnen worden, ein anderes kam nach Triest. Dieses letztere wollte, wie Freiherr von Helfert in seiner bereits früher erwähnten, sehr wertvollen Abhandlung über Stifter mitteilt, der Dichter zurückverlangen, „wahrscheinlich weil er nachträglich damit nicht zufrieden war; er konnte aber den Besitzer nicht ansündig machen". Aus dem Jahre 1835 besaß Dr. A. Mugerauer eine Landschaft mit drei Frauengestalten, welche in dem kühlen Schatten einer Laube ihren häuslichen Beschäftigungen obliegen. Im Hintergrunde steht ein stattliches Schweizerhaus, von üppigem Pflanzenwuchs umgeben; Körbe und Hausgeräte im Vordergrund sind „mit echt Stifter'scher Kleinmalerei ausgeführt". Dieses Bild ist in den Besitze des Fräuleins Antonie Braun, der Enkelin Dr. Mugerauer's, übergegangen. Nach der Szenerie dürfte auf die Gegend von Alt-Auffsee zu schließen sein.

Im Gegensatz zu Stifter's ursprünglicher Meinung, daß er zwar nicht als Dichter, aber doch als Künstler sicher Bedeutendes erreichen werde, nennt er sich später einen „in der Kunst untergeordneten Mann, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht", und beklagt sich dem ihn besuchenden Schriftsteller Hofegger gegenüber, die Leinwand sei ihm „wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Barte und Wahrhafte aber durchfalle". Trotzdem ist er unablässig am Werke, sein Glück immer wieder zu versuchen, worüber das hochinteressante, von

Dr. Ad. Horcicka veröffentlichte „Malertagebuch“ die bemerkenswertesten Aufschlüsse gibt. Sehr viele Dichter haben sich auch als Maler versucht; Goethe und Gekner, Thakeray und Fritz Reuter, Scheffel und Gottfried Keller, Stelzhamer und Julius Grosse, Paul Heyse, Arthur Fitger und Gerhart Hauptmann haben neben der Feder auch den Pinsel zu führen verstanden; aber kaum einem derselben ist die erstaunliche Ausdauer und Uermüdlichkeit Stifters eigen gewesen — eine Ausdauer, die man selbst bei Berufsmalern selten findet.

In den tabellarischen Rubriken seines Malertagebuches finden wir pedantisch genaue Aufzeichnungen, in denen sich das „Stück Philister“ verrät, das Gottfried Keller in dem Dichter sah. Der Gegenstand der Arbeit, der Anfang und das Ende der Arbeitszeit, die Stunden, ja sogar die Minuten sind gewissenhaft angegeben. Die Eintragungen vom Oktober 1859 lauten:

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stun- den	Minu- ten
2.	10.07	11.25	an der Ruhe gezeichnet	1	18
11.	10.46	11.10	an der Ruhe gezeichnet	—	24
12.	8.48	11.30	a. d. Bewegung gem. (Lust z. 6ten u. legt. Male)	2	42
16.	8.42	10.21	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	39

So geht das dreiundvierzig Seiten lang fort!

Durch übersichtliche Zusammenstellung der Angaben dieses Tagebuches hat Dr. Horcicka sehr interessante Ergebnisse gewonnen. Dabei wurde ersichtlich, daß die „Bewegung“ unter allen Bildern der letzten Zeit den Dichter am längsten in Anspruch genommen hat. Am 22. Feber 1854 schreibt Stifter die Bemerkung ein: „Die Zeichnung der Bewegung vollendet;“ aber schon am nächsten Tage fertigt er einen zweiten Entwurf an. Seit 1. November 1856 wird „an einer erneuerten und vergrößerten Bewegung gezeichnet, derselbe Gegenstand, der frühere, wurde verworfen“. Am 20. Jänner 1858, also fast vier Jahre nach der ersten Eintragung, wurde das dritte Mal „die Zeichnung der Bewegung vollendet“, und somit im ganzen „zur Zeichnung der Bewegung 75 Stunden 21 Minuten gebraucht“. Nachdem aber später, wie aus den Eintragungen hervorgeht, das Bild gemalt und bis zum 5. Oktober 1862 wahrscheinlich auch voll-

endet worden war, setzt uns eine nach dieser Zeit eingesetzte Angabe in das größte Erstaunen, denn wir werden durch dieselbe belehrt, daß der Dichter das Werk, an welches er so viel Mühe und eine so bedeutende Zahl von Arbeitstagen verwendet hatte, in einem Anfälle von Unzufriedenheit gänzlich zerstört haben dürfte. Am 24. April 1864, mehr als zehn Jahre nach dem Beginn des ersten Entwurfes, wird nämlich wieder „an der Bewegung gezeichnet“. Zur Vollendung der Malerei kam es nie, trotzdem im ganzen tausendeinhundertdreiundsechzig Stunden und dreiundvierzig Minuten an diese Arbeit gewendet worden waren! Ein ähnliches Schicksal war auch den übrigen Werken aus seiner letzten Zeit beschieden. Nachdem er 31 Stunden 51 Minuten an der „Einsamkeit“ gezeichnet hatte, fing er für das am 5. Juni 1854 begonnene Bild am 12. Oktober 1862 eine „neue Zeichnung“ an. Ebenso erging es der am 23. November 1854 begonnenen „Ruhe“, deren Entwurf, nachdem derselbe fast dreihundert Stunden Arbeitszeit beansprucht hatte, am 22. Dezember 1864 durch eine neue Zeichnung ersetzt wurde. Die Malerei an diesem Bilde hat den Dichter sodann bis zu seinem Ableben beschäftigt, und der Pinsel wurde ihm durch den Tod entrissen, ohne daß es ihm gegönnt gewesen wäre, das Werk zu Ende zu führen. Ein „Steinbild“, die „Erinnerung an den Karst“ hat er bereits im Jahre 1860 unvollendet, nachdem er mehrere Monate sehr fleißig daran zeichnete und malte, von der Staffelei abgesetzt, ohne es jemals wieder vorzunehmen. Sein letztes halbvollendetes Bild stellte die Lakerhäuser im bairischen Walde vor; Wittinghausen noch einmal zu malen, wie er in den letzten Lebensjahren stets gewollt, war ihm nicht mehr vergönnt.

Dieses unausgesetzt nach dem Höchsten verlangende und stets in lähmender Unzufriedenheit endende Streben hätte unbedingt zu den schwersten Erschütterungen seines ohnedies nicht auf sicherster Grundlage ruhenden Hauswesens führen müssen, wenn Stifter die Malerei zu seinem Lebensberufe erwählt haben würde. Zu seinem eigenen Glück hatte es sich so gefügt, daß er über die Verwendung seiner Feierstunden keinerlei Rechenschaft zu geben verpflichtet war.

Über seine Art zu arbeiten hat mir Baronin Amélie von Handel freundlichst einen sehr hübschen Bericht erstattet: „Stifters Malerei hätte wohl zu etwas werden können, aber sie überbürdete sich, wie übrigens auch seine Dichtung, mit Detail. Ich habe einen Vollmond gesehen, den er unzählige Male wiederholte, ehe er ihn genügend strahlend fand. Als nun der Mond vollendet war, erhob sich erst die eigentliche Schwierigkeit: wie sollten die Gegenstände gehalten werden, die der Mond zu bestrahlen

hatte? Stifsters Sinne nach mußte jeder Stein deutlich werden, jeder Baum seine Familie nennen. Das hob aber wieder die Illusion der Nacht, den Zauber des Unbestimmten auf. Er war sich des Unvermögens, Dämmer zu malen, peinlich bewußt, er stak damit wie in einem Banne, aus dem er sich nicht zu befreien wußte. Seine Technik war für das Einzelne bedeutend, er traf die einzelne Ähnlichkeit, aber die gesamte nicht. — Als ich heiratete, im Jahre 1855, war in dem Familienschlosse Hagenau ein Ölbild von ihm zu sehen. Ich erinnere mich desselben als einer unvollendeten Landschaft, wie ich denn überhaupt nichts Vollendetes in Stifsterscher Malerei gesehen habe: immer klappte eine Lücke zwischen weitester Komprehension und peinlichster Genauigkeit, überall fehlte die künstlerische Möglichkeit einer Extravaganz. Die heutige, sezessionistische Schule würde er ja in ihren Extremen verpönt haben, aber ihre Anschauung wäre gerade das gewesen, was ihm die etwas verpappten Flügel lösen konnte. Warum wir jenes Bild aus Hagenau nicht fort nahmen, weiß ich nicht mehr. Das Gut ging an meinen Schwager über. Weder in Hagenau, noch sonst bei Colloredo, Lamberg oder Lebzelttern bin ich seither Stifsters Pinsel wieder begegnet . . .“

Sowohl in der Dichtkunst als auch in der Malerei hatte Stifter niemals einen Meister oder ein unmittelbares Vorbild; in seinem Schaffen hier wie dort ist kein dauernder Einfluß ersichtlich. Fischbachs Unterweisungen in der ersten Wiener Zeit und die Kopien nach den Skizzen dieses Malers sind kaum zu rechnen. Daß er in Technik und Stoffwahl zunächst ganz und gar ein Kind seiner Zeit war, ist selbstverständlich. Dann kam der Einfluß der Alten und was in Ausstellungen mächtig auf ihn wirkte. Während er aber die Alten — namentlich die Werke Ruissdaels, Claude Lorrains, Bouwermanns, Van der Neers — mit uneingeschränkter Bewunderung betrachtete, blieb sein kritisches Auge, dem freilich der liebevoll veröhnende Blick nie fehlte, in der Musterung der zeitgenössischen Arbeiten stets wachsam; und da er bei aller Anerkennung der ihn erfreuenden Vorzüge — um nur die von ihm besonders verehrten Landschaftler zu nennen — doch bei Achenbach die Verblasenheit der Hintergründe, bei Hansch den Mangel an Natürlichkeit, bei Gauermann die glasige Härte, bei van Haanen das einseitige Virtuositentum, bei Leu das manchmal gesuchte Kolorit, bei Albert Zimmermann das Unplastische des Vortrages zu rügen fand, und selbst seinen vergötterten Lieblingen, dem idealen Marko, dem großzügigen Rottmann, dem liebenswürdigen Bürkel und dem träumerischen Piepenhagen keineswegs unbedingte Gefolgschaft leistete, so hat er sich keinem derselben dauernd angeschlossen, umsomehr, als ihm

Nachahmung in jeder Art von Kunst verwerflich erschien. An dem sichereren Halte dieser Anschauungen ist er sich selbst treu geblieben, ist er in Dichtkunst und Malerei ein „Eigener“ geworden und über alle Schulen hinweg bis zum moderneu Geiste vorgebrungen.

Dieser Geist verrät sich nicht nur in der Ausführung und Verinnerlichung seiner Malereien, sondern auch in der Stoffwahl, welche mehr und mehr dem Einfachen, dem Unscheinbaren, dem Dürftigen zustrebte. Stifter hat die ihn dabei leitenden Grundsätze selbst einmal deutlich ausgesprochen: „Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit Wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Die Armut und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber roh; und die Armut und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form.“

Die frühesten unter seinen uns erhalten gebliebenen Bildern, eine „Ansicht von Kremsmünster“ aus dem Jahre 1823, im Besitze des Bibliothekars Anton Schloffer in Graz und von diesem in der Zeitschrift für Bücherfreunde, IV. Jahrgang, 1900, S. 278 veröffentlicht, sowie die aus dem Jahre 1825 stammende Illustration zu dem oberösterreichischen Volksliede „am Rain lag ein Haus“, welche sich im Besitze des Dichters P. K. Hofegger befindet und von Horcicka dem vorerwähnten ersten Bande der „Vermischten Schriften“ in einem vorzüglich ausgeführten Lichtdrucke beigegeben wurde, sind dilettantisch ausgeführte Aquarelle; sie verraten die Hand des Anfängers in der ängstlichen Ausführung jedes Baumblättchens und jedes Grashalms und in der peinlich scharfen Zeichnung der sauber ins Grün gefetzten Baulichkeiten; dabei müssen wir sie aber doch als gut in den Raum gestellte, wirksam angeordnete Bilder bezeichnen, von welchen das letztere auch bereits ein aufmerksames Galeriestudium verrät. Stifter hat dieses Bild als Rekonvaleszent nach den echten Blättern in Kremsmünster gemalt und es der Mutter des Dr. Karl Gubatta in Leoben „aus Dankbarkeit dafür, daß sie sich seiner während der Krankheit annahm“, gewidmet; im Jahre 1897 erhielt es Hofegger von Dr. Gubatta zum Geschenke. Nach der Schilderung Dr. Horcickas ist die Zeichnung „trotz mancher Verstöße, wie sie Schülerarbeiten aufzuweisen pflegen“, im ganzen recht korrekt, in der Perspektive wahr, in der Behandlung des herbstlichen Baumschlages verständnisvoll. „Die Straße, der Stein und der Baum zur Rechten sind stark

rötlich gehalten, die Partie zur Linken ist in gelblich grünem Tone, insolgedessen das feine harmonische Zueinandergreifen der Farbenabstufung vermischt wird.“

Diesen Anfangsarbeiten, welchen eine schülerhafte Bleistiftzeichnung (Wegsäule mit Gebüsch) und ein kleines Aquarell (Partie bei Kremsmünster) aus dem Besitze des Herrn A. M. Pachinger in Linz in der Zeit vielleicht noch vorausging, schließt sich eine Gruppe von Bildern und Studien an, in welchen das Gegenständliche besonders hervortritt; zum Teile unmittelbar nach der Natur gemalt, zum Teile Erinnerungsbilder an wirklich Gesehenes wiedergebend, hatte sie der Dichter vorwiegend zur Aufbewahrung in seiner Mappe oder zu Widmungen an Personen bestimmt, welche, da sie in den dargestellten Gegenden heimisch waren oder sich in liebevoller Anhänglichkeit gerne im Geiste in sie zurückführen ließen, durch die Betrachtung der gemalten Szenerien in ein Gefühl angenehmen Gedenkens versetzt werden sollten. Hieher gehörten unter den uns erhaltenen Bildern vor allem ein Teil derjenigen, welche Stifter der Familie Greipl in Friedberg zum Geschenke machte. Zwei derselben hat Dr. Horcicka in den von ihm herausgegebenen „Vermischten Schriften“ Stifters und in dem „Stifterheft“ der Zeitschrift „Deutsche Arbeit“, Jahrgang 1, Heft 9, veröffentlicht: die irrtümlich als „Blick auf Gutwasser bei Oberplan“ bezeichnete Ansicht des Ortes Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich und „Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen“. Ein reizendes, auf Holz gemaltes kleines Ölbild, „die Ruine Wittinghausen“ darstellend, welches Stifter ursprünglich dem Mathias Greipl junior verehrt, später aber auf eine Zeit zurückgenommen und wieder abzuliefern unterlassen hat, ging aus dem Nachlasse der Witwe des Dichters an die Frau Präsidentin Klier von Hellwart in Linz über, welche es bei der Versteigerung im Jahre 1883 erwarb. Die in hellen ansprechenden Farben gemalte halbversallene Burg war, wie das Bild zeigt, zu Stifters Zeit noch weit besser erhalten als heute; einige der auf der linken Seite des entzückend ausgeführten Bildchens stehenden Mauerreste sind jetzt spurlos verschwunden und ein Teil der damals noch von den Überbleibseln der alten Baulichkeiten bedeckten Fläche ist nun mit dichtem Baumwuchse bedeckt. Stifter hat, wie J. A. Freiherr von Helfert in den „Studien über den Dichter der Studien“ berichtet, noch ein zweites Bild der Ruine Wittinghausen gemalt und dasselbe seinem Jugendfreunde Dr. A. Mugerauer mit folgender Widmung verehrt: „Dr. Antonio Mugerauer. St. Thoma, olim Wittinghausen, nunc ruinis distractis monumentum adhuc restat

nostrae juventatis laete ibi peractae et fraterni amoris, qui non prius cesset quam illi testes muri cinerei, quorum sumus memores. Pietas tibi imaginem offert — ne sis quando immemor temporis ejus hominumque participum. — Viennae, Augusti die 26ta 1839. Ad. Stifter — Dr. Anton Mugerauer. St. Thoma, einst Wittinghausen, jetzt in zerfallenen Trümmern, besteht bis heute als ein Denkmal unserer dort verbrachten Jugend und brüderlichen Liebe, welche nicht früher aufhören wird, als jene Zeugen, die in Asche gelegten Mauern, deren wir gedenken. Verehrung weiht Dir das Bild — vergiß nie jene Zeit, nie diejenigen, die Deine Genossen waren. — Wien, 26. August 1839. Ad. Stifter." Das diese Widmung auf der Rückseite tragende Bildchen befindet sich gegenwärtig im Besitze der Enkelin Dr. Mugerauers, des Fräuleins Antonie Braun in Wien.

In diese Reihe fallen auch die verschiedenen nach der Natur aufgenommenen Bleistiftzeichnungen: fünf Blätter befinden sich im Besitze des Herrn Hofrates R. Graf in Linz, flüchtige, unfertige Arbeiten aus den letzten Lebensjahren, sämtlich signiert und mit Zeit- und Ortsangabe, Lakerhäuser 28. Sept. 1865, 2. Okt. 1865, 8. Okt. 1865 und 13. Aug. 1866 versehen bis auf eine einzige, welche einen in der Ferne verdämmernden Waldesrücken darstellt; eine Zeichnung der Gutwasserkapelle, signiert „Adalbert Stifter 3/9. 1845“, wird gegenwärtig im Stifterhause in Oberplan verwahrt; eine lustig und frei in Bleistift ausgeführte Naturstudie einer umgestürzten Baumwurzel mit Namensfertigung „Stifter 1845“ befindet sich in meinem Besitze.

Dazu gehören dann noch die beiden uns erhaltenen Tierstudien, vortrefflich aufgefaßte, sicher entworfene und gut gemalte Hundeporträts: der in Kirchschlag gemalte, ausgezeichnet beobachtete, in ungezwungener Bewegung flott hingesezte Vorstehhund des Hauptmannes Baron Marenholz, ein Bild, das leider nicht immer gut verwahrt gewesen sein dürfte und mannigfache Beschädigungen aufweist, sich aber jetzt an sicherem Plage im Stifterhause zu Oberplan befindet, und Stifters Lieblingshündchen „Puzi“, welches er einst voll Freude über die guten Eigenschaften des treuen Tieres in Linz malte und das gegenwärtig daselbst in der Wohnung des Fräuleins Marie Rint einen Ehrenplatz einnimmt. Von den Ölbildern landschaftlichen Charakters ist hier nebst einem im Besitze der Frau Katharina Egger in Linz befindlichen Hochgebirgsbilde noch eine „Ansicht von Schwadorf“ in Niederösterreich zu erwähnen, welche Stifter wohl nur deshalb malte, weil sein Jugendfreund Schiffler an

diesem Orte Fabriksarzt war. In der Wiedergabe der wenig malerischen Baulichkeiten peinlich genau, die mit den hellroten Dachflächen, mit den scharf gezeichneten Gesimskanten, den gewissenhaft ausgezählten Dachfenstern und den sorgfältig schattierten Schornsteinen ein deutlicheres Zeugnis für Stifters Wahrheitsliebe als für dessen freie, künstlerische Auffassung liefern, in der Behandlung des flüchtig vorgetragenen Baumschlages unsicher und im Kolorit von einer unersreulichen, sanften Flauheit zeigt dieses Bild den Dichter noch ganz im Banne eines dem Süßlichen und Faden nicht abholden Zeitgeschmackes. Doch verrät der in der Art der Landschaften von Hansch fein und vornehm gestimmte Himmel, die vorzügliche Wasserspiegelung und die gute Gesamtwirkung der linken Bildhälfte schon ein über den flachen Dilettantismus hinausragendes Talent.

Eine abge sonderte Stellung nehmen Stifters figurale Malereien ein. Es liegt nichts Verwunderliches darin, daß der Dichter, dessen verlangende Seele in der Zeit der jugendlichen Schwärmerei alles Schöne, Große und Erhabene umspannen, in sich aufnehmen und beherrschen wollte, bei seiner Begeisterung für die religiöse Kunst sich, wenigstens nachempfindend, in diesem Zweige künstlerischer Darstellung versucht hat, und es darf wohl als sicher gelten, daß ihm auch die Bildnismalerei nicht fremd geblieben ist. Er kannte in der Kunst keine Beschränkung und keine Arbeitsteilung. Es ergriff ihn stets mit Rührung, wenn er in die Galerien ging, „wo die Augen und die Wangen längt vergangener Geschlechter noch immer ihre Freude und ihr Weh erzählen“, und er vertiefte sich schwärmerisch in die Wunden, welche den Bildnismaler bei der Arbeit beglücken; „der reine, einsältige Meister in seiner Werkstätte, tagelang denselben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet, — der sieht den Finger Gottes aus den toten Farben wachsen, und was er doch selber gemacht hat, scheint ihm nun nicht bloß ein fremdes Gesicht, sondern auch eine fremde Seele, der er Achtung schuldig ist, — und öfters mag es geschehen, daß mit einem leichten, ungesähren Zug des Pinsels plötzlich ein neuer Engel in die Büge tritt, davor er fast erschrickt und von Sehnsucht überkommen wird.“ — Den Helden im „Nachsommer“ läßt er beim Anblick Nataliens bekennen, „daß der Mensch doch der höchste Gegenstand für die Zeichenkunst sei, so süß gehen ihre reinen Augen und so lieb und hold gehen ihre Büge in die Seele des Beschauers“. Der Mangel an gediegener Schulung, welcher schon der Laufbahn Stifters als Landschaftsmaler verhängnisvoll werden sollte, konnte ihn bei seinen figuralen Versuchen über die unterste Stufe des mühseligsten Dilettantismus nicht hinauskommen lassen. Bei dem gänzlichen Fehlen selbst der geringfügigsten Kenntnisse in der

Anatomie und in der Proportionslehre, und bei dem Umstande, daß er niemals systematische Studien im Zeichnen des Kopfes oder der menschlichen Aktfigur anstellen konnte, blieben alle seine Versuche im Bildnis oder Historiensache eine kleinliche, müßige Spielerei.

Der Drechslermeister Wenzel Paz in Krummau, ein reicher Sammler von Bildern und altertümlichen Kunstarbeiten, besitzt drei religiöse Bilder von der Hand Stiflers, durchwegs Kopien nach alten Meistern. Es sind dies die einzigen die ganze menschliche Gestalt zeigenden Figurenbilder Stiflers, die mir zu Gesichte gekommen sind. Das beste darunter ist die bekannte Madonna im Grünen aus der Wiener Galerie nach Raffael Sanzio, sodann ist da eine Kreuzabnahme im Stile des Rubens, gezeichnet „A. Stifter 1835“ und eine Flucht nach Ägypten nach einem italienischen Meister. Diese drei Bilder stammen, wie Professor Horcicka festzustellen vermochte, „aus dem Nachlasse des fürstl. Schwarzenberg'schen Herrschaftsarztes Dr. Ignatius Duschek, dem sie von Adalbert Stifter verehrt wurden“. Die Zeichnung in diesen drei Bildern ist schülerhaft, die Gliedmaßen sind unproportioniert, der Gesichtsausdruck ist leer, der Bau der Hände und der Füße oft unsörmlich, die Farbengebung stumpf und matt. Die durchaus unzulängliche Ausführung dieser Arbeiten beweist in allen Teilen, daß das Können des Malers zu deren Bewältigung in keiner Weise hinreichend war. Wenig besser ist ein stark gebräunttes Christusbild, welches sich im Besitze des Archäologen Herrn A. M. Bachinger in Linz befindet.

Ein interessantes Ölbild aus dem Besitze des Herrn Präsidenten Klier von Hellwart in Linz zeigt den Versuch Stiflers, die Züge Witkows, wie dieselben in der Phantasie des Dichters lebten, in Farben zu verkörpern. Ein jugendlicher, von reichen blonden Locken umwallter Kopf blickt fromm und unschuldsvoll gegen den Beschauer. Die Augen sind groß und fast wie in plötzlichem Erstaunen weit geöffnet; der Mund ist zierlich und die Lippen, wie zu anhebendem Lächeln gekräuselt, verraten Treuherzigkeit und Gutmütigkeit. Das Kriegerische und Energische im Wesen des jungen böhmischen Helden ist nirgends zum Ausdruck gebracht. Die Farbenbehandlung ist linksch, und der Kampf gegen das widerspenstige Material verrät sich deutlich durch die vielen Abdrücke der Finger, welche an Stelle des Pinsels bemüht waren, die Farbenübergänge auszugleichen. Namentlich in den Haaren ist überall die halbnaßse Ölfarbe mit den Fingern unbehilflich durcheinandergedrückt, wodurch die Lockensülle verbläsen und flaumig wird.

Zu sehr schönen, künstlerischen Erfolgen gelangte Stifter, als er daran ging, das ihm so vollständig bekannte, von ihm hundertfach in allen Beleuchtungen und zu allen Tageszeiten beobachtete Leben des Waldes, die in heiteren und träumerischen Farben strahlende Herrlichkeit des Hochgebirges, das ruhige Flimmern der Seeflächen und das Schäumen und Blinken stürzender Wasserfälle zum Gegenstande seiner Gemälde zu machen. Eine ganze Reihe vorzüglicher Bilder, von welchen man die meisten getrost neben die besten Arbeiten der Altwiener Landschaftsschule stellen kann, ist uns erhalten geblieben, und wie viele mögen verloren gegangen, wie viele mögen da und dort unauffindbar zerstreut sein, wie viele wird Stifter, gepeinigt von seiner ewig nagenden Unzufriedenheit, selbst vernichtet haben! — Denn er war unerbittlich streng gegen sich, und gar oft wurde ein Bild, an dem er mehr als hundert Stunden gearbeitet hatte, in einem Augenblicke des Unmutes den Flammen geweiht. Horcicka veröffentlicht in seinem Stifterbande einige außerordentlich schöne Gemälde der besprochenen Art in vorzüglichen Lichtdrucken. Wir sehen da einen „Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Wazmann“, Aquarell, 1829; eine „Landschaftsstudie“ mit einem Wasserfall und Hochgebirgsansicht im Hintergrunde, Aquarell, 1829; eine „Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge“, Ölbild auf Holz, 1833, sämtlich im Besitze des Herrn R. Adolf Bachosen von Echt in Wien-Rußdorf; eine in Öl gemalte „Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge“ aus der Gemäldegalerie im Rudolfinum in Prag und den „Blick vom Königssee gegen den Wazmann und St. Bartholomä“, 1837, gleichfalls ein Ölbild auf Leinwand, aus dem Besitze des Herrn Moriz Sechter in Wien. Die genannten Arbeiten zeichnen sich ausnahmslos durch eine vortreffliche Bildwirkung aus; der Standpunkt ist auf das Glücklichsste gewählt, die Luftperspektive fein empfunden, die Raumverteilung der gegebenen Fläche den natürlichen Größenverhältnissen weise angepaßt.

Das erste der oben genannten Bilder, einen Wasserfall in der Ramsau darstellend, wurde von Stifter der Familie Greipl gewidmet; es ging später in das Eigentum der fürstlich Schwarzenberg'schen Verwalterswitwe in Krummau, Frau Franziska Bezecky, einer Tochter des Mathias Greipl junior über und wurde im Frühjahr 1901 von dem gegenwärtigen Besitzer erworben. Horcicka beschreibt das außerordentlich schöne Bild folgendermaßen: „Von sämtlichen Aquarellen Ad. Stifters, die ich gesehen, ist diese Landschaft in Zeichnung und Farbe am ansprechendsten. Herrlich wirkt durch einfachen, aber natürlichen Lichteffect der Wasserfall, langsam, ruhig und vermittelt ist das Zurücktreten des

Hintergrundes. „Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel,“ der selbst nur angedeutet, in lichtblauem Dufte mit leicht eingesehten, weißlichen Tönen sich von den Felsen abhebt. Das kräftige, saftig gehaltene Grün in seinen verschiedenen Abstufungen ist mit lebhaften Farben wirksam zur Anschauung gebracht.“ — Die ebenfalls aus dem Jahre 1829 stammende „Landschaftsstudie“ mit dem Wasserfall ist nach einer brieflichen Angabe Gustav Greipls in seiner Familie bekannt als „eine nicht nach der Natur gemalte Idylle“; die „Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge“ stellt nach den vor der Natur angestellten Vergleichen, welche der gegenwärtige Besitzer, Herr Bachofen von Echt, unternahm, eine Szenerie auf dem Wege zum Hintersee bei Berchtesgaden dar, mit der Reiteralm rechts im Hintergrunde. „Felsblock (zur Linken des Wassers) und Wasserfall befinden sich an der „Hinterseer Ache“ ungefähr 3 Minuten unterhalb der „Seeklause“ oder des Ausflusses der Ache aus dem See. Beide sind porträtähnlich, und beim Wasserfall kann man jeden Stein auf dem Bilde nachweisen.“ — Die im Rudolfinum in Prag befindliche „Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge“, eine rings von starren, fahlen Gebirgswänden umschlossene, wenig bewegte Wasserfläche ziegend, vielleicht eine Reminiszenz an den Abfluß des von Stifter so sehr geliebten Almsees mit dem Ausblick gegen die Abstürze des Totengebirges, ist ein vortreffliches Gemälde von bedeutender, tiefpoetischer Wirkung; ebenso ansprechend hat der Malerpoet auch den „Blick vom Königssee gegen den Watzmann und St. Bartholomä“ gestaltet; dieses Gemälde, etwa die Mitte haltend zwischen den Bildern von Steinfeld und den Gebirgslandschaften von Hansch, etwas wärmer und farbiger als der erstere, dabei aber schärfer und bestimmter als die meisten Bilder des beliebtesten und geschätztesten österreichischen Alpenmalers, hat nichts Dilettantisches an sich und würde jedem Künstler von Beruf Ehre machen. Die im Lichte flimmernden Berge des Hintergrundes, der leicht bewölkte, zart getönte Himmel, die Spiegelung in dem durchsichtig klaren, tiefgrünen Wasser, an dessen Uferande die Steine des abfallenden Grundes unter dem nassen Spiegel emporblinken, das alles ist mit einer Sicherheit gemacht, die umso erstaunlicher wirken muß, als sie ohne jede Schulung erworben wurde. Nach dem Ableben der Hofrätin Amalie Stifter im Jahre 1883 widmeten die Erben dieses Gemälde, auf welches sowohl der Dichter als auch dessen Frau stets sehr große Stücke hielten, dem verdienstvollen Anreger und Förderer des Stifterdenkmales auf dem Blütensteine, Jordan Rajetan Markus, welcher es als Vermächtnis seinem Neffen Moriz Sechter hinter-

ließ. In diese Reihe gehört wohl auch ein Bild, von dessen Vorhandensein ich Kunde erhielt, ohne jedoch dessen gegenwärtigen Besitzer erfragen zu können. Herr A. M. Pachinger in Linz machte mir in freundlicher Weise Mitteilung, daß sich im Besitze des Kunsthändlers Herrn W. Strnischtie in Wien ein Originalbild Stifsters befinde. Auf meine Bitte, mir das Gemälde oder wenigstens eine Reproduktion desselben für eine kurze Zeit zur Verfügung zu stellen, drückte Herr Strnischtie sein Bedauern aus, meinen Wunsch nicht erfüllen zu können, da er das Bild im Jahre 1895 an einen ihm nicht näher bekannten Herrn in Berlin verkauft habe. „Es war,“ so lautet die weitere Mitteilung, „ein Ölbild, voll signiert, darstellend einen kleinen Hochgebirgsssee am Fuße eines hohen Felsberges mit senkrecht abfallender Wand im Hintergrunde. Leinwand etwa 30 cm hoch und 40 cm breit; in der Mache des Bildes war deutlich der Einfluß und die Malweise Hansch's zu ersehen. — Nicht unterlassen kann ich es, Ihnen mitzuteilen und dürfte es Sie gewiß interessieren, daß ich über Aufforderung des nunmehr verstorbenen Herrn Emil Fink in Linz das Bild dem Linzer Museum zum Selbstkostenpreis von 40 Gulden zum Kaufe antrug, den das Bild, auch wenn es nicht von der Hand des Dichters gewesen wäre, sicher reichlich wert war . . .“

Die interessanteste Gruppe unter den künstlerischen Arbeiten Stifsters ist jene, welche den Maler in dem Bestreben zeigt, vom Gegenständlichen absehend, zum Ausdruck einer tiefen, weihedvollen Stimmung emporzudringen. In diesen Werken fließt Stifsters Doppelbegabung zu einer einzigen machtvollen Wirkung zusammen, und wir folgen bezaubert und bewundernd den hohen Eingebungen des Dichters, der sich zur Verkörperung seiner Empfindungen des darstellenden Pinsels mit jener Sicherheit und Freiheit bedient, die ihm im poetisch verklärenden Worte stets geläufig war. Als die vorzüglichsten Beispiele dieser Art können unter den mir bekannt gewordenen Arbeiten Stifsters folgende Werke gelten: Der „Wasserfall in den Kalkalpen“, seinerzeit eine Hauptzierde des Heckenast'schen Salons in Preßburg, das im Besitze des Herrn R. Adolf Bachofen von Echt befindliche Motiv aus der „Straßerau bei Linz“, das der Lederfabrikantenswitwe Frau Anna Raindl in Linz gehörige Ölbild „Die Teufelsmauer bei Rienberg“, die in meiner Sammlung verwahrte Ölskizze einer „Donaulandschaft bei Linz“, die „Windmühle im Mondlicht“ aus der Galerie des Stifstes St. Florian und die großartig aufgefaßte Beleuchtungsstudie „Schloß am Meere“ aus dem Besitze des Herrn Prof. Edward Samhaber in Linz. — Von den genannten Bildern ist sicher kein einziges eine direkte Naturaufnahme oder

anch nur mittelbar aus dem Studium nach einem einzelnen bestimmten Naturobjekt hervorgegangen, ja man kanu ruhig annehmen, daß Stifter niemals die Szenerien in Wirklichkeit gesehen hat, welche er in diesen unsere höchste Bewunderung heischenden Werken darstellte. Das Gegenständliche ist hier nichts, der Gedanke, die Beseelung, die Empfindung, die Stimmung ist alles. Es war für den Dichter ohne Bedeutung, in welchen Formen sich der Ausdruck seines sehnennden, träumerischen, verlangenden Gefühls verdichtete; ob nun eine Windmühle ihre gespenstischen Flügel im unsicheren Mondenlichte emporhebt, ob die Schatten der Nacht sich über die Einsamkeit einer unendlichen Wasserfläche herabsenken, ob schweres Gewölk eine kahle Felsenwand umhüllt, oder ob wilde Wasser sich durch zerklüftete Steintrümmer ergießen, die rings ein Tal des Todes säumen, das alles ist völlig belanglos. Hier interessiert uns weder das Sachliche, noch die Güte oder auch die Unzulänglichkeit der Ausführung, hier sprechen nicht die Formen zu uns, denn wir lauschen dem erhabenen Geiste, der uns die Gestalten vergessen macht. Jedes dieser Gemälde ist ein Gedicht; nach Stifters eigenem Vorbild könnten wir, den rohstofflichen Hinweis auf die verwendeten Naturobjekte außeracht lassend, die Bezeichnungen „Sehnsucht“, „Schwermut“, „Einsamkeit“, „Verklärung“, „Trauer“, „Todesahnung“ unter die einzelnen Gemälde setzen.

Das Bild „Wasserfall in den Kalkalpen“, welches ich zuerst bei Heckenast sah, und nach welchem ich später im Auftrage des Verlegers für mein dem Andenken Stifters geweihtes Buch eine Kupferradierung anfertigte, hat der Dichter während seines Wiener Aufenthaltes gemalt und es daselbst im Jahre 1842 in die Jahresausstellung der Akademie bei St. Anna einreichen lassen. Später schickte es der Künstler nach Pest, wo es von Heckenast käuflich erworben wurde. Stifter schrieb hierüber an seinen Verleger am 21. Juni 1842: „Anliegend folgt das Rezepisse, gegen das Ihnen das Bild vom Pester Kunstverein ansgehändigdt werden wird. Sollte es nicht mehr in den Katalog kommen, wie der Spediteur vermutete, so ist die Veränderung schuld, die ich anbrachte, und die dem Urteile der Kenner nach dem Bilde not tat; dann mußte es gut trocken und gefirnißt werden. — Es war ein Herr bei mir, der sagte: „Schade, daß dieses Bild nicht in der Anststellung war, es müßte Aufsehen gemacht haben.“ Gebe nur Gott, daß es in Pest tief genug und in hellem Lichte hängt.“

Das Ölgemälde „Die Straßerau bei Linz“, 33 cm breit, 24½ cm hoch, auf Leinwand gemalt, mit St. signiert, war zuerst im Be-

sitze des Malers Karl Blumauer in Linz, von welchem es später käuflich an Herrn Bachofen von Echt überlassen wurde. Das in warmen Tönen gehaltene, mit weichem, flüssigem Vortrag gemalte Bild drückt eine sanfte Sehnsuchtsstimmung aus. Der an dem ruhigen Himmel aufsteigende Mond spiegelt sich hell silbergrau in der regungslosen Wasserfläche, welche sich zwischen den schwach beleuchteten Uferbäumen hindehnt. Horcicka findet unter Stisters Ölgemälden, soweit sie ihm bekannt geworden sind, das vorliegende Stimmungsbild unstreitig als das Beste und bemerkt weiters: „Will man an ein Vorbild denken, das etwa Stifter bei der Darstellung dieses Bildes vorschwebte, so fühlt man sich unwillkürlich unter den älteren Meistern an die Motive des *Art van der Neer* erinnert, von modernen Künstlern mahnt die Farbengebung an August von Piepenhagen.“ In der Tat hat Stifter kaum einen Landschaftsmaler der neueren Zeit höher geschätzt, als Piepenhagen, dessen Gemälde er mit den „einsamen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilden *Kuisdaels*“ vergleicht, und an den er sich brieflich in begeisterten Worten wendet: „Ihre Gemälde sind unvergleichlich an Stimmung. Vorzüglich schön erschienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl.“

Die „Teufelsmauer bei Kienberg“ zeigt im Vordergrunde eine überraschende, sich bis in die Formen und Einzelheiten der den Wasserlauf hemmenden Steine erstreckende Ähnlichkeit mit der düsteren, grandiosen Felsenlandschaft aus *Heckenasts* Kunstbesitz. Die links von den herniederbrausenden Wassermassen steil aufstrebende Felswand ist kräftig und wirkungsvoll gemalt, der Hintergrund und der rechts liegende Teil des Gebirges ist von Nebeln verhüllt und im einzelnen nicht ganz vollaudeut. Diese in wahrhaft klassischer Mächtigkeit aufgebaute Landschaft kam durch eine Schenkung Stisters in den Besitz der Familie Raindl, mit welcher der Dichter stets einen lebhaften, freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Vergl.: „Die Beziehungen *Abalbert Stisters* zu der Familie *Raindl*“ von Dr. Ad. Horcicka in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, Jahrg. XXXVII, S. 324—336.

Die „Donaulandschaft bei Linz“ aus meinem Besitze bringt eine in nächtliches Dämmern gehüllte, einsame und flache Ufergegend zur Anschauung, von gedämpftem Mondlichte schwach und unbestimmt erhellt. In dieser kleinen Ölskizze begegnen wir einem jener Vorwürfe, welche der Dichter zahllose Male mit niemals ermüdender Ausdauer immer wieder gemalt hat. Die 9½ cm hohe und 14 cm breite Skizze kam durch

Schenkung der Hofrätin Stifter an mich, und wurde von mir im Auftrage Heckenast's als Beilage zu der ursprünglich für seinen Verlag bestimmten Stifterbiographie auf Kupfer radiert. Die überaus ansprechende, poetisch aufgefaßte Skizze ist auf der rechten Seite, wo noch die flüchtigen Konturstriche des ersten Entwurfes stehen geblieben sind, unvollendet. Das weit in den Raum hineingehende Ufergebüsch beweist durch die vorzügliche Tiefenwirkung die vollendete Meisterschaft Stisters in der Luftperspektive.

Ähnlich in der Vorzüglichkeit der Beleuchtungseffekte stellt sich die „Windmühle im Mondlicht“ dar, deren photographische Wiedergabe ich der freundlichen Fürsorge des hochwürdigen Probstes von St. Florian, Herrn Dr. Josef Seiler verdanke, durch dessen liebenswürdige Vermittlung sich Herr Gustav Fossef, Apotheker in St. Florian, zur Anfertigung der Aufnahme bestimmt fand. Das Gemälde ist 30 cm breit und 25 cm hoch. Es macht einen ernsten, fast melancholischen Eindruck. Aus den vorwiegend dunklen Tönen des Bildes heben sich die scharfbeleuchteten Wolken kräftig heraus; der Mond spiegelt sich mit seinem fahlen Lichte im Sumpfe. Links von der Mühle stehen dürstige Bäume neben kleinem Gesträuch, im Vordergrund dehnt sich steiniger Grasboden hin. Keine Blume, kein Lebewesen. Das Bild wirkt wie ein vorzügliches altes Gemälde aus der niederländischen Schule.

Noch bedeutender ist der Eindruck, welcher von dem „Nachtbilde“ ausgeht, welches sich im Besitze des Herrn Professors Edward Samhaber in Linz befindet, und das in der Flüchtigkeit, mit der es breit und maffig hingeworfen ist, die höchste Genialität und zugleich eine bewunderungswürdige Sicherheit im Vortrag beweist. Eine überaus gelungene photographische Wiedergabe, welche durch die gütige Vermittlung des Präsidenten des Vereines der Amateurphotographen in Linz, des Buchdruckereibesizers Herrn Julius Wimmer von Herrn Ernst Fürböck ebendasselbst für mich angefertigt worden ist, läßt trotz der fast in Schwärze übergehenden Dunkelheit des Gesamttones doch deutlich erkennen, mit welcher erstaunlichen Bravour Stifter die kühnsten Beleuchtungsgegensätze meistert. Gespenstisch fliegen die zerrissenen Wolkensfahnen gegen das sich mühsam emporkämpfende Nachtgestirn, wie ein aus dumphrütender Finsternis aufflammendes Leuchten schimmert der grelle Widerschein auf spiegelnder Fläche, über die in unheimlicher Zweifelgestalt das tiefschwarze Segel des ruhelosen Schloßgeistes dahinhuscht, von dem verwunschenen Gemäuer, in dessen halbverfallenem Gelasse ein rötliches Licht glimmt, hinweg in ziellose Ferne irrend.

Als mir Herr Julius Wimmer die Reproduktion dieses Gemäldes übersendete, tat er dies mit den bezeichnenden Worten: „Ein Dämmerungsstück, Worpsweder-Schule aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.“

Hätte Stifter nichts anderes gemalt, als diese wenigen Stimmungsbilder, so wäre kein weiterer Beweis dafür nötig, daß er durch eine ungewöhnlich bedeutende, in der Tiefe seines Wesens schlummernde Anlage in hervorragender Weise zum Maler berufen war. — „Der Landschaftsmaler des Pinsels und der der Feder gehorchen einem Triebe,“ wie ein ungenannter Kritiker der Berliner „Vossischen Zeitung“ in der Nummer vom 12. Juni 1902 in einem geistvollen Aufsätze über Stifter bemerkte, „so daß man sagen könnte, daß die Linien der Schrift und der Zeichnung geistig in einander verfließen. Hier zeigt sich diese organisch zusammenhängende Doppelseitigkeit des Ausdruckes in einer feierlichen Andacht, die ein und dasselbe Gebet in zwei Sprachen verrichtet, und das psychologisch Interessante dabei ist, daß der Sinn dieses Gebetes sich in den ästhetischen Bekenntnissen des Dichters ganz unmittelbar erschließt.“

*
*
*

Um den alternden Dichter, der zu den schweren Schicksalschlägen, von denen sein Haus betroffen worden war, auch den Schmerz über die steigende Zerrüttung des Vaterlandes erdulden mußte, wurde es immer stiller und trauriger. Der Mangel großen Lebens hielt seinen Geist in kleinlicher Umschränkung, das Provinzlerische, in dem er steckte und das ihn unentriunbar umgab, drückte ihn persönlich im Geiste, in der äußeren Erscheinung und auch in seiner Produktion herab, und seine Denkungs- und Schaffensart bekam menschlich und dichterisch etwas Einsam-Verbohrtcs. Ein Schleier breitete sich über sein Wesen; er wurde in sich zurückgedrückt; allmählich nahm auch seine frühere Mitteilbarkeit ab. Die Schmerzen, welche noch von der ägyptischen Augenentzündung zurückgeblieben waren und die sich jahrelang wechselnd hinzogen, machten dem etwas hypochondrisch veranlagten Manne viele Sorgen, die sich freilich später als unbegründet erwiesen, und er fürchtete zu Zeiten allen Ernstes, das Augenlicht gänzlich zu verlieren. Dabei wurde auch der Zustand seiner Nerven immer schlechter; von Jugend auf gewohnt, seinem Körper mehr als eine Durchschnittsbelastung zumuten zu dürfen, mußte er nun anfangen, auf Schonung bedacht zu sein und vorsichtig auf seine ernstlich ins Schwanken geratene Gesundheit zu achten. Schon begann er auch das herannahende Alter mit Schrecken zu fühlen, vierzehn Tage schwanden ihm dahin wie drei,

er fürchtete vorzeitig abberufen zu werden und mit einer schweren Last von Plänen in die Grube fahren zu müssen. Und doch wünschte er sehnlichst, so alt zu werden wie Goethe, wie Humboldt, oder wie sein eigener Großvater Augustinus, „der bis in sein 97. Jahr freies Anschauen und Walten verrieth“. — Das Übermaß von Arbeit, dessen Bewältigung ihm oblag, da er eine vielgestaltige Wirksamkeit als Schulrat, als Konservator, als Museumsausschuß, als Vizevorstand des Kunstvereins, als Kritiker, als Dichter und als Maler zu entfalten hatte, erpreßte ihm den Ausruf, er hätte „manchen Tag nicht einmal Zeit zum Sterben“. Trotzdem ihn seine Mitbürger zu so vielen Ehrenstellen berufen hatten, konnte er seines Aufenthaltes in der sich nur langsam entwickelnden Stadt nicht froh werden, er fühlte sich verkannt, unbeachtet, unverstanden und sagte, daß man ihn höher achten würde, wenn er auch nur ein wohlhabender Seifensieder wäre. Dagegen erfüllte es ihn mit stolzer Freude, wenn die Anzeichen des Ruhmes und der Wertschätzung aus der Ferne zu ihm drangen. Geiger malte für ihn ein Bild, um ihm seine Freundschaft zu beweisen, Büffel sendete ihm eine kleine Winterlandschaft, da er durch die „Studien“, besonders durch „Die Heide“, so ergriffen war, daß er „die Augen voll Wasser hatte“, auch durch ein Gemälde von Piepenhagen wurde er erfreut; viele junge Dichter unterbreiteten ihm ihre Werke und erbaten sich ein Urteil über dieselben; sein Bild kam in das „Album der Zeitgenossen“, zu welchem Angerer die Photographien machte; berühmte Dichter, Maler und Musiker wendeten sich brieflich an ihn, um ihm zu sagen, wie sehr sie von seinen Schriften ergriffen worden wären; ich fand in seinem Nachlasse Briefe von Arneht, Bodenstedt, Betty Paoli, Schücking, Hippel, Edmund Hoeser, Johann Gabriel Seidl, Geiger, Piepenhagen, Albert Zimmermann und vielen anderen; darunter ein interessantes Blatt mit den Worten: „Dem lieben, unvergleichlichen Adalbert Stifter sendet innigen Gruß durch seinen jungen Landsmann der alte, halbblinde Justinus Kerner“, und einen Brief von Robert Schumann, in welchem dieser, tiefbewegt durch den mächtigen Eindruck, welchen die „Studien“ und die „Bunten Steine“ in ihm hinterließen, die Bitte ausspricht, den Dichter besuchen und ihm Phantasien vorspielen zu dürfen, die Stifiers Worte in ihm lebendig gemacht hatten. Grillparzer, welchem der Malerpoet zum siebzigsten Geburtstage gratulierte, ihn zugleich aneifernd, endlich seine „Gesammelten Werke“ herauszugeben, antwortete sehr freundlich, und suchte ihn wegen der beklagenswerten Unglücksfälle in seiner Familie, besonders wegen Julianens Tod und auch wegen des Krieges vom Jahre 1859 zu trösten, über welche sich Stifter mehr resigniert als innerlich

beruhigt geäußert hatte: „Ich suchte mich zu fassen, und suchte mich auch in die Lage unseres Vaterlandes zu fügen.“ —

Wenn der Dichter, welcher freiwillig auf einen Teil seiner Bezüge verzichtet hatte, um zu den Kosten des Krieges nach seinen Kräften beizusteuern, auf die Stärke des geliebten Vaterlandes fest vertraute, und damals geradehin die Überzeugung aussprach: „Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden,“ so war er im Inneren nichts weniger als frohen Mutes. So oft er auch seiner sentimental, ewig wehklagenden Freundin, der Schwester des Dichters Eichendorf, ganz erfüllt von jenem unbeugsamen Optimismus, den er im Leben und im Dichten stets hoch hielt, zurief: „Die Welt ist kein Jammertal,“ so hatte er doch nachgerade Mühe, nicht selbst insgeheim an seinen Überzeugungen irre zu werden. Drei Jahre nach dem blutigen Kriege kam die grauenvolle Überschwemmung, welche die fruchtbarsten Gefilde längs der Wasserläufe in einer Länge von vielen hundert Meilen verheerte, vor den Augen des Dichters Ortschaften verwüstend, Häuser wegsegend, Mensch und Vieh in den nnersättlichen Fluten begrabend, ihn selbst aus seiner unzugänglich gewordenen Wohnung verschleichend, und kaum waren die Wunden, welche das Wüten der Elemente in die heimatlichen Schollen gerissen, halb vernarbt, als sich auch schon die ersten Anzeichen geltend machten, durch die der erbitterte, mörderische Kampf um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Österreich sich ankündigte. So brachte es der Jammer in seinem Hauswesen, seine und seiner Fran zunehmende Kränklichkeit und die Verwirrung in den öffentlichen Zuständen mit sich, daß er fast menschenfleh und der Außenwelt mehr und mehr entfremdet wurde. Er flüchtete nach seinen eigenen Worten von der Schwäche der Menschen zur Stärke der Dichtkunst. Unter den Wenigen, die damals im Hause Stisters verkehrten, war Apret einer der ausdauerndsten Besucher; ihm verdanken wir eine treffliche Schilderung des alternden Dichters: „Stifter zog sich immer mehr auf den Raum seines Arbeitszimmers zurück, und es war nicht zu verkennen, daß er sich auch innerlich täglich mehr abschloß. Immer jedoch blieb er zugänglich, und wer kam, fand die freundlichste Aufnahme, ein heiteres Antlitz, und, bedurfte er Rat oder Beistand, teilnehmendes Eingehen auch in die kleinsten Anliegen und Verhältnisse. Gegen seine Fremde war und blieb er vollends die lauterste Herzlichkeit und Innigkeit. Hatte man sich in seinem Zimmer zwischen ein paar alten, in der Herstellung befindlichen Kästen, einigen Gartengeschirren, etwa auch über eine Kiste mit Erde für die Kaktus und hinter einer Staffelei hervor bis zu ihm durchgearbeitet und endlich auch einen Sitz gefunden, was nicht immer

gerade leicht war: dann schien es, er habe jetzt nichts mehr zu tun als zu reden und zu erzählen. Zuerst kamen die kleinen Begegnisse des Tages an die Reihe, und nicht leicht ward etwas Törichtes, was der Kleiderputzer oder die Köchin gesagt oder getan hatten, vergessen, und die Klage, wie es unmöglich sei, ihnen die einfachste Schlußfolge begreiflich zu machen, war eine stehende. Man tat da am besten, ihn nicht zu stören; denn war einmal der Ballast über Bord, so erhob sich die Rede allmählich zu Höhen und Ausblicken, daß man ihm Stunden lang mit Wonne zuhören mochte. Niemals fehlte es ihm an Stoff, niemals stockten die Worte, und man bedauerte nur, daß die herrlich gerundeten Sätze nicht auch gleich auf dem Papiere standen. Zuweilen, wenn es bereits dunkelte, zündete er die drei Kerzen auf seinem Schreibtische an und las die Briefe vor, die seit dem letzten Besuche des Freundes gekommen waren; dann, nachdem er gewissenhaft zwei wieder ausgelöscht hatte, überging das Gespräch gewöhnlich auf Kunst und Literatur. Aber auch auf anderen Gebieten bewegte er sich mit Leichtigkeit, besonders gern sprach er über Geschichte und Naturwissenschaftliches. Bei Gegenständen der letzteren Art zeigte sich sogleich die Eigentümlichkeit, die man auch an Goethe bemerkt hat, daß Naturgesetze sich ihm immer in einer konkreten, oft ganz nahe liegenden, aber eben darum von andern kaum beachteten äußeren Anschauung darstellten. Weniger gern folgte er in das Reich der Politik und der sozialen Fragen. Alles Verworrene und Verwirrende war ihm verhaßt; er wollte das Walten des Sittengesetzes sehen, und wo er es nicht zu erblicken vermochte, wandte er am liebsten den Blick ganz ab. — Sein liebster Dichter war Goethe. Immer lagen einige Bände von dessen Werken auf seinem Tische, und auf seinen Amtstreifen, sollten sie auch nur wenige Tage dauern, war Goethe sein steter Begleiter. „Ich lese,“ so schreibt er nach den erschütternden Ereignissen des Jahres 1866, „täglich einige Blätter aus Goethes italienischer Reise. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost als alles, was in mich hineingeredet werden könnte.“ Niemals gab er zu, daß etwas schön sein könne, was nicht zugleich sittlich sei. Als unsittlich und unkünstlerisch zugleich galt ihm aber vor allem jede subjektive Unwahrheit, die Übertreibung, das falsche Pathos. — Grillparzer gehörte die erste Stelle nach Goethe in seinem Herzen, aber er rechnete ihn noch zu den Alten. In dem Dunkel längst vergangener Zeiten aber leuchtete ihm vor allem Homer, der göttliche Sänger göttlicher Helden.“

Leider blieb dem vereinsamten Dichter, der aus mehr als einem Grunde alle zeitraubenden gesellschaftlichen Zerstreuungen mied, nur wenig Muße, sich sein Leben in so idealer Weise zu verschönen. Die stets wiederkehrenden Anforderungen des Tages waren bei seiner Kränklichkeit schon zu viel für ihn, und seine Lage gestaltete sich bald umso peinlicher, als es ihm trotz aller Anstrengung nicht mehr gelingen wollte, den Verpflichtungen gerecht zu werden, welche er seinem Verleger gegenüber eingegangen war; das Beantworten der stets zahlreicher einlangenden Briefe war ihm oft Wochen, ja Monate hindurch ganz unmöglich, worüber der feinsühlige, aufmerksame und oft bis über seine Kraft bereitwillige Mann ganz untröstlich wurde. So sehr er auch mit den Minuten geizen mochte, für den Umfang seiner Obliegenheiten reichte seine Zeit nicht hin. Wenn im Juli die Schlußprüfungen an den Schulen begannen, so saß er täglich von 4 Uhr Morgens an beim Schreibtische, um dem Verleger zu den vereinbarten Terminen die versprochenen Manuskripte senden zu können. Wie kräftig seine Gesundheit anfänglich auch war, eine so schwere Belastung konnten seine Nerven auf die Dauer nicht ertragen. Wiederholt wirft ihn ein stets mit erneuerter Heftigkeit auftretendes Leiden aufs Krankenlager, und immer wieder sucht er sich mit dem Aufgebote aller Kräfte aufzuraffen, da noch so viele seiner schönen Entwürfe der Vollendung harren. In der Zeit vom Dezember 1863, in welcher eine anscheinend katarrhalische Verstimmung, wozu seine Natur auch in jüngeren Jahren neigte, ihn drohender befiel, bis zu seinem Tode ist der Dichter nicht mehr völlig genesen. Das Übel trat schleichend auf und wollte der Kunst der Ärzte, welche bald auf Magenkatarrh, bald auf Typhus, bald auf Störungen in der Leber und in der Galle rieten, nicht weichen. Wiederholt an der Ausübung seiner Amtspflichten gehindert, muß Stifter endlich um einen ausgiebigen Urlaub und, da sich sein Leiden trotz der angewendeten Heilmittel nicht erheblich bessert, um mehrmalige Urlaubserstreckung ansuchen. In wärmster Weise nimmt sich des unglücklichen Dichters der für die Schriften desselben begeisterte Hofrat Kriegs-Au an, welcher die in den Akten des Unterrichtsministeriums vom 2. Juli 1864, vom 9. Juli 1864, vom 13. Feber 1865 und vom 30. April 1865 behandelten Urlaubsgesuche mit deutlich hervortretendem Wohlwollen unterstützt. Da die späteren Urlaubserstreckungen „nicht mehr im Wirkungskreise des Ministeriums“ liegen, so muß unter Berücksichtigung der andauernden Dienstunfähigkeit Stifters zweimal die Genehmigung des Kaisers angesprochen werden, welche auch in den Allerhöchsten Entschliefungen vom 22. Feber 1865 und vom 10. Mai 1865 in zustimmender Weise

zum Ausdrucke gelangt. Auf alle einzelnen Aktenstücke einzugehen verbietet die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum. Einer der von dem damaligen Staatsminister Anton Ritter von Schmerling an den Statthalter von Oberösterreich Freiherrn von Spiegelfeld abgeforderten Ministerial-Erlässe lautet:

„In Erledigung des Dienstschreibens Eurer Excellenz vom 2. Juli d. J., B. 2954 Pr., dessen Beilagen zurückfolgen, bewillige ich dem Schulrathe Adalbert Stifter (dermalen) einen Urlaub bis Ende Oktober 1864. Nach Verlauf dieser Frist gewärtige ich eine weitere Anzeige über den Grad der Dienstfähigkeit Stifters und eventuell die durch die Rücksichten für den Dienst (und die Persönlichkeit Stifters) gebotenen Anträge.

Wien, den 9. Juli 1864. B. 4800.

Staats-Minist.

Schmerling m. p.“

Die in der Klammer stehenden Worte sind Korrekturen des Entwurfes, welche vom Staatsminister selbst vor der Einsetzung des Vermerkes „Expediatur“ vorgenommen wurden; in denselben spricht sich eine besondere Werthschätzung Stifters aus. In dem Krankheitszeugnisse wurde das Leiden als ein chronisches bezeichnet und als „Intestinal-Katarrh mit nervöser Blutecraze des Pfortadersystems und hypochondrischen Verstimmungen der Ganglien“ charakterisirt.

Das erste Halbjahr seiner Urlaubszeit verwendete der Dichter, um in ländlicher Ruhe in reiner Luft und bei reinem Wasser Erholung zu suchen. Er nahm bei seinem Freunde Franz X. Rosenberger, einem begüterten Kaufmanne aus Passau, in den Lakerhäusern im bayrischen Walde am Fuße des Dreifesselberges Wohnung. Sein früher blühendes Ansehen war beim ersten heftigen Ausbrechen der Krankheit dahingeschwunden und da er sich selbst eine sehr energische Hungerkur verordnete, als man ihm sagte, daß sein Leiden von zu gutem Essen und zu kaltem Trinken und vom Mangel an ausreichender Bewegung komme, so magerte er in kurzem fast bis zur Unkenntlichkeit ab. Mit seiner Krankheit, so berichtete er selbst an Heckenast, sei „eine tiefe körperliche Schwermut“ verbunden gewesen, und so kräftig er auch versucht habe, sie niederzukämpfen, sei er doch oft in ein heftiges Schluchzen versallen, dessen er nicht Herr werden konnte. Sein größter Gram, über den er, so oft er daran dachte, unwillkürlich in heiße Tränen ausbrach, war, daß Witiko ruhen mußte, an dem er nicht arbeiten konnte, weil sein Geist „ein halbes Kind“ geworden war. Um nun seinen Gram zu lindern, sei er an die „Mappe“ gegangen, mit

deren Erweiterung und Umarbeitung er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, denn deren Vorstellungen seien ihm aus gesunder, kräftiger Zeit geläufig gewesen, während Witiko zu „erschütternd“ auf ihn wirkte. „Trotz des Verbotes des Arztes schrieb ich oft, wenn mir auch bei Bittern der Nerven die Buchstaben auf dem Papiere zitterten und so verschwammen, daß ich wieder auf Stunden aussetzen mußte. — Der Arzt sagte, ich hätte schon den Grund zur Nervenverstimmung durch einige Jahre gelegt, indem ich bei kräftiger Nahrung stets geistig tätig war, und schier keine Bewegung machte. Das eigentliche Übel war im Beginne eine Grippe, die ich mir in meinem Amte oft zuzog, wenn ich, der ich bei meiner Körpersülle leicht in Schweiß geriet, oft aus heißen Schulzimmern in kalte Luft mußte. Die Grippe pflanzte sich in Magen, Gedärme, Gallgänge, kurz, in alle Schleimhäute fort und es entstand ein nervöses, schleichendes Schleimfieber. — In der Hälfte des April erklärte mich der Arzt, da jede alte und böse Fülle dahin war, für gesund und sagte, ich solle am ersten schönen Tage, aber nur, wenn mindestens 14 Grad Wärme sind, in die Luft gehen. Und ich mußte vier Wochen auf diesen Tag warten; denn stets war es kalt und hatte Regen oder Schnee. Da ich vier Monate schier nichts gegessen hatte, ging die Erholung sehr langsam. Der Arzt verordnete dann den Besuch eines hochgelegenen Nadelwaldes, der Granitwasser hat. Am 21. Juli kam ich hier in den Lakerhäusern an, und so übel auch fortan das Wetter ist, so ging die Wiedergenesung doch sehr sichtlich vorwärts. — Der Aufenthalt in dieser für mich entzückenden Gegend gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Eine engelsgute Gattin, deren Benehmen in dieser Krankheit ich nie werde vergelten können, versüßt mir durch Güte und unwandelbare Liebe diesen Aufenthalt . . .“

Die Freude über die „Wiedergenesung“ war voreilig und unbegründet. Stifter fühlte sich zwar durch den Aufenthalt in seinem geliebten Walde, in dem er als Dichter seit jener märchenschönen Erstlingserzählung von dem holden Schwesternpaar Johanna und Clarissa so völlig daheim war, daß er Wald und Hochsee sein eigen nannte, und wo nun auch die Arbeit am Witiko ihn abermals zu bekannten Stätten leitete, körperlich gekräftigt und seelisch freier. Er freute sich, an dem Plage zu lustwandeln, wo nach der Geschichte auch sein wackerer, jugendlicher Held gelebt hatte; vergnügt schrieb er an seinen Freund Rosenberger: „Im Witiko steht Ihr Waldhaus prachtvoll als Eigentum eines bayrischen Ritters im Jahre 1138. Nun später ist es zerstört worden, es ist wieder Wald geworden und das jezige erst in unseren Zeiten aufgebaut worden.“ —

Als nun aber der Winter kam, brach die Krankheit, die in seinem Körper nur geschlummert hatte, tödtlich und mit erneuerter Heftigkeit wieder hervor. Für ihn, für seine Umgebung und für seine Freunde brachte dieser schwere Rückfall eine trübe, verzweiflungsvolle Zeit. Die quälende Krankheit drückte seine wenige Monate vorher noch hoffnungsfreudige Stimmung bis zu völliger Verzagtheit herab, der ehemals kräftige Mann verlor seine zuversichtliche Haltung und schlich gebeugten Hauptes, eine im Innersten gebrochene Gestalt, von allen Vorübergehenden voll Mitleid betrachtet, durch die Gassen, oder er lag auf dem Ruhebett in seinem Arbeitszimmer, indes seine trüben Augen unstat in der Leere umherirrten. Unausgesetzt grübelte er über seinen Zustand nach, den er auf das genaueste in allen Einzelheiten zergliederte; kam einer seiner Freunde zu ihm, so sprach er über nichts anderes, als über das räthselhafte Leiden, das ihn mit jedem Tage tiefer herunterbrachte.

Unter solchen Umständen und in der Stimmung, welche dieselben zur Folge hatten, reifte Witiko, des Dichters letztes Werk, oft unterbrochen und nur langsam fortschreitend, allmählich der Vollendung entgegen.

(Schluß folgt.)

Zwei Dokumente über die Gruft der Herren von Rosenberg in der Hohensfurter Stiftskirche.

Mitgeteilt von
Hud. Schmidtmaner.

Es mag auffallend sein, ja unglaublich scheinen, aber es ist wahr: im Hohensfurter Kloster weiß niemand etwas Genaueres über die Lage, Ausdehnung und den Bau der Gruft seiner Stifter, die Tradition über dieselbe ist ganz verworren, und man hört bloß einander widersprechende Andeutungen, weshalb nur die Aufdeckung und Öffnung derselben alle Zweifel lösen könnte. Vor einer solchen warnt indes ein bereits wiederholter, aber vereitelter Versuch, und schließlich denkt gar mancher Konventuale und spricht es auch aus: „Lassen wir die Toten ruhen!“ Wir wünschen der in neuester Zeit angeregten Nachforschung den besten Erfolg, können uns aber nicht zurückhalten, im voraus in diesen Blättern zwei wichtige Dokumente zu veröffentlichen, die zu entdecken wir im verflossenen Sommer so glücklich waren, und die uns als die bisher ausführlichsten und glaubwürdigsten erscheinen. Möge unsere Entdeckung zu weiteren Forschungen anspornen und diese von noch besserem Erfolge gekrönt werden!

Der gelehrte Hohensfurter Konventuale Quirin Mickl verfaßte im Jahre 1736 (37) wahrscheinlich im Auftrage seines Abtes Candidus Heydrich eine interessante Schrift mit dem Titel: „Epitome Memorabilium Monasterii Altovadensis“, die dem damaligen Ordensgeneral in Bistritz auf sein Geheiß übersandt und bei dem 1738 in Bistritz abgehaltenen General-Kapitel übergeben wurde (ohne Zweifel vom Abte des böhm. Klosters Sedletz, der von den böhmischen Äbten als Vertreter zu demselben gesandt wurde, was Mickl in den der Epitome angefügten Miscellanea erwähnt). In dieser Epitome, die als Manuskript erhalten ist und bisher unbenützt an unbekanntem Orte lag, gibt der Verfasser eine kurze Darstellung der Gründung des Klosters Hohensfurt und seiner Geschichte bis auf Abt Candidus, dann eine solche der Herren von Rosenberg, der Gründer dieses Moldauklosters, ferner eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Klostergebäude und erzählt schließlich gar viele für die Klostergeschichte wertvolle „Memorabilia“. Als Quellen nennt er die

Hohenfurter „Diaria“ (Tagebücher), das Archiv und „alia authentica monasterii manuscripta“, welche er „ea fide, qua majores et praedecessores illa consignarunt, accurate et solerter“ excerpiert hat. Im 4. Artikel nun, der die Überschrift hat: „Epitaphia, Mausolaea, Inscriptiones et Picturae Altovadenses“, schreibt er über die Gruft der Rosenberger wörtlich, wie folgt:

Magnificam sepulturam Dominorum de Rosenberg in crypta concamerata, subterranea, obmurata tamen, inter antiquaria sua aestimat Alto-vadum, qua in tumbis stanneis exuviae pene omnium ex stirpe gloriosa Rosensi descendentium et fundatorum suorum tutorumque honorifice adservantur. Super sepulchreto hoc visitur Marmor, in quo affabre gentilicium Rosense distinxit scalprum artificis. Scilicet in clypeo 1mi Petri Wockonis Rosensium fundatorum hic tumulorum Antesignani cernitur eques undique cataphractus, qui ensem evaginatum et numero anni 1259 inscriptum ad humerum reclinem gestat; ceu nobile Marschallatus sui symbolum, Rosam super galea unam, alteram a latere gestat eques cum inscriptione: Wock de Rosenberg, fundator hujus loci; marginaliter circa saxum legitur sequens Epigraphe characterismo obsoleto: Primaevae Originis Principum de Ursinis Generosorum de Rosenberg fundatorum hujus loci hic est sepultura. Infra paulo post extinctum Rosensis Nobilitatis Sanquinem in Czechia, postquam Ursina Rosa Bohemico Horizonti defloruit, inscripsit maerens Altovadum: Ultimus fundator Petrus Wock moritur 1611 orate pro eis.

Figürt diese authentische Nachricht die Tradition über die Gruft der Gründer von Hohenfurt, wie sie in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts in diesem Kloster bestand, so gibt das nun folgende Dokument noch viel genauere Angaben u. zw. aus dem Jahre 1629, demnach aus einer Zeit, die nur 18 Jahre nach dem Erlöschen des Gründergeschlechtes liegt. Die Papierhandschrift, die dieses Dokument bringt, wurde vom Archivar P. Blacidus Blahusch († 1899) an die eben genannte Widlische Schrift angeheftet und war von diesem ohne Zweifel im Hohenfurter Archive vorgefunden worden. Der Schreiber ist nicht genannt; der im Dokumente vorfindliche Passus „nostri tumulavere“ verrät indes denselben als Hohenfurter Konventualen.¹⁾ Seine Überschrift lautet: „Syllabus Illustrissimorum Principum Ursinorum de Rosis in Monasterio

1) Auch die einleitenden Worte über die Gründung von Hohenfurt legen diesen Schluß nahe.

de Alto-vado a se fundato in Camera sibi praeparata quiescentium post mortem“; eine Nachschrift am Schlusse ist nicht angefügt. Wir zitieren nun aus diesem hochwichtigen Documente das darin über das Geschlecht der Herren von Rosenberg und dessen Grabstätte enthaltene:

Altovadum (vulgo Hohenfurth) ord. Cisterciensis Coenobium Rosensium Principum de Ursinis, illustre apud Bohemos monumentum, duobus a Civitate Crumlovio milliariibus dissitum, surrexit Anno Domini 1259, magnificentia Dynastae Petri Wockonis Ursini de Rosenberg, Regni Bohemiae Mareschalli, Austriae, Styriae, Carinthiae pro Ottokaro Rege Boemiae Gubernatoris. Unde haec domus ipsa Rosea haec primordia constanter deinceps ad Rosensium tutelam respexit efficaciter ab Inclytis Fundatoribus ac Patronis non minus subsidium quam praesidium.

Fuit Altovadum Rosensium Principum ordinarium sepulchretum, immo Rosetum, in quo flores omnes a stirpe Rosea decedentes nostri tumulavere; Siquidem primi quatuor recta linea descendentes fundatores munificentissimi in grandi Camera sub presbyterio Ecclesiae quasi pro Senatu infra majus altare in sellis consistent mortui, immo merae mortis, vestibus et carnibus longa aetate amissis. Reliquum cryptae spatium ex toto replent stanneae tumbae exuvias pene omnium ex gloriosa stirpe Ursinorum per lineam Rosenbergicam descendendum, quorum nomina, annus et dies obitus hic apponitur. Igitur

Anno 1262 1^{ma} Junii diem clausit extremum Illustrissimus Princeps Petrus Woko de Ursinis, Dominus de Rosenberg, Primus Altovadensis Coenobii Fundator devotissimus, Graecii civitate in provincia Styriae, qua Supremus Provinciae Capitaneus; erat haec dies pervigilium Sanctissimae Trinitatis, qua triennio prius Ecclesiam Altovadensem sacra consecrationis peragente Episcopo Pragensi Rosensium Consanguineo, in honorem B : M : V : sollenniter dedicabat. Exequiae illius paucos post dies Graecio translatae Altovadum in sepulchretum sibi suaeque posteritati a se praeparatum. Quod luculenter ostendit insigne gentilicium marmoris usque hodie integro artificiose incisum in pariete presbyterii cum prima Ecclesiae structura collocatum. Assumpsit eo temporis in clypeum suum nobilissimus fundator equitem undique cataphractum, qui ense, quem evaginatum et numero anni 1259 insignitum gerit, inclinat ad humerum (Mareschalli videlicet haec nota est) Rosam super galea unam, alteram a latere gestantem, ante pectus recurva scheda elevato excisa opere

continet: Wok de Rosenberg fundator hujus loci. Ad marginem trium laterum legitur exaratum caractere vetusto: Primaevae Originis Principum de Ursinis Generosorum de Rosenberg fundatorum hujus loci hic est sepultura. Quartae vero margini vacuae ab ipsis Ecclesiae primordiis usque ad illa deploranda tempora, quando Illustrissima Ursinorum Rosa Bohemico Horizonti defloruit, relictæ, inscripsit maerens Altovadum:¹⁾ Ultimus fundator Petrus Wok moritur Ao. 1611, Orate pro eis.

Fundator primus reliquit haeredes Vitigonem et Henricum filios.
Primus

1277, 21. 7is (Sept.) ad aeterna transiit et in crypta paterna positus est.

1310, 4ta Julii Illustrissimus Princeps Henricus Ursinus de Rosis, Mareschallus et Supremus Regni Burggravius Monasterii 2us fundator meritorum pro Deo et Patria plenus vivere desiit. Locum sepulturae cum Patre piissimo sortitus.

1347, 14. 8is (Octobr.) obiit felicissimae memoriae Illustrissimus Princeps Petrus Ursinus de Rosis, Supremus Regni Boemiae Camerarius, fundator tertius, filius Henrici, et Wokonis nepos. Ad ingressum Chori regularis hodiedum exstantis ex humilitate idipsum desiderabat, sepultus sub marmore plano quiescit. Erat Pater 5filiorum, Petri, Henrici, Jodoci, Ulrici et Joannis, quorum secundus 1346 in bello Francico adversus Anglos gloriose occubuit in acie et Lucenburgi in Ecclesia B : M : V : tumulatus est.

1384, 16. 9is (Nov.) piissime obiit Reverendissimus Pater et Dominus Petrus Ursinus de Rosis, Primogenitus nepos 1mi fundatoris, Praepositus Capellae Regalis OO. SS. in Castro Pragensi, Cardinalis nominatus ab Urbano VI.

1369, 24. Junii obiit Illustrissimus Dominus de Ursinis Jodocus, laudati principis Petri tertiogenitus, in tumulo majorum suorum repositus.

1390, 4. Martii fatis cessit Illustrissimus Princeps Ulricus de Rosis, quartus natu frater trium immediate antecedentium, quibus honorifice cumulatus est.

1) Dieser Satz mit den gleichen Worten macht die Annahme wahrscheinlich, daß Widl und der Autor dieses Documentes dieselbe Quelle benützt haben.

1389, 1. 7is vitam finivit Illustrissimus Princeps Dominus Joannes de Ursinis, minimus natu saepe dicti Domini Petri. Jam post recitatos Illustrissimi Principis Domini Fundatoris Wokonis Pronepotes, qui sub praedicatione Ursinorum de Rosis et lingua patria Baronum de Rosenberg in Boemia clarebant, ad differentiam subalternam plurium Ursinorum principum de Nova Domo, de Crumau, de Landstein, qui tamen tantum a ditionibus, quibus dominabantur (ut in Boemia fert usus) appellabantur, licet ab uno oedemque Illustrissimo Principe et Patre Witigone descenderint, nec aliter rosam, signum avitum, nisi accidentaliter quoad colorem vel numerum vel in praeeminentiam bonorum heroicorum facinorum aut Regni officiorum indicium mutabant, ut apparet in 1mo Monasterii fundatore Mareschallo, qui equitem cataphractum: et in Ulrico, qui rosam in monstrantia gestabat. Proinde recensendae sunt seu veniunt Contholares et Collaterales dictorum fundatorum, qualiter ordine suo obiverint et sepulcro Ursinorum appositi sint Altovadi.

1290 fatis cessit Dominus Zavisius, Princeps Ursinus, dictus a Falkenstein, filius Domini Budwoy, qui civitatem, vetus Budvitium dictam, condidit; sepultus (est) Altovadi in Capitulo regulari.

1300, 21. Martii obiit Dominus Diebicho Ursinus, dictus de Zizelitz a dominio, quod possedit; Eodem anno Junii 8va obiit Domina Offka, uxor dicti Domini Diebikonis de Crumau.

1307 obiit Domina Elisabeth, Mater Domini Petri, qui erat Monachus Altovadensis.

1315 obiit Domina Hedvigis, uxor Domini Wokonis 1mi fundatoris, sepulta in Styrio Monasterio Ord. Cist. de Runa dicto.

1317, Febr. 3a. Domina Joanna de Michelsberg, filia Domini Henrici 2di fundatoris; eodem anno 7is 6ta alia Joanna de Michelsberg, uxor Domini Henrici (?); 21. 7is obiit Domina Fiola ducissa Thessinensis, 1ma uxor Domini Petri quondam Monachi.

1332. 16. Aug. obiit Dominus Joannes de Dobrucka, avunculus Domini Petri hujus.

1344, 6ta Oct. obiit Dominus Henricus de Blumenau, nepos ex filia dicti Domini Petri Monachi, qui pro suffragiis animarum in Altovado quiescentium contulit villas, census et alia Altovado.

1355, 6. April. obiit Domina Catharina de Wartenberg, Domini Petri 2da Conjux.

1357 obiit Jan. 5ta } Dominus Woko de Crumlovio,
Maii 6ta } Frater ejus Dominus Hynko,
Jan. 16ta } D. Margaretha, soror Petri, uxor Do-
mini Bavari de Strakonitz, tumulata a sinistris lmi Domini funda-
toris; omnes (3) a linea lmi fundatoris Altovadi sepulti.

1387 Martii 10ma obiit Domina Elisabetha, uxor Domini Ulrici,
4ti fundatoris, mater Domini Henrici.

1398 obiit Illustrissima Domina Barbara, uxor Domini Henrici.

1402 Maii 12. obiit Domina Agnes, uxor Domini Jodoci 4ti
fundatoris.

1412 Julii 28. obiit Illustrissimus Princeps Dominus Henricus
Ursinus de Rosenberg, Nepos Petri, quondam Monachi, Summus
Regni Boemiae Burggravius, Monasterii Altov. Fundator.

1430, Junii 29. }
1444, Julii 25. } obiit { Domina Catharina, uxor Domini Ulrici, }
1456, Jan. 25. } } Domina Elisabeth, Domini Henrici uxor, } Altovadi
} } Dominus Henricus, filius Domini Ulrici, } sepulti.

1462, April. 28. obiit Illustrissimus Princeps Dominus Udalricus
de Rosenberg, Žisskianae luis domitor, Coenobii et Religionis de-
fensor strenuissimus; erat parens trium filiorum Henrici, Jodoci et
Joannis, quorum 2dus

1467, Dec. 5. obiit qua Reverendissimus Episcopus Wratisla-
wiensis ibidemque sepultus est.

1472, 18. Nov. obiit Dominus Joannes de Rosenberg, qui genuit
Henricum, Wokonem, Petrum et Ulricum, quorum

1483 obiit 17. Dec. die Illustris Mater Domina Hedvigis, ducissa
de Magno Glogau; et

1489, 21. Maii obiit Dominus Henricus, primogenitus Joannis;
ambo Altovadi sepulti.

1500, 2da Maii obiit Domina Elisabetha, Conthoralis Domini
de Rosenberg Henrici.

1505 obiit die 1ma Sept. Dominus Woko, secundo genitus Joannis.

1522 obiit Dominus Henricus de Rosenberg, filius dicti Ulrici
de Rosis.

1523, 9. Oct. obiit Dominus Petrus Regni Boemiae Supremus
Praeses et Gubernator, Patruelis DD. Joannis, Jodoci, Petri et Henrici.

1525, 12. Nov. obiit Dominus Ulricus, minimus natu Joannis
de Rosis.

1526, 28. Jan. obiit Dominus Henricus de Rosis, Joannis ex
Wokone Nepos.

1530, 28. Jan. obiit Domina Wandalina filia Domini Bartholomaei de Starnberg, Conthoralis Jodoci a Rosis.

1531, 9. Dec. obiit Dominus Ferdinandus Wokus a Rosis, Petri ex Jodoco Nepos.

1532, Febr. 22. obiit Dominus Jodocus, Gubernator Strakonicensis, Inclyti Regni Boemiae, Moraviae, Silesiae, Poloniae, Austriae, Styriae, Carinthiae, Croatiae, Supremus Prior S. Joannis in Hierusalem.

1539, Oct. 16. obiit Dominus Jodocus de Rosenberg, frater Joannis, Jodoci et Henrici Rosensium.

1545, 2. Nov. obiit Dominus Petrus de Rosenberg, Guillelmi et Petri Parens.

1559, Maii 10. obiit Illustrissima Princeps Catharina, Illustrissimi Principis Domini Erici Brunswicensis filia, Domini Guillelmi, Inclyti Regni Boemiae Primarii, Conjunx.

1562, Sept. 5a. obiit Generosa Domina Anna de Roggendorff, Domini Jodoci de Rosenberg Conjunx, quae et omnes hucusque numerati in sepulchreto Principum Ursinorum sunt tumulati.

1564, 27. Junii obiit Domina Sophia, S. Rom: Imperii Electoris Brandenburg: Joachimi filia, Guillelmi a Rosis Conjunx 2da. Altovadi sepulta.

1570. Die incognita obiit Generosa Domina Anna Maria, nata Marchionissa Badensis, Illustrissimi Domini Guillelmi, Primarii et Camerarii Supremi Regni Boemiae uxor tertia, quae cum Guillelmo conjugate sepulta Crumlovii.

1592, Augi 31a. obiit in arce Pragensi Illustris Princeps Dominus Guillelmus Ursinus de Rosis, Gubernator Domus Rosenbergicae, qua Supremus Regni Boemiae Burggravius, aurei velleris eques, trium Imperatorum et Regum Boemiae, Ferdinandi, Maximiliani et Rudolphi, a consiliis intimis. Sepelitur Crumlovii, de quo

AVgVstI postreMa dIes eLVxerat orbi

Ipse pater patrIae qVa pIa regna SVbIt.

1611, Nov. 6. obiit Illustrissimus Princeps Dominus Petrus Ursinus, germanus supramemorati Guillelmi, ultimus de fundatoribus Coenobii Altov. Gubernator Domus Rosenbergicae, qui 73 annorum, dum se generandae prolis destitutum cerneret spe, de Dominio Crumloviensi ac aliis disposuit ac pactum cum Caesare Rudolfo conditis quibusdam articulis firmatis utriusque sigillis iniit, et simul Monasterio per literam confirmationem providit.

B e r i c h t

über die 50. Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

Dieselbe wurde in den Tagen vom 22.—26. September d. J. in Düsseldorf unter Leitung des Vorsitzenden, Geheimen Archivrat Baillet aus Berlin, abgehalten. Von den 153 Vereinen, die der Gesamtverein jetzt zählt (gegen 142 im Vorjahre), waren 57 vertreten. Unser Verein war es durch Prof. Josef Neuwirth aus Wien und den Gesertigten. Von Österreich war noch Landesarchivar Dr. B. Bretholz in Vertretung des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens erschienen; den Verein für Egerländer Volkskunde vertrat General Freiherr von Friesen, der Obmann des sächsischen Vereins für Volkskunde; auch die Kommission für Volkskunde der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur war durch den Berichterstatter vertreten. Zahlreiche Abgeordnete von Regierungen (Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, Thüringen, Schaumburg-Lippe, Elsaß-Lothringen), von Städten (Hamburg, Bremen, München, Breslau, Dortmund, Hildesheim, Düsseldorf) und eine stattliche Reihe von Theilnehmern ohne besonderes Vertretungsmandat vereinten sich zu einer Zahl von etwa 150 Anwesenden.

Die Tätigkeit dieser Generalversammlungen zerfällt in zwei Teile: einmal werden in den allgemeinen Versammlungen und in den Sektionen (Prähistorie, Kunstgeschichte, Mittelalter, Neuzeit, Volkskunde) Vorträge gehalten. Zweitens werden Gegenstände allgemeinen Vereinsinteresses in einer Sitzung der Vereinsdelegierten und in einer allgemeinen Sitzung der vereinigten fünf Sektionen besprochen. Es darf wohl hier, ohne weitere Kritik, die Tatsache konstatiert werden, daß der zweite Teil diesmal etwas zu kurz gekommen ist.

Es wurde der Geschäfts- und Kassenbericht (letzterer durch Archivrat Dr. Zimmermann aus Wolfenbüttel) erstattet; dabei namentlich auf die Zeitschrift des Gesamtvereins, das Korrespondenzblatt, hingewiesen, die jetzt in 550 Exemplaren erscheint, wovon 450 abonniert sind. Es wäre sehr wünschenswert, daß sich innerhalb der Vereine mehr Abnehmer fänden;

bei Abnahme von fünf und mehr Exemplaren wird reichlicher Rabatt gegeben. Eine Zunahme von Abonnenten würde den Gesamtverein finanziell stärken, was zur weiteren Ausgestaltung der Zeitschrift Anlaß geben könnte. Es soll demnächst eine diesbezügliche Aufforderung an alle Vereine gerichtet werden.

In der Sitzung der vereinigten Sektionen erhielt zunächst Herr Dr. Armin Tille (Leipzig) das Wort zu einem Referate über Erschließung und Ausbeutung der kleineren Archive; im Anschlusse daran wurde eine Resolution beantragt und angenommen, die den Dank für das bereits Geleistete und hoffnungsvolle Wünsche für das noch zu Leistende den betreffenden Vereinen und Korporationen aussprach und dann fortfuhr: „Als geeignete, seitens der Geschichtsvereine zu ergreifende Maßnahmen dürften etwa folgende Schritte zu beachten sein: a) In den Versammlungen der Geschichtsvereine immer wieder auf die Wichtigkeit der kleineren Archive (d. i. Archive ohne systemisierten Archivdienst) und ihrer Erschließung hinzuweisen und zur Bearbeitung ihrer Inventare aufzufordern. b) In den Vereinszeitschriften regelmäßig über den Inhalt einzelner Archive Mitteilungen zu veröffentlichen. c) Die staatlichen und kirchlichen Oberbehörden zu entsprechenden Anordnungen in ihrem Amtsbereiche anzuregen. d) Verzeichnisse der in Privatbesitz befindlichen Archive anzulegen. Wenn die Geschichtsvereine dabei die für eine solche Tätigkeit geeigneten Personen namhaft machen, werden sie der Sache selbst den größten Dienst leisten.“

Weiterhin erörterte Prof. Thudichum aus Tübingen die Frage der Grundkarten und konstatierte den großen Fortschritt, den dieselbe gemacht. Sein ureigenstes, unleugbares Verdienst. Es wurde schließlich an alle landesgeschichtlichen Vereine der Appell gerichtet, sich an diesen Arbeiten zu beteiligen. Auch für Böhmen käme diese Anregung im Anschlusse an die sächsischen Karten sehr in Betracht.

Gegen den Antrag, auf Grund dieser vorbereitenden Karten allgemeine historische Karten und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1525, 1654 und 1789 anzufertigen, wurde mit Recht geltend gemacht, daß solche Jahre sich schwer für alle Teile Deutschlands gleichmäßig rechtfertigen und feststellen lassen.

In großer Kürze und Eile mußte dann Dr. Rügyschke einen Überblick über den Stand der historischen Kartographie in Deutschland halten, ebenso über die Anlegung eines geographischen Wörterbuchs, endlich wurden die Vereine aufgefordert Stellung zu nehmen zur Fortsetzung des Walter-Konerschen Repertoriums.

In den Hauptversammlungen wurden drei hochinteressante, formvollendete Vorträge gehalten: Prof. H. Delbrück aus Berlin sprach über die Kriege der Römer mit den Germanen; empfahl eine größere Skepsis gegenüber den Angaben der römischen Historiker und wies methodisch neue Wege zur Erforschung jener Zeiten, wobei er wiederholt exempli gratia moderne Erfahrungen heranzog. Geheimrat Bailieu hob auf Grund neuen Materiales den Anteil der Königin Louise an der preußischen Politik im Jahre 1810 hervor. Während die meisten preußischen Staatsmänner an Preußens Zukunft damals überhaupt verzweifelten, war sie es, die das Rückgrat der Politik Preußens versteifte und als Retter in der Not Hardenberg zu gewinnen verstand.

Dr. Oppermann aus Köln sprach über die Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums in den Rheinlanden. Er ging von der Tatsache aus, daß im 11. Jahrhunderte sich der neue bürgerliche Stand entwickelt, im 12. zur politischen Geltung gebracht habe, so vor allem in Köln und Worms. Erstere Stadt sei auch das größte Verkehrszentrum jener Gegend gewesen. Redner verfolgte dann die Entwicklung dieser Dinge durch die Jahrhunderte.

In den einzelnen Sektionen wurden folgende kürzere Vorträge (die Dauer derselben war in der Regel auf 20 Minuten beschränkt) gehalten, denen sich meist eine Diskussion anschloß:

Oberlehrer Dr. Klinkenberg (Köln) über die Ara Ubiorum und die Anfänge Kölns;

Direktor Lehner (Bonn) über das Kastell Remagen;

Prof. Dr. Bone (Düsseldorf) über antike Gläser, besonders Milleflorigläser;

Domkapitular Schnütgen (Köln) über mittelalterliche Glasmalerei;

Ministerialrat a. D. Soldan (Darmstadt) über die Ausdeckung vorgeschichtlicher und römischer Anlagen am Schrenger bei Buzbach;

Prof. Dr. von Below (Tübingen) über die Theorie vom Ureigentum;

Freiherr von und zu Gilfa (Gilfa) über den Wert bestimmter Namensformen von Orten für die Bestimmung ihres Alters.

Auch die neubegründete V. Sektion für Volkskunde hielt unter Vorsitz General v. Friesens ihre erste Sitzung ab, in welcher Prof. Brenner aus Würzburg in längerem Vortrage folgende Thesen verteidigte: „die wissenschaftliche Volkskunde hat die Aufgabe: a) alle Äußerungen der Volksseele in Wort und Werk (soweit diese von höherer Kultur unberührt ist) darzulegen; b) die Äußerungen im Wandel der Zeit geschichtlich und kritisch zu verfolgen; c) den physiologischen und geschichtlichen Gründen nachzu-

gehen, die sie hervorgebracht und haben wachsen lassen.“ Nach einigen interessanten Bemerkungen P. Jaques Grobs aus Luxemburg sprach der Direktor des German. Museums v. Bezold, der in motivierter Rede die Auslassung des hier in Klammern gestellten Nebensatzes in These a) anriet, sich dann weiter über diese Fragen ausbreitete und namentlich zur Festlegung von Wohnungseinrichtungen und häuslichen Sitten nicht die Ausführung von Stuben, sondern ganzer Häuser der betreffenden Volksart empfahl, wie es in Skandinavien gebräuchlich ist. Zu einer Abstimmung über diese Thesen kam es sehr vernünftiger Weise nicht.

Die Tagung, die mit mancherlei Festen und interessanten Besichtigungen (z. B. die der kunsthistorischen Abteilung der Düsseldorfer Ausstellung unter Führung von Domkapitular Schnitzgen aus Köln) geschmückt war, fand ihr Ende in einem hochgelungenen Ausflug nach Aachen, wo ein Vortrag Baurats Kreuzens über das Aachener Rathaus stattfand und in einer letzten formellen Gesamtsitzung die einzelnen Beschlüsse kund gemacht wurden. Als Ort der nächsten Versammlung wurde für 1903 Erfurt bestimmt. Der dritte deutsche Archivtag und der dritte Tag für Denkmalpflege waren mit der Düsseldorfer Tagung verbunden. Ottokar Weber.

Splitter.

Nr. 13.

Der vielgenannte Convertit und Gelehrte Andreas Fromm,¹⁾ geboren 1620 zu Wusterhausen in Brandenburg, kam nach mannigfachen Wanderungen und Mühseligkeiten am 7. April 1668 mit Frau und Kindern nach Prag und trat am 19. Mai d. J. zur katholischen Religion über. Seine Gönner und Beschützer verhalfen ihm zum B.-Rammitzer Decanate. Am 5. April 1669 wurde er für diese ansehnliche Pfründe confirmirt.²⁾ Doch hat er nur kurze Zeit oder vielleicht auch gar nicht in Rammitz gewirkt, denn noch in demselben Jahre (1669) wird Gottfried Reintsch Decan daselbst. Von 1670 bis 1673 finden wir „Andreas Fromm, Brandenburg. Nobilis“ als Canonicus des Leitmeritzer Domcapitels. Seine

1) Vgl. Pelzel, Böhm. und Mähr. Gelehrte, Prag 1773, IV. 60.

2) Confirmationes beneficiatorum des Leitmeritzer Consistorialarchives.

Frau¹⁾ Elisabeth Fromm (Alzbeta Frommowa) geborene Schönbergerin (kauf²⁾ am 16. December 1670 unter dem Bürgermeister Georg Ignaz Donat für sich und ihre Kinder aus der Ehe mit Andreas Fromm Licentiaten ein Haus in der Stadt, in der Gasse zum Michaelsthore zwischen den Häusern der Marianne Geißler und der Katharina Silvester von Katharina, Frau des Jakob Bernascone,³⁾ eines wällischen Mannes um 215 fl. rhein. baar, sammt allen Zugehörungen und dem Gerinne für den Wasserlauf durch die Stadtmauer, mit der Verpflichtung, den darunter liegenden Parkan zu erhalten. — Nach dieser Grundbucheintragung ist also die Bemerkung Pelzels, daß Andreas Fromm für seine Gemahlin ein Haus in Leitmeritz gekauft habe, irrtümlich; Frau Elisabeth ist selbst die Käuferin gewesen. Nach Pelzel soll die Gemahlin Fromms am 2. Dezember 1679 in Leitmeritz gestorben sein. Dem widerspricht aber eine Notiz des Leitmeritzer Rathsprötolles (Stadtarchiv) vom 15. März 1672. „Andreas Fromm, Canonicus und Assessor Consistorii Episcopalis“ ersucht damals den Magistrat, in dem unterhalb des Hauses seiner verstorbenen Frau gelegenen Parkan zum Vergnügen für seine Kinder einige Beete anlegen und etliche Bäume setzen zu dürfen, was ihm aber nicht bewilligt wurde, da der Platz dem Thormächter gehöre. — Frau Elisabeth starb wahrscheinlich 1671.

Streitigkeiten mit dem Bischofe Schleinitz veranlaßten A. Fromm, auf sein Canonicat in Leitmeritz zu verzichten. Er trat am 11. Juli 1681 zugleich mit seinen Söhnen Ignaz Friedrich⁴⁾ und Christian August in den Prämonstratenserorden zu Strahow ein und starb daselbst am 16. Oktober 1683. Eine größere Anzahl seiner Bücher, theilweise mit handschriftlichen Notizen verwahrt die Bibliothek dieses Stiftes.

Ein dritter Sohn Fromms soll Kaufmann in Prag gewesen sein, eine Tochter wurde Nonne in Doxan.

Unkert Heinrich.

-
- 1) Fromm vermählte sich 1651 mit der Tochter des Gottesgelehrten Schönberger.
 - 2) Libr. contr. des Grundbuchs, — Leitmeritzer Stadtarchiv.
 - 3) Es ist dies das Haus Nr. C. 31; Michaelsgasse Nr. 11 neu.
 - 4) Carl Ignaz Friedrich Fromm, geb. 1657, wird im Jahre 1670 als Grammatist des Leitmeritzer Gymnasiums genannt. (Nach einer Aufzeichnung des † Prof. Ragerowsky.)

Nr. 14.

**Instruktion für die privilegierte Herberge für Wandergesellen in
Leitmeriz aus dem Jahre 1636.**

Wir S. M. Kaiserrichter, Bürgermeister und Rath von Leitmeriz a. d. Elbe thun zu wissen mit diesem Blatt öffentlich und besonders da, wo es die Nothdurft erfordert, daß wir über Ersuchen der geehrten Zechmeister der Löblichen Handwerke der Bäcker, Lebzeltner und Küchler, der Bierbrauer, Wagner und Schmiede, wie auch der Schuster um Zuweisung einer privilegierten Herberge nach ehrwürdigem alten Herkommen für ihre Wanderburschen, nach sorgfältiger Erwägung und Gutbefinden diesem entsprochen und ihnen das Gasthaus des geehrten Herrn Paul Gintner unseres Mitbürgers auf ihren Wunsch privilegiert und angewiesen haben.

Ein jeder Geselle der obgenannten Handwerke, ob Tscheche oder Deutscher soll bei Ankunft in dieser privilegierten Herberge nicht trotzig, wie Soldaten, sondern ehrerbietig und ernsthaft, wie ein ehrfamer Handwerksmann eintreten und mit achtungsvoller Begrüßung des Herrn Wirths und der Frau Wirthin um ein Nachtlager bitten; wird ihm Nachtlager gewährt, so soll er sofort seinen Ranzen, Felleisen, sein Seitengewehr, wenn er ein solches hat, oder überhaupt seine Waffe, dem Herrn Wirth, oder wie man gewöhnlich sagt, dem Herrn Vater zum Verschluss in der Stube ablegen und übergeben; demselben hat er auch seinen Namen und ob katholisch oder nicht, anzugeben; dem Herrn Vater und der Frau Mutter, sowie der Bedienung gegenüber soll er ernsthaft, würdig und mit Anstand sich betragen; dagegen wülste Reden und namentlich Fluchen, Lärmen und Sacramentiren nach eingerissener schlechter Soldatenmanier, sich und andere verwünschen, wie besessen, und dgl. Karten, Würfel, durch welche so leicht Zank, Streit, ja Mord entstehen, soll er ausweichen und solches unterlassen. Ob das Nachtlager, je nach Gelegenheit auf einem Bund Stroh, nach Soldatenbrauch, oder auf der Bank, wie ein Schüler, oder sonst wo immer vom Herrn Vater oder der Frau Mutter angewiesen wird, so soll er es mit Dank annehmen, daselbst die Treue bewahren und wo er nichts hingelegt hat, soll er auch nichts anrühren und in Summa soll sich jeder so benehmen, daß er einen guten Ruf hinterläßt, unter Verlust der Ehre und des ehrsamten Handwerks. Damit alle angeführten Vorschriften zur Ehre der Handwerke, sowie zu unserer Befriedigung umso vollständiger gehalten werden, haben wir zu besserer Bekräftigung dieser Urkunde unser Stadtiegel gewissenhaft beidrücken lassen.

Gegeben in der Stadt Leitmeritz a. d. Elbe am Freitag nach St. Thomas d. i. 22. December 1651.

(Fol. 37/8 des 1636 angelegten Leitmeritzer Bäckerzunftprotokollbuchs; — aus dem Tschechischen übersezt.)

Mitgeteilt von Heinrich Anfert.

Mitteilung der Geschäftsleitung.

Nachtrag zum Verzeichnis der Mitglieder.

Geschlossen am 10. November 1902.

Neu eingetreten als

Stiftende Mitglieder:

- Seine Excellenz Herr Baernreither Josef Maria, J. U. Dr., k. u. k. Geheimrat, Minister a. D., Reichsrats- u. Landtagsabg. in Wien.
- Seine Hochgeboren Herr Mostiz-Rhinet Erwein Graf, k. u. k. Kämmerer, erbl. Mitglied des Herrenhauses, Landtagsabgeordneter in Falkenan a. d. Eger.
- Seine Gnaden Herr Panmer Bruno, Abt des Bistzerzienser-Stiftes in Hohensurth.
- Herr Schwarzberg Moriz, Großkaufmann in Leipzig.
- „ Wien Franz, J. U. Dr., Advokat in Prag.

Ordentliche Mitglieder:

- Herr Berneder Erich, Ph. Dr., Professor an der deutschen Universität in Prag.
- „ Eppinger Karl, J. U. Dr., Advokat, Landesauschußbeisitzer in Prag.
- „ Grimmich Virgil, Theol. Dr., Professor an der deutschen Universität in Prag.
- „ Holzner Eduard, Ph. Dr., Schriftsteller in Prag.
- Fräulein Kobinger Caccilie, Private in Krumman.
- Herr Langauer Anton, Beamter in Prag.
- „ Reistner Mathias, Beamter in Prag.
- „ Pfaff Ivo, J. U. Dr., Professor an der deutschen Universität in Prag.
- „ Pontini Hans, Schriftsteller in Franzensbad.

(Fortsetzung folgt.)